LA
5773
5
1
5
80

037005000 1702

Des

Herrn Carl Goldoni

Sämmtliche

Lustspiele.

Mit Kupfern.

Fünfter Theil.

Mit Churfürstl. Sächß. gnädigstem Privilegio.

Leipzig,
gedruckt und zu finden bey Zacharias Heinrich Eisfeld.
1769.

Vorbericht
zum fünften Theile.

Den Beyfall, den die vier ersten Theile meines deutschen Goldoni, bey dem Publikum erhalten, hat beynahe meine Erwartung übertroffen, und eben dieser Beyfall, nebst der Aufmunterung der Kenner des wahren Komischen, flößen mir neuen Muth ein, in meinem Unternehmen freudig fortzufahren. Freylich wird es mein Aufpasser in der klotzischen Bibliothek, Herr Thst, gleichgültigen Andenkens, ungern sehen, daß ich so keck bin, immer in meinem Galopp, wie er sich auszudrücken beliebt, fortzureisten. Wenn der gute Mensch, seiner natürlichen Schwäche wegen, mir nicht nachkommen kann, so mag er zusehen, ob er mir vielleicht, als blinder Passagier, folgen darf; zumal alsdann, wenn er mir zuvor, seiner Drohung nach, die Erndte meines Ruhms über dem Kopfe angezündet haben wird.

Vorbericht.

Doch, ich hätte meinen Vorsatz bald gebrochen, mich nie mit Leuten abzugeben, die nichts, als persönliche Beleidigungen, zum Gesichtspunkte ihrer gallsüchtigen Beurtheilung machen, und theoretische Machtsprüche über theatralische Werke zusammen schmieden. Der Herausgeber der hallischen deütschen Bibliothek der schönen Wissenschaften sollte doch beynahe nun selbst, aus eigener Erfahrung wissen, wie gehässig eine ausgeartete Kritik, über das sittliche Betragen eines Schriftstellers, in den Augen des vernünftigern Theils des Publikums seyn müsse.

Herr Thst. kann übrigens, wenn er sich mehr Kenntniß in der italienischen Sprache, und eine bessere Einsicht in die Anständigkeit des theatralischen Ausdrucks, erworben hat, meine Uebersetzung zu beurtheilen, fortfahren; nur muß er Niemanden, zu Vermeidung der ungesittesten Zweydeutigkeit, anrathen, daß er sono arrivato a Dama, durch: Ich bin in der Dame; ed io non tarderò ad arrivarvi, und ich werde auch gleich drinnen seyn, übersetzen soll. Will er aber dennoch seinem natürlichen Hange zu persönlichen Anzüglichkeiten ferner folgen, so erinnere er sich ja des Ausspruchs des Dichters:

C' est un mechant metier que celui de medire.

Leipzig,
den 8 April, 1769.

Saal.

Der Cavalier von gutem Geschmack

Der Cavalier von gutem Geschmack.

Ein Lustspiel.

Personen.

Graf Octavio, der Cavalier von gutem Geschmack.

Die Gräfin Beatrice, eine Witwe, seine Schwägerin.

Der junge Graf Florindo, ihr Sohn.

Die Marquise Rosaura, des jungen Grafen Florindo Braut.

Donna Eleonora, eine Witwe, der Marquise Tante und Vormünderin.

Die Baronesse Clarisse, ein mannbares Frauenzimmer, der Gräfin Beatrice Verwandte.

Der Graf Lelio, des Grafen Octavio guter Freund.

Pantalon de' Bisognosi, ein venetianischer Kaufmann.

Der Doktor Anselmi, ein Arzt.

Brighella, ein Bedienter, alsdann des Grafen Octavio Haushofmeister.

Harlekin, des Grafen Unterkoch.

Des Grafen Bibliothekär.

Des Grafen Secretär.

Zween Kammerdiener vom Grafen.

Ein Page von der Marquise.

Ein Bedienter von der Donna Eleonora.

Der Schauplatz ist in Neapel.

Der Cavalier von gutem Geschmack.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Ein Zimmer beym Grafen Octavio.

Der Graf Octavio, im Schlafrocke und Perucke, sitzt am Tische und liest in einem Buche.

Octavio.

Man muß gestehen, daß sich zu unsern Zeiten, mehr als jemals, große Genies in unserm Vaterlande hervorgethan haben. Dieses Buch ist so fürtreflich geschrieben, daß ich es für ein Muster in der Sprache halte; denn heut zu Tage schreiben gewiß sehr wenige einen so guten Stil. Dieser Traum ist ein Meisterstück, und das Gespräch zwischen der Feder

und der Lampe ist allerliebst. Doch die Sonne fängt schon an, die Erde zu erwärmen. Es wird bald Besuch kommen; und ich möchte mich nicht gern in dieser nachläßigen Kleidung antreffen lassen. Wer auf Wohlstand halten will, muß sich auch in seinem eigenen Hause einen kleinen Zwang anthun. Ist niemand da?

Zweyter Auftritt.

Brighella, ein Kammerdiener, und der Vorige.

Brigh. Gnädiger Herr.

Oct. Ruft mir den Haushofmeister.

Brigh. Es hat sich was zugetragen, gnädiger Herr.

Oct. Und was denn?

Brigh. Der Haushofmeister läßt sich nicht mehr sehen.

Oct. Wie? Er ließe sich nicht mehr sehen?

Brigh. In der Stube ist er nicht, seine Coffer sind nicht da, und von seinen Sachen siehet man auch sonst nichts. Man hat ihn in der ganzen Stadt gesucht, aber nirgends finden können.

Oct. Hat er etwas mitgenommen?

Brigh. So viel der Tafeldecker, der Koch und ich nachgesucht haben, so können wir eben nicht sagen, daß etwas fehlete.

Oct. Warum glaubet ihr aber, daß er fortgegangen sey, da er nur erst acht Toge in meinen Diensten ist?

Brigh. Ich will ihnen die Ursache sagen, gnädiger Herr. Sehen sie nur, es ist blos deswegen geschehen, weil sie dem Secretär befohlen haben, ihm die Rechnung von dieser Woche durchzusehen.

Oct.

Oct. Ich pflege es aber so zu halten. Der Haushofmeister muß alle Wochen seine Rechnung ablegen.

Brigh. Das Ding stand ihm eben nicht an, und deswegen hat er sich davon gemacht.

Oct. Es ist mir lieb, daß er fort ist. Er wird mich um einige Dukaten gebracht haben; das schadet aber nichts. Wenn ich es wie andere machte, die sich des Monats nur einmal Rechnung ablegen lassen, so würde er mich um weit mehr betrogen haben. Ich muß mich nun um einen andern umthun. Wer wird wohl seine Stelle indeß vertreten können?

Brigh. Ihro Gnaden kennen ihre Bedienten. Sie wissen eines Jeden Fähigkeiten, und auf wen sie sich verlassen können, daher können sie sich gar nicht irren.

Der Kammerd. Gnädiger Herr, ich habe drey Jahre als Haushofmeister gedient.

Oct. Wo?

Der Kammerd. In einer gewissen Stadt, die Wipach heißt.

Oct. Wipach? Wo liegt dieses Wipach?

Der Kammerd. An den Grenzen von Deutschland, zwischen Friaul und Steyermark.

Oct. Ich habe fast ganz Europa durchreist, und kann mich nicht auf diese Stadt besinnen. Es ist mir nur, als wenn ich gehört hätte, daß Wipach ein kleiner Flecken sey.

Der Kammerd. Bey Leiben nicht, Ihro Gnaden, es ist eine Stadt. (Einmal habe ichs gesagt, ich muß also dabey bleiben.)

Oct. Gut, es mag seyn. Ruft mir den Bibliothekär. (zu Brighellen.)

Brigh. Gleich, gnädiger Herr. (geht ab.)

Dritter Auftritt.

Der Graf Octavio und der Kammerdiener, hernach der Bibliothekär und Brighella.

Oct. Bey wem habt ihr gedient? (zum Kammerdiener.)

Der Kammerd. Bey einem gewissen Cavalier aus demselben Lande.

Oct. Wieviel gab er euch Lohn?

Der Kammerd. Drey Dukaten des Monats und freye Kost.

Der Biblioth. Hier bin ich, zu ihrem Befehl.

Oct. Bringen sie mir doch einen Theil von dem Martiniere, und zwar den Buchstaben W.

Der Biblioth. Gleich, wie sie befehlen. (geht ab.)

Der Kammerd. (Nun wird er anfangen zu lesen und nicht mehr an Wipach denken.)

Oct. Meine Kleider.

Brigh. Den Augenblick. (geht ab.)

Oct. Und hier in Neapel habt ihr als Kammerdiener gedient?

Der Kammerd. Ich mußte es aus Noth thun.

Vierter Auftritt.

Brighella mit dem Kleide, das er dem Octavio anziehen will, und die Vorigen.

Der Kammerd. Geb' er her, es kömmt ihm nicht zu.

Brigh. Ich bin auch Bedienter.

Der

Der Kammerd. Gemeine Laqveyen dürfen die Herren nicht berühren. (Er nimmt ihm das Kleid ab und ziehet es dem Grafen an.)

Brigh. (Wer weis, ob ich nicht einmal so glücklich bin, diese Livre auch abzulegen.)

Fünfter Auftritt.

Der Bibliothekär mit dem Buche und die Vorigen.

Der Biblioth. Hier ist es, zu dero Befehl.

Oct. (Nimmt das Buch, legt es auf den Tisch, setzt sich und liest.)

Der Kammerd. (Wenn ich Haushofmeister werde, so will ich dergleichen gemeinen Kerln den Stolz schon legen.) (zu Brighellen.)

Brigh. (Ich verlasse mich darauf, daß unser Herr ein Cavalier ist, der die Gerechtigkeit liebt.) (zum Kammerdiener.)

Oct. Herr Haushofmeister. (zum Kammerdiener.)

Der Kammerd. Gnädiger Herr.

Oct. Kommen sie einmal her, Herr Haushofmeister.

Der Kammerd. Unterthäniger Knecht, Ihro Gnaden.

Oct. Sie haben in Wipach gedient?

Der Kammerd. Ja, gnädiger Herr.

Oct. Wipach, ein italienischer Flecken von Friaul, in der Grafschaft Görz, an einem Flusse gelegen, wovon es den Namen hat. (indem er liest.)

Der Kammerd. Glauben sie mir nur, Ihro Gnaden —

Oct. Ihr seyd ein Betrüger. Gleich fort aus meinen Diensten.
Der Kammerd. Aber warum denn? —
Oct. Den Augenblick fort.
Der Kammerd. Ich bitte sie, haben sie doch die Gnade —
Oct. Kein Wort mehr.
Der Kammerd. Gut! Ich will gehen.
Brigh. (Gehorsamer Diener, Herr Haushofmeister.) (zum Kammerdiener.)
Der Kammerd. (Verwünscht seyn doch die Bücher, und alle die, die sie drucken!) (geht ab.)
Brigh. (Das gefällt mir, so wahr ich ein ehrlicher Kerl bin!)
Oct. Ein Bedienter der lügt, stehet mir nicht an.
Brigh. Ihro Gnaden sind in allen ihren Sachen von gutem Geschmack, und also auch in der Wahl ihrer Bedienten.
Oct. Ich bezahle meine Leute gut. Ich gebe ihnen so viel Lohn, wie sie bey einem andern schwerlich kriegen werden; ich belohne sie, ich beschenke sie, aber ich verlange auch sehr gute Eigenschaften an ihnen, Ordnung, Aufmerksamkeit und Höflichkeit.
Brigh. (Das ist ein vortrefflicher Herr! Ich lief für ihn durchs Feuer. Wie gut ist es nicht, bey einem großmüthigen Herrn zu dienen!)
Oct. Brighella.
Brigh. Gnädiger Herr.
Oct. Wie lange seyd ihr in meinem Hause?
Brigh. Es wird nunmehr zwölf Jahre seyn, und es kömmt mir vor, als wenn es nur zwölf Tage wären. Ich habe dem Himmel oft gedankt, daß ich

bey einem so gütigen Cavalier, wie Ihro Gnaden sind, in Diensten bin, und ich hoffe auch, mein Leben in einem so guten Hause zu beschließen.

Oct. Ich habe mich niemals über euren Dienst beschweren können; ihr seyd ein treuer, ehrlicher und rechtschaffener Mensch; und deswegen habe ich euch auch die Haushofmeisterstelle zugedacht.

Brigh. Gnädiger Herr, ich weis nicht, wie ich mich ausdrüken soll; ich bin ganz erstaunt, ich bin ganz beschämt. Für Freuden kann ich kaum Athem holen; ja, ich kann nicht Worte genung finden, ihnen meine Dankbarkeit zu bezeigen.

Oct. Der Dank, den ihr mir schuldig seyd, bestehet in der Aufmerksamkeit und Treue in eurem Dienste.

Brigh. Ich hoffe, daß Ihro Gnaden nicht Ursache haben sollen, sich über meinen guten Willen zu beschweren; was aber meine Geschicklichkeit anbetrifft, so will ich mir eiferigst angelegen seyn lassen, sie gut zu bedienen.

Oct. Nun, geht nur und ziehet die Livre aus. Sagt der Aufseherin, daß sie euch ein Paar von meinen Reisekleidern, aus meiner Garderobe, gebe.

Brigh. Ich danke ihnen, gnädiger Herr, für diese Gnade.

Oct. Wie stehts mit eurer Wäsche?

Brigh. Ich habe ihrer, Gottlob! so viel, als ich brauche.

Oct. Vergeßt nicht, die niedern Bedienten in guter Ordnung zu erhalten. Begegnet ihnen freundlich, laßt sie aber auch ihren Dienst verrichten. Ich gebe, wie ihr wißt, allen meinen Bedienten Kost-

geld; doch gönne ich diesen armen Leuten auch gern das, was vom Tische kömmt. Theilt es selbst unter sie aus und macht euch dadurch bey ihnen ein Verdienst, damit sie euch lieben und ehren, weil es sich nicht für mich schickt, auf alle Kleinigkeiten im Hause Acht zu geben; ein guter Haushofmeister aber kann alles in der schönsten Ordnung erhalten.

Brigh. Befehlen sie, daß alles, was die Tafel anbetrift, auf dem alten Fuße bleiben soll?

Oct. Ja, ihr wißt es ja schon. An meine Tafel können alle meine guten Freunde, uneingeladen, kommen. Der Tafeldecker muß allemal zwölf Couverts aufsetzen, und wenn sich mehrere einfinden sollten, so werden kleine Tischgen angeschoben. Zween Aufsätze, jeder von sechs Schüsseln, ist mein Gewöhnliches. Bisweilen wird die Suppe weggenommen und die Nebenschüsselchen wechseln ab, daß aus zwölf Schüsseln sechszehen werden; aber eine Tafel von zwölf warmen Schüsseln ist für eine tägliche Mittagsmahlzeit hinlänglich genung Der Wein, den ich im Keller habe, ist zum Tischtrunke mehr als zu gut. Zwo große Flaschen und zwo ordinäre Bouteillen werden täglich heraufgeholet, und dann wird Rosolis und Caffe herumgegeben. Des Abends wird nicht gespeist. Wer essen will, kann bey euch bestellen, was ihm beliebt; und dann wird ihm in seinem Zimmer aufgedeckt. Das ist also meine gewöhnliche Art zu speisen. Bey Gelegenheit eines großen Traktaments aber werde ich, den Umständen nach, schon alles selbst anordnen und euch die nöthigen Befehle ertheilen. Seyd

wirth-

wirthschaftlich beym Einkaufen, befehlet dem Koche, daß er mit den Speisen öfters verändere, daß er sie gut und schmackhaft mache, aber ja nichts überflüßig verschwende; denn ich sehe gern, daß man alles, was ich anschaffen lasse, auch genieße, und wenn für sechse angerichtet wird, so muß es, wo möglich, das Ansehen haben, als wenn es auch fur zehne genung wäre.

Brigh. Ich habe alles sehr wohl verstanden, und werde Ihro Gnaden Befehlen genau nachleben.

Oct. Höret nur; wenn ihr euer Glück machen, eure Umstände verbessern und eures Unterhalts im Alter versichert seyn wollt, so thut es nicht selbst durch unerlaubte Kunstgriffe, sondern gebt mir, durch eure gute Aufführung, Gelegenheit, daß ich es, zur Belohnung eurer treuen Dienste, thun kann.

Brigh. Mit einem Herrn, der alles einsiehet und belohnet, muß man mit aller Gewalt ehrlich umgehen; wer aber seinen Dienstboten übel begegnet und unerkänntlich gegen sie ist, der kann von ihnen nicht geliebt werden, der kann keine getreuen Leute haben. (geht ab.)

Sechster Auftritt.

Der Graf Octavio und der Bibliothekär, hernach ein anderer Kammerdiener.

Der Biblioth. Ich freue mich, daß sie so eine gute Wahl getroffen haben. Brighella ist ein ehrlicher Kerl.

Oct. Ich kenne ihn, und deswegen befördere ich ihn auch. Wer seine Bedienten bey ihrer Pflicht erhalten will, der muß sie auch Belohnung für

ihre

ihre Mühe hoffen lassen. Wenn sie sehen, daß der Herr gütig gegen sie ist, so wird ihn auch ein Jeder von ihnen wohl bedienen.

Der Biblioth. Befehlen sie sonst noch was?

Oct. Haben sie die alten Autores von den neuern abgesondert?

Der Biblioth. Ja, gnädiger Herr.

Oct. Welches sind die meisten?

Der Biblioth. Die Neuern.

Oct. Zu unsern Zeiten schreibt alles, und ein Jeder läßt was drucken.

Der Biblioth. Die alten Bücher sind ganz unnütze geworden.

Oct. Wie so?

Der Biblioth. Weil die neuern Schriftsteller die alten völlig ausgeschrieben haben, und wir finden in unsern jetzigen Autoren alles, was man in den vergangenen Zeiten gesagt hat.

Oct. Ganz recht; aber die alten Schriftsteller braucht man immer noch zum Nachschlagen, um die Meynungen der Neuern recht zu verstehen und sie mit Jenen zusammen zu halten.

Der Biblioth. Wissen sie wohl, daß ich auch ein Werkchen unter der Feder habe?

Oct. Ey! Und woran arbeiten sie denn?

Der Biblioth. Ich schreibe ein Buch, das den Titul führt: Die Pastete. Ich nehme etwas aus allen Büchern, die in der Bibliothek sind, und mache hernach ein Ganzes daraus, das man ein Universalwerk nennen könnte.

Oct. Mein lieber Bibliothekär, damit geben sie sich ja nicht ab. Die Welt ist schon voll von dergleichen

chen Werken. Solche Pasteten hat man im Ueberfluß.

Der Biblioth. Ich thue es blos deswegen, um meine müßige Zeit gut anzuwenden.

Oct. Bringen sie sie lieber mit Lesen zu. Beschäftigen sie sich nicht damit, daß sie nur die Titel, die Indices der Bücher und ihre Sentenzen auswendig lernen, um von den Unwissenden für gelehrt gehalten zu werden. Studiren sie gründlich, methodisch, wenn sie ein gelehrter Mann werden wollen.

Der Biblioth. Man hat heut zu Tage so vortrefliche Lexica, daß ein Mensch gar bald gelehrt werden kann.

Oct. Zu unsern Zeiten erlernt man keine einzige Wissenschaft mehr gründlich. Man nimmt seine Zuflucht zu den Lexicis, man lernt die Sache so obenhin, man setzet sich ein Paar lächerliche Gedanken in Kopf, man verdauet sie nicht recht, und dann werden die Leute selbst zu Indicibus, zu Lexicis.

Der Biblioth. Also sind die Lexica gar nicht brauchbar, für gar nichts zu achten?

Oct. O ja; sie sind es, aber nur für Leute, die schon etwas gelernt haben, nicht aber für die, die erst noch etwas lernen wollen, und die ihre Wissenschaften in Registern suchen.

Der Biblioth. Wenn sie niches weiter zu befehlen haben, so will ich wieder in die Bibliothek gehen.

Oct. Herr Index, ich bin ihr Diener.

Der Biblioth. Ich werde mich wieder über meine Pastete hermachen. (geht ab.)

Oct.

Oct. Es wird eine Windpastete werden, so, wie sein ganzer Kopf ist.

Der Kammerd. Ihro Gnaden, der Herr Pantalon de' Bisognosi ist da.

Oct. Er mag herein kommen. So lange er bey mir ist, nehme ich keinen andern Besuch an.

Der Kammerd. Die Frau Gräfin läßt sich auch erkundigen, ob Ihro Gnaden jetzt Zeit hätten?

Oct. Sagt meiner Schwägerin, der Gräfin, daß ich gleich zu ihr hinauf kommen würde, Schokolate mit ihr zu trinken. (Der Kammerdiener geht ab.) Meine Schwägerin ist eine wunderliche Frau. Sie will, daß man sie verehren soll, weil sie hochmüthig ist; sie betrügt sich aber sehr. Vornehme Geburt und Bescheidenheit im Umgange machen das wahre Verdienst des Adels aus.

Siebenter Auftritt.

Pantalon und der Vorige.

Pant. Unterthäniger Diener, mein gnädiger Herr Graf.

Oct. Willkommen, willkommen, mein lieber Herr Pantalon, setzen sie sich doch hier neben mich.

Pant. Wie sie befehlen.

Oct. Nun, was haben wir gutes Neues?

Pant. Ich habe gestern die russischen Fuchsbälge verkauft, und wir haben bey diesem Handel, nach Abzug dessen, was wir dafür gegeben haben und aller Unkosten, gerade zwey Hundert Dukaten gewonnen.

Oct. Gut; in zween Monaten konnte man nicht mehr gewinnen.

Pant.

Pant. Wenn sie befehlen, so will ich ihnen die Hundert Dukaten, die auf ihren Theil kommen, gleich hier abtragen.

Oct. Recht gut, geben sie sie nur her. Sie sollen zu einem desto bessern Empfang meines Enkels dienen, den ich alle Augenblicke von Rom zurück erwarte.

Pant. Befehlen sie nicht auch den ganzen Bestand unseres Negoce, den Ein- und Verkauf, ingleichen die Spesen, durchzusehen?

Oct. Jetzt nicht. Wir wollen es so machen. Notiren sie auf, daß ich Hundert Dukaten von ihnen bekommen habe, und in einigen Tagen wollen wir die ganze Billanz in Ordnung bringen.

Pant. (Ziehet ein Buch heraus.) Ich bin allemal parat, wenn sie befehlen. Bis hieher ist unser Negoce sehr gut gegangen. Die vierzig Tausend Thaler, die sie mir zu vernegociren gegeben, nebst meinen zwanzig Tausenden, haben sich gut verinteressiret.

Oct. Ich muß ihnen nur dieses sagen, mein lieber Herr Pantalon: wie meines Gleichen zu leben und mich meinem Stande gemäß aufzuführen, dazu habe ich Einkünfte genung und darf auf keinen Erwerb weiter denken; ich möchte aber gern noch etwas mehr thun. Ich lasse es gern, wenn sich die Gelegenheit zeigt, ein wenig prächtig zugehen; es ist mir lieb, wenn mir die Leute gut sind, wenn mich meine Freunde besuchen, wenn ich die Welt genießen kann, und um dieses zu thun, muß ich bisweilen die Gränzen meines Vermögens überschreiten. Wenn ich nun mein Capital unbe-

sonnener Weise angreifen wollte, wie leider! viele zu thun pflegen, so wäre ich zu tadeln, und würde mich, mit der Zeit, gar lächerlich machen. Also habe ich dieses Mittel erfunden. Ich negocire mit ihnen, und ein Capital von vierzig Tausend Thalern, erhält mich immer in guten Umständen, ohne meine häuslichen Einrichtungen in Unordnung zu bringen, ohne meine Wirthschaft zu Grunde zu richten.

Pant. Sie sind ein Cavalier, der seine Sache klug anzufangen weis. Vor diesem war Handel und Wandel der größte Reichthum adelicher Häuser. Auch heut zu Tage ist dieses noch in manchen Städten gebräuchlich, und das Negoce ist daselbst dem Adel gar nicht nachtheilig. Man muß sich nur nach der hergebrachten Weise des Orts, wo man wohnt, richten, und Ehren halber die Sache geheim zu halten wissen. Sie thun also sehr wohl daran, daß sie ihr Geld mit Vortheil anlegen, und sich alsdann diesen Vortheil zu Nutze machen und vergnügt leben.

Oct. Bey allen dem bin ich auch sehr glücklich, daß ich einen recht ordentlichen Mann an ihnen gefunden habe.

Pant. Ich thue weiter nichts, als was meine Schuldigkeit mit sich bringet. Also erwarten sie ihren Enkel?

Oct. Ja, der junge Graf, mein Enkel, kömmt von Universitäten und man erwartet ihn hier mit vieler Ungeduld, weil die Verlobung zwischen ihm und der Marquise Rosaura vor sich gehen soll.

Pant.

Pant. Eine gute Verwandschaft. Eine reiche Parthie; die einzige Tochter; das freuet mich unendlich. Aber, vergeben sie mir, warum verheirathen sie sich denn nicht, anstatt ihres Enkels?

Oct. Mein lieber Pantalon, sie meynen es nicht aufrichtig mit mir.

Pant. Wie so?

Oct. Wenn sie es gut mit mir meyneten, so würden sie mir nicht rathen, daß ich mich verheirathen sollte. Was soll ich denn mit einer Frau am Halse machen?

Pant. Ich weis aber doch, daß sie gern mit Frauenzimmer umgehen.

Oct. Ja, ich bin gern bey Frauenzimmern, und es ist mir lieb, mit ihnen umzugehen; aber mit einer Frau wüßte ich in drey Tagen nicht, wo mir der Kopf stünde.

Pant. Wenn es eine gute Frau wäre, so würden sie ihrer nicht so bald überdrüßig werden.

Oct. Ja, finden sie mir nur erst eine gute, so will ich mich morgen verheirathen.

Pant. Glauben sie denn, daß es gar keine guten giebt?

Oct. O ja, es giebt ihrer; sie sind aber so rar, wie das große Loos in der Lotterie, wie eins gegen zwanzig Tausend.

Pant. Und ich wollte mich doch anheischig machen, ihnen eine rechte gute Frau, die nach ihrem Geschmack wäre, auszusuchen.

Oct. Gut, um ihnen zu zeigen, daß ich sie liebe und viel von ihnen halte, so will ich mich verheirathen; ich will diejenige gute Dame zur Frau nehmen,

die sie mir vorschlagen werden: aber mit der Bedingung, daß sie mir dafür stehen, daß sie wirklich gut ist, daß sie so bleibt; wofern es aber unglücklich abläuft, so sollen sie mir zwanzig Tausend Thaler bezahlen.

Pant. O, diese Versicherung kann ich ihnen nicht geben.

Oct. Also sind sie auch nicht gewiß, daß sie gut seyn wird.

Pant. Sie ist gut; sie könnte aber doch schlimm werden.

Oct. Und ich sollte sie also in der Ungewißheit, ob sie gut sey, und mit der Gefahr, daß sie schlimm werden könne, heirathen? Nein, Herr Pantalon, lassen sie uns bey unsern russischen Fuchsbälgen bleiben; wir gewinnen mehr dabey, als beym Heirathen.

Pant. Ich habe nichts darwider. Thun sie, was ihnen gefällt; aber die ganze Stadt ist mit ihnen unzufrieden, daß sie sich nicht verheirathen.

Oct. Das sind Leute, die mein Vermögen beneiden.

Pant. Wie viel Damen seufzen nicht nach ihnen!

Oct. Ich traue keiner.

Pant. Und es sind ihrer doch so viel, die ihnen recht gut sind.

Oct. Sie wären mir gut? Mein lieber Pantalon! Wie gutherzig sind sie nicht! Sie sind in mein Vermögen, in meine gute Tafel, in meine Kutsch' und Pferde verliebt. Ich kenne sie, ich kenne sie, ich lasse mich aber nicht anführen.

Pant. Sie machen sich aber immer gern mit ihnen zu thun.

Oct. Ja, ich halte mich über sie auf, so wie sie sich über mich aufhalten. Ich stelle mich aber, als wenn ich es nicht merkete, damit ich meinen Spaß desto besser mit ihnen haben kann. Sie wären mir gut? Verwünscht wären sie! Ey, wenn ich mich verliebete, wie schön würde ich nicht ankommen!

Pant. Warum gehen sie denn aber mit ihnen um?

Oct. Mit Jemanden muß man doch umgehen. Auf dieser Welt lebt alles von Betrug, einer mehr, der andere weniger; und wer vernünftig ist, lernt sich in die Zeit schicken, vergnügt sich, wenn er kann, glaubt, was er will, lacht über die Narren und bildet sich selber eine Welt nach seinem Geschmack.

Pant. Ich muß ihnen gestehen, daß mir diese Art zu denken recht wohl gefällt.

Oct. Haben sie sonst noch was zu erinnern, Herr Pantalon?

Pant. Nichts mehr, ich will ihnen nicht länger beschwerlich fallen.

Oct. Gut; so lassen sie uns diese Zeit zu Nutze machen, weil es das Kostbareste auf der Welt ist. Sie können sie sehr gut mit Handeln und Wandeln anwenden. Ich bringe sie nicht gern unnütze zu. Ich verwende sie auf meine häuslichen Geschäffte, aufs Studiren, auf den Briefwechsel, aufs Lesen guter Bücher, auf verschiedene andere ernsthafte Sachen, aufs Traktiren, auf den Umgang, und bisweilen auch auf verliebte Tändeleyen.

Pant. Also tändeln sie doch auch ein Bischen mit der Liebe?

Oct. O ja; ich mach' es aber nur wie die Katze mit dem gebratenen Fleische, das auf dem Roste liegt; sie sieht es an, berührt es aber nicht.

Pant. Ey, was sie für ein artiger Herr Graf sind —

Oct. He! Ist Niemand da?

Achter Auftritt.

Der Kammerdiener und die Vorigen.

Oct. Begleitet den Herrn Pantalon. (zum Kammerdiener.)

Pant. Ich empfehle mich ihnen ganz gehorsamst.

Oct. Leben sie wohl.

Pant. (Wenn ich einmal hier bin, so ist es, als wenn ich gar nicht wieder wegkommen könnte. Es ist, als wenn er einen durch sein Reden bezauberte.) Unterthäniger Diener, Ihro Gnaden.

(Geht ab, und wird von dem Kammerdiener bis an die Thür begleitet.)

Oct. Der gute, ehrliche Mann! Er macht es immer so. Er glaubt, daß ich allemal einen halben Tag mit seinem Besuche zubringen soll. Kammerdiener!

Der Kammerd. Gnädiger Herr.

Oct. Den Sekretär und den Haushofmeister. (zum Kammerdiener.)

Der Kammerd. Sie sind im Vorzimmer.

Oct. Sie sollen herein kommen, und gehet ihr auch nicht weg. (der Kammerdiener läßt sie herein kommen.)

Neunter Auftritt.

Der Sekretär und Brighella, die ihr Compliment machen, nebst den Vorigen.

Oct. Herr Sekretär, beantworten sie diese drey Briefe. Den Ersten, in allgemeinen Ausdrücken; daß ich mir eine Ehre daraus machen würde, dem mir Empfohlenen bey Gelegenheit zu dienen. Den Andern, auf eine edle Art: daß ich mir es zu keinem Verdienste anrechnen würde, dem an mich gewiesenen geschickten Frauenzimmer Gefälligkeiten zu erzeigen, weil das Vergnügen, sie bey mir zu sehen, meine geringe Bemühung reichlich belohnete. Den Dritten, ernsthaft: es wäre mir missfällig, daß man mir zuvorgekommen sey, und daß ich allemal der Gerechtigkeit beyzupflichten gewohnt wäre. Brighella, ihr werdet die zwey Fässer Wein bezahlen, die ich bekommen habe, und die Rechnung des Schneiders durchsehen. Wenn mein Neffe heute kommen sollte, so verdoppelt die Aufsätze bey der Tafel. Hier sind dreyßig Dukaten dazu. Kammerdiener, gehet zur Marquise Rosaura, und erkundiget euch bey ihr, wie sie vorige Nacht geschlafen hat. Thut eben dasselbe bey der Donna Eleonora, ihrer Tante. Herr Sekretär, lesen sie dieses Memorial durch und machen sie die zwey Empfehlungsschreiben für den jungen Gelehrten, nach Inhalt seiner Bitte. Brighella, bemühet euch, daß diese Mittagsmahlzeit prächtig sey. Richtet eure Commission gut aus, erstlich bey der Marquise, und hernach bey

der Donna Eleonora. Begleitet mich zuvor zu meiner Schwägerin. (zum Kammerdiener und geht ab.)

Brigh. (Welcher Verstand!) (geht ab.)

Der Kammerd. (Was für ein großes Genie!) (geht ab.)

Der Sekret. (Ein Cavalier von sehr gutem Geschmack!) (geht ab.)

Zehenter Auftritt.

Ein Zimmer bey der Gräfin Beatrice.

Die Gräfin Beatrice und die Baronesse Clarisse.

Beat. Ja, ja, so ist es, meine liebe Cousine, mein Sohn wird heute erwartet.

Clar. Ist es an dem, daß er mit der Marquise Rosaura verlobt werden soll?

Beat. Ja; der Contrakt ist gemacht, er wird aber nicht vollzogen werden.

Clar. Warum nicht? Die Marquise ist von guter Familie und reich.

Beat. Es wird deswegen nichts draus, weil der Graf, mein Schwager, diese Parthie treffen will.

Clar. Als Onkel von dem jungen Grafen käme es ihm doch wohl zu.

Beat. Was? Es käme ihm zu? Meine liebe Cousine, sie verstehen das Ding gar nicht. Ich bin Florindens Mutter; mir kömmt es zu, ihm eine Braut auszusuchen, und wenn eine Schwiegertochter in dieses Haus kommen soll und muß, so muß ich es vor allen andern wissen.

Clar. Nehmen sie mir es nicht übel, meine gute Cousine, wenn ich ganz frey mit ihnen spreche. Glauben sie doch nicht, daß sie die Sache besser verstehen, als der Graf Octavio, der so ein vernünftiger Cavalier ist; und was er thun wird, das wird alles der Familie zum Besten gereichen.

Beat. Mein Schwager wäre ein vernünftiger Mann? Er ist ein Prasser, ein Verschwender, der die ganze Familie ruinirt und seinen Neffen ins Unglück bringt.

Clar. Die ganze Stadt hält ihn aber für einen klugen Mann.

Beat. Und die ganze Stadt weis das nicht, was ich weis. Die Einkünfte unsers Hauses sind nicht hinlänglich, zu dergleichen prächtigen Gastgeboten, zu so einem erstaunlichen Aufwande, wie er zu machen pflegt.

Clar. Was wollen sie denn damit sagen?

Beat. Das will ich damit sagen, daß er seine Kapitalien angreift.

Clar. Er hat ja aber noch keine liegenden Gründe verkauft.

Beat. Er soll mir meine Aussteuer herausgeben.

Clar. Man weis auch nicht, daß er Schulden gemacht hätte.

Beat. Wenn Florindo kömmt, so soll er Rechenschaft von seiner Administration ablegen.

Clar. Glauben sie mir nur, sie irren sich.

Beat. Und das ist er nicht im Stande.

Clar. Sie wissen ja seine Absichten nicht.

Beat. Ich weis alles; und ich sage es ihnen noch einmal, daß er die ganze Familie unglück-

lich macht; ich wollte es ihm ins Gesicht hinein sagen.

Clar. Meine liebe Cousine, sie haben gewiß keinen Vortheil davon, wenn sie ihn böse machen.

Beat. Ey, ich frage viel nach ihm.

Clar. Es ist ein Cavalier, der dergleichen Begegnungen nicht verdient.

Beat. Ja, ja, es ist ein Cavalier, der dergleichen Begegnungen nicht verdient. Nun merk' ichs erst. Wie lange ist denn der Herr Graf schon ihr Galan?

Clar. Der Name Galan kömmt ihm, in Beziehung auf mich, gar nicht zu. Meine Aeltern haben mich, ehe sie starben, nicht verheirathen können; jetzt bin ich in einem Alter, daß ich das Gute vom Bösen zu unterscheiden weis: aber ich bin auch ein Frauenzimmer von Stande und ein ehrliches Frauenzimmer. Ich werde meine Ehre auf keine Art in Gefahr setzen; wenn mir aber das Glück eine günstige Gelegenheit zeigete, so würde ich nicht säumen, sie zu ergreifen.

Beat. Wenn also der Graf Octavio die Thorheit begehen und sich verheirathen wollte, so würden sie wohl keine Schwierigkeiten machen, seine Hand anzunehmen?

Clar. Warum nennen sie aber eine Neigung, die er zum Heirathen haben kann, eine Thorheit?

Beat. Mein Sohn muß verheirathet werden. Es fällt unserm Hause zu beschwerlich, zwo verheirathete Familien zu erhalten.

Clar. Cousinchen, dieses Haus ist nicht ihre.

Beat. Ey denkt doch! Es wäre nicht meine?

Clar. Ihres liegt in der Vorstadt.
Beat. Auf diesem haftet meine Aussteuer.
Clar. Das ist eine Sache, die sich gar leicht von einem Orte zum andern bringen läßt.
Beat. Dann ist mein Sohn auch noch übrig.
Clar. Der ist kein Kind mehr; und bey allen dem, so ist der väterliche Oheim allemal der rechtmäßige Administrator von einem Neffen.
Beat. So, wie ich höre, haben sie schon alles in diesem Hause in Ordnung gebracht. Sie werden vielleicht bald Besitzerin davon werden.
Clar. Darüber habe ich nicht die mindeste Versicherung; wenn ich sie aber hätte —
Beat. Sehen sie doch da den Herrn Grafen; er wird ihrentwegen kommen. (spöttisch.)
Clar. Um sie alles Verdrusses zu überheben, so will ich weggehen.
Beat. O, begehen sie doch keine solche Uebereilung. (wie oben.)

Eilfter Auftritt.

Der Graf Octavio und die Vorigen.

Oct. Gehorsamer Diener, Frau Schwägerin.
Beat. Dero Dienerin. (ernsthaft.)
Oct. Unterthäniger Diener, mein gnädiges Fräulein.
Clar. Ergebenste Dienerin, Herr Graf.
Oct. Nun, womit divertiren sie sich, Mesdames?
Clar. Ich wollte den Augenblick gehen.
Oct. Vielleicht weil ich gekommen bin?
Beat. Ja, weil sie gekommen sind. Sie geht aus Bescheidenheit fort.

Oct. Ey, mein Fräulein, ich komme nicht deswegen her, ihre Bescheidenheit zu beleidigen. (zu Clariss.)
Clar. Meine Cousine scherzt nur mit mir. (zum Grafen.)
Beat. Und sie möchte gern mit ihnen scherzen. (zum Grafen.)
Oct. O, die Baronesse verdient alle mögliche Achtung.
Clar. Sie beschämen mich.
Beat. Herr Graf, ich freue mich über sie.
Oct. Ey, meine gute Schwägerin, misgönnen sie mir doch dieses kleine Vergnügen nicht.
Beat. Ganz und gar nicht; aus Gefälligkeit gegen sie, will ich lieber gehen. (Sie will abgehen.)
Oct. Nein, nein, bleiben sie da. Sie sind gar zu gutherzig.
Clar. Nun, so will ich gehen, Herr Graf.
Oct. Die Gräfin Beatrice wird es nicht zugeben.
Beat. Meinetwegen kann sie immer gehen, wenn sie sonst will.
Oct. Stille, stille! Verwandte müssen einander nichts übel nehmen. Nun, wenn werden sie sich verheirathen, mein Fräulein? (zu Clarissen.)
Clar. O, darauf weis ich ihnen gar nicht zu antworten.
Oct. Gutes Kind! Es thut mir leid, daß sie so um ihre besten Jahre kommen.
Beat. Wenn sie sie dauert, so trösten sie sie.
Oct. Hören sie, was die Gräfin Beatrice sagt? Wäre ich wohl fähig, sie zu trösten?
Clar. Herr Graf, auf glücklichs Wiedersehen. (indem sie gehen will.)
Oct. Ums Himmels Willen, gehen sie doch ja nicht so geschwind weg.

Beat. Sie kommen mir sehr hitzig vor, Herr Graf.
Oct. Ja, ich bin voller Feuer. (scherzhaft zu Beatricen.)
Beat. Gefällt ihnen Fräulein Clarisse?
Oct. O denken sie doch! Wem sollte sie denn nicht gefallen? Sehen sie nur, was für leichtfertige Augen!
Clar. (Wie glücklich wäre ich, wenn er wahr redte!)
Beat. Das wäre so eine Parthie für sie.
Oct. (Stille! Reden sie doch nicht solch wunderliches Zeug.) (zu Beatricen.) Ah, meine Baronesse! Sind sie mir gut?
Clar. Mein Herr, für ein Frauenzimmer von meinen Jahren schickt sich es nicht, hierauf zu antworten.
Oct. Hören sie nur; wenn sie mir auch nicht mit dem Munde antworten wollen, so sehe ich es schon aus ihren Augen, was sie mir gern sagen möchten.
Clar. Sie sind sehr fein.
Oct. Ich weis nicht, wer es unter uns beyden am meisten ist.
Clar. Ey, Herr Graf —
Oct. Nun, sagen sie es nur heraus.
Clar. Meine liebe Cousine, auf glücklichs Wiedersehen. (Sie will abgehen.)
Oct. Hören sie doch, hören sie doch!
Clar. Ich mag nichts mehr hören.
Oct. Nur noch ein Wörtchen.
Clar. Und was denn? (Sie kehrt wieder um.)
Oct. Was für schöne Augen!
Clar. Wenn sie doch der Henker hätte! (Ich kann es nicht länger aushalten.) (geht ab.)

Zwölfter Auftritt.

Die Gräfin Beatrice und der Graf Octavio, hernach ein Kammerdiener.

Oct. Ich möchte mich todt lachen.

Beat. Sie lachen, und Clarisse macht sich große Hoffnung.

Oct. Gut, lassen sie sie machen, was sie will.

Beat. Es wäre mir nicht lieb, Herr Schwager, wenn es, bey ihrem verstellten Lachen, dennoch ihr Ernst seyn sollte.

Oct. Es wäre ihnen nicht lieb? O der Teufel! Es wäre ihnen nicht lieb?

Beat. Ich kann mich nicht verstellen. Ich sage es, wie ich es meyne. Ich würde es in der That nicht gern sehen, wenn die Heirath des Oheims den Neffen unglücklich machte.

Oct. (Jetzt will ich sie schon kriegen.) Aber meine liebe Frau Schwägerin, wollten sie, dieser eiteln Absichten wegen, wohl verlangen, daß ein ehrlicher Mann darunter leiden sollte?

Beat. Ey, sie sind ja eben so jung nicht mehr.

Oct. Eben deswegen. Da ich noch jung war, konnte ich mir noch auf irgend einen glücklichen Zufall Hoffnung machen; wenn ich mich aber nun nicht verheirathe, so habe ich auch weiter nichts mehr zu erwarten.

Beat. Also wollen sie sich, im Ernst, verheirathen?

Oct. Wenn ich ein Frauenzimmer fände, das mich haben wollte, warum nicht?

Beat. Sie werden ihrer genug finden, sich unglücklich zu machen.

Oct. Mein armer Bruder machte sich unglücklich, warum soll ich es denn nicht auch thun?

Beat. Das ist wunderlich. Ihr Bruder hatte eine vernünftige Frau.

Oct. O, vergeben sie mir, ich dachte nicht daran, daß sie die Witwe meines Bruders sind.

Beat. Wollen sie denn das ganze Haus mit Weibern besetzen?

Oct. Ja; je mehr Weiber darinne sind, desto mehr Freunde bekommen wir, die uns besuchen.

Beat. Ein allerliebster Herr Schwager! Haben sie sich schon eine Braut ausgesucht?

Oct. Ich habe ihrer drey bis viere, und weis nicht, welche ich wählen soll.

Beat. Nehmen sie sie lieber alle zusammen.

Oct. Wenn es angienge, warum nicht?

Beat. Kurz von der Sache zu reden, ihre Jahre nehmen zu, und ihr Verstand nimmt ab.

Oct. Ehe er mich vollends gar verläßt, so will ich mich zuvor noch verheirathen.

Beat. Und mein Sohn?

Oct. Der kann sich auch eine Frau nehmen.

Beat. Zwo Heirathen auf einmal?

Oct. Ich komme nicht in sein Zimmer, und er nicht in meines.

Beat. Zwey junge Weiber in einem Hause?

Oct. Es sind Betten für achte da.

Beat. Ich möchte rasend werden!

Oct. Ich bedaure sie, meine gute Schwägerin. Wollten sie nicht etwan auch wieder ein Männchen haben?

Beat. Sie wären es werth, daß ich wieder einen nähme.

Oct. Der Henker noch einmal! Das wäre eine große Strafe für mich.

Beat. Und dann brächte ich meine Aussteuer in eine andere Familie.

Oct. Das Beste bey der Sache wäre, daß sie auch mitgehen müßten.

Beat. Es ist mir nur meines Sohnes wegen leid.

Oct. O, wie groß die Liebe der Aeltern gegen ihre Kinder nicht ist! Ich kann es kaum erwarten, bis ich ihrer auch drey oder vier um mich herumlaufen sehe, die mir eine Freude machen.

Beat. Das sagen sie blos, um mich völlig in Wuth zu bringen.

Oct. Sie mögen wüthen und toben, und ich werde mich an meiner schönen Braut vergnügen.

Beat. Ich glaube es ihnen doch noch nicht.

Oct. Frau Schwägerin, sehen sie einmal den schönen Ring.

Beat. Das ist ein Verlöbnißring.

Oct. Und wie schön ist er nicht!

Beat. Haben sie ihn für ihren Neffen gekauft?

Oct. Nein, ich habe ihn für meine Braut gekauft.

Beat. Es wird mir ganz heiß; ich kann es nicht länger aushalten.

Oct. (Es ist doch nichts schöners auf der Welt, als Weiber in Wuth zu bringen!)

Der Kammerd. Gnädiger Herr, Donna Eleonora läßt sich ihnen empfehlen, und sie möchte gern ihren Besuch bey ihnen ablegen.

Oct. O die allerliebste Eleonora! Sie ist eine charmante Witwe.

Beat. Auch die gefällt ihnen?
Oct. Sie gefallen mir alle.
Beat. Ist sie allein?
Der Kammerd. Die junge Marquise, ihre Nichte, ist bey ihr.
Oct. Ah, die Marquise Rosaura, die ihre Schwiegertochter werden wird.
Beat. Meine Schwiegertochter? Saget ihr, daß ich nicht da wäre. (zum Kammerdiener.)
Oct. Was für wunderliche Einfälle! Ich wundere mich recht über sie, Frau Schwägerin. Diese Sache gehet mich auch mit an. Diese Parthie ist durch mich zu Stande gekommen, und wenn sie sie nicht annehmen wollen, so gehe ich in mein Zimmer und lasse sie zu mir kommen.
Beat. Nein, nein, ich will sie annehmen. Saget ihnen, daß sie immer kommen möchten. (zum Kammerdiener.) Aber über diese Heirath ist noch viel zu reden.
Oct. Was können sie denn noch für Einwendungen dawider machen?
Beat. Man hat nicht, in gehöriger Form, mit mir davon gesprochen.
Oct. Ich habe ja mit ihnen davon gesprochen.
Beat. Ich, als Mutter, hätte es zuerst wissen sollen.
Oct. Verzeihen sie, daran habe ich nicht gedacht. Ich will aber den Fehler schon wieder gut machen. Sie sollen die Erste seyn, die es erfahren soll, wenn ich mich verheirathe.

Dreyzehenter Auftritt.

Die Marquise Rosaura, Donna Eleonora und die Vorigen.

Eleon. Frau Gräfin, ich bin dero Dienerin.
Beat. Ergebene Dienerin, Donna Eleonora.
Ros. Frau Gräfin, ich habe die Ehre, ihnen mein Compliment zu machen.
Beat. Ihro Dienerin, Marquise.
Oct. Unterthäniger Diener, Mesdames.
Ros. } Dero Dienerin. (Sie setzen sich.)
Eleon. }
Eleon. Die Marquise, meine Nichte, und ich, haben meine Schwester mit einander besucht, und ich habe sie zugleich mit hieher führen wollen, damit sie ihnen ihre Aufwartung auch machen könnte.
Beat. Ich bin ihnen sehr verbunden, daß sie meinetwegen einen Besuch mehr haben ablegen wollen.
Ros. Ich danke ihnen auch, Herr Graf, daß sie so gütig gewesen sind, und sich erkundigen lassen, ob ich wohl geruhet habe.
Oct. Eine Aufmerksamkeit, die meine Hochachtung einer Dame von so vielen Vorzügen, schuldig ist.
Eleon. Auch mir ist diese Ehre wiederfahren, ich weis aber nicht, ob es aus Achtung gegen mich, oder nur so zufälliger Weise geschehen sey.
Oct. Es geschah aus großer Sorgfalt, von ihrem Wohlbefinden benachrichtiget zu seyn. (zu Eleonoren.)
Eleon. Ich verdiene ihre Sorgfalt gar nicht.
Oct. O, es ist mir an nichts so viel, als an ihrer Gnade, gelegen.

Beat. (Verwünscht sey doch der Schwager; er macht sich an alle.)

Eleon. (Wenn er das im Ernst sagte, wie glücklich wär' ich!)

Oct. Meine schöne Braut, sie kommen mir ja ganz melancholisch vor.

Ros. Im Herzen bin ich es doch nicht.

Beat. Ist die Marquise eine Braut? Das freuet mich.

Eleon. Sie wissen es besser, als sonst Jemand. (zu Beatricen.)

Beat. Ich? Ich weis nichts davon.

Eleon. Sagen sie mir doch, Herr Graf, woher diese Kaltsinnigkeit bey der Frau Gräfin entstehet?

Oct. Aus ihrem wunderlichen Kopfe. Sie weis mehr als zu wohl, daß der Ehecontrakt zwischen der Marquise Rosaura und dem jungen Grafen Florindo, meinem Neffen, schon schriftlich entworfen ist. Sie weis, wie hoch sich die Aussteuer beläuft; sie weis, über was für Verträge man sich verglichen hat; sie weis auch, daß die ganze Sache unter meinen Händen ist; sie weis alles, sie ist mit allem zufrieden, und will nur ihren Spaß mit der Braut haben, weil sie sich stellt, als wenn sie diese Neuigkeit befremdete.

Beat. Es ist wahr; ich weis alles dieses: aber nicht von Seiten der Marquise.

Ros. Verzeihen sie mir, Frau Gräfin; ich darf mich in dergleichen Sachen gar nicht mengen: gesetzt aber auch, ich hätte selbst über mich zu gebieten gehabt, so würde ich doch wahrhaftig nicht zu ihnen

gekommen seyn, einen Bräutigam von ihnen zu erbitten.

Eleon. Wir vermutheten, die Frau Gräfin würde so gütig seyn, zu uns zu kommen, und uns einige Merkmahle ihrer Genehmhaltung geben.

Beat. Kurz, man hat mich anfangs nicht darum befragt, also mag ich künftighin auch nichts davon wissen. Ich werde mit meinem Eingebrachten machen, was mir gefällt.

Oct. Glauben sie nur nicht, Frau Schwägerin, daß man die Aussteuer der Braut durch die ihrige versichern will. Ich mache mich dazu verbindlich, und stehe meinem Neffen, einzig und allein, für alles.

Beat. Mein Sohn hat seine Einwilligung noch nicht dazu gegeben.

Oct. Er wird sie schon geben, er wird sie schon geben.

Beat. Es kann seyn, es kann auch nicht seyn.

Oct. Er wird sie schon geben, er wird sie schon geben.

Beat. (Mein Schwager ärgert mich noch zu Tode.)

Der Kammerd. Ihro Gnaden, der junge Herr Graf ist angekommen.

Beat. Mein Sohn? (Sie stehet auf.)

Oct. Bleiben sie bey diesen Damen. Ich will ihm entgegen gehen.

Beat. Nein, mein Herr, nein, mein Herr; es ist mein Sohn, ich muß ihn zu allererst sehen. (Sie gehet mit dem Kammerdiener ab.

Vierzehenter Auftritt.

Der Graf Octavio, Donna Eleonora und die Marquise Rosaura.

Oct. Glückliche Reise! Mesdames, kehren sie sich nicht an das wunderliche Bezeigen meiner Schwägerin.

Ros. Ich muß mich aber daran kehren; denn, wenn ich ihre Schwiegertochter werden soll, so könnte sie mir wohl gar weiß machen wollen, daß ich es leiden müßte.

Eleon. Herr Graf, seyn sie so gütig, und setzen sie sich hier, zwischen uns beyde, und lassen sie uns mit einander sprechen, weil die Gräfin Beatrice nicht da ist.

Oct. Glücklicher Zufall, zwischen zwo schönen Damen zu sitzen!

Eleon. Was sagen sie von meiner Nichte, ist es nicht ein recht artiges, junges Frauenzimmer?

Oct. Ja, gewiß; sie hat einen sehr feinen Verstand. Sie ist eine von denen, die mehr durch ihr Stillschweigen, als durch Reden, verliebt machen.

Ros. Sie haben Recht, weil meine Reden einfältig sind.

Oct. Nein, Marquise, ich will mich erklären. Ihre bescheidenen Reden können einen Liebhaber abschrecken; ihre Augen aber reizen ihn, wider ihren Willen, zur Liebe an. (Alle Frauenzimmer hören ihre Augen gern loben.)

Eleon. Ich bleibe dabey, daß sich der Graf Florindo recht glücklich schätzen kann, eine Frau von so einem Charakter zu bekommen.

Oct. Gewiß, eine so würdige Braut macht, daß ich das Glück meines Neffen beneiden muß.

Ros. Herr Graf, sie spotten über mich.

Eleon. Gestehen sie mir die Wahrheit, Herr Graf, wollen sie sich wirklich auch verheirathen?

Oct. Ich habe es nicht verschworen.

Eleon. Wie gut wäre es nicht für ihr Haus, wenn sie sich vermählten! Man weis noch nicht, was aus ihrem Neffen werden kann.

Ros. Er ist der Gräfin Beatrice Sohn, und deswegen ist eben nicht leicht zu vermuthen, daß er allzugelassen seyn wird.

Eleon. Sie sind ein Cavalier von dem besten Charakter von der Welt.

Ros. Glücklich ist die Frau, die einen solchen Gemahl bekömmt.

Oct. Mesdames, sie machen mich stolz. Sie bringen es beynahe so weit, daß ich wirklich Lust zum Heirathen kriege.

Eleon. Es wird ihnen nicht an guten Parthien fehlen, so bald sie sichs nur merken lassen.

Ros. Sie verdienen den Vorzug vor allen andern.

Oct. Marquise, würden sie mich wohl meinem Neffen vorziehen?

Ros. Mein Alter erlaubt mir nicht, ihnen hierauf zu antworten.

Oct. Ey, sie haben schon genug gesagt.

Eleon. Nein, Graf, Rosaurens Alter schicket sich zu dem ihrigen nicht. Sie müssen eine Gemahlin haben, die ihre Verdienste zu schätzen weis.

Oct. Keine Alte mag ich nicht.

Eleon. Ich rede eben nicht von einer Alten; sie soll aber nur nicht gar zu jung seyn.

Ros. (Die gute Tante zielt auf sich selber.)

Oct. Zum Exempel, so ungefähr von ihrem Alter.

Eleon. Recht. Das wäre eine trefliche Sache für sie.
Oct. Wie denn aber, wenn es eine Witwe wäre?
Eleon. Das wäre eben desto besser für sie.
Oct. Desto besser für mich? Erlauben sie mir, das kann ich nicht gänzlich glauben.
Eleon. Eine Witwe hat mehr Ueberlegung, als ein junges Frauenzimmer.
Oct. Was meynen sie dazu, Marquise, glauben sie, daß ihre Tante recht hat?
Ros. Ich glaube, daß Jedes seine eigene Sache vertheidiget.
Oct. Gut, so müssen sie die Ihrige also auch vertheidigen.
Ros. Ein lediges Frauenzimmer darf von dergleichen Sachen nicht sprechen.
Oct. Wenn sie sie nicht vertheidigen wollen, so vertheidige ich sie. Sie sind ein junges Frauenzimmer von sehr vieler Artigkeit; ist es nicht wahr, Donna Eleonora?
Eleon. Ja, von so viel Artigkeit, als es ihr Alter und die wenige Erziehung, die sie gehabt hat, zulassen. Uebrigens vergeben sie mir, meine liebe Nichte, für einen gesetzten Cavalier schicken sie sich nicht.
Ros. Wie sie meynen. Ich habe weder Einsicht noch Ansehen genug, das Gegentheil zu behaupten.
Oct. Aber, meine liebe Donna Eleonora, sie haben ja eben jetzt gesagt, daß sich der Graf Florindo glücklich schätzen könne, eine Frau von einem solchen Charakter zu bekommen.
Eleon. O! für einen jungen Menschen ist sie mehr, als zu gut; aber für einen Mann von gewissen Alter wäre es keine Sache nicht.

Ros. (Meine Tante weis mich treflich anzupreisen.)
Oct. Mein Neffe ist hier angekommen. Die Heirath ist zwischen ihm und der Marquise abgeredt, aber noch nicht völlig geschlossen. Er muß seine Einstimmung noch darzu geben, und es sollte mir herzlich leid thun, wenn er sich nicht verheirathen wollte.
Eleon. Auf diesem Fall müßten sie sich verheirathen.
Oct. O ja; in diesem Fall könnte ich mich der Marquise anbieten.
Eleon. Ey, die Marquise ist gar keine Sache für sie.
Ros. (Die Witwen sind doch allemal übel auf junge unverheirathete Frauenspersonen zu sprechen.)
Oct. (Donna Eleonora, lehren sie mich doch, wozu ich mich, in dergleichen Falle, entschließen soll.)
(sachte zur Donna Eleonora.)
Eleon. (Sie müssen eine Frau nehmen, die sie liebt; eine, die nach gemäßigter jugendlicher Hitze, den Werth der Liebe zu schätzen weis.) (sachte zum Grafen.)
Oct. (Sie haben Recht; ich werde mich dieses Raths, zu seiner Zeit, bedienen.) (wie oben.)
Eleon. (Es scheint mir, als wenn der Graf eben keine Abneigung gegen mich hätte.)
Oct. Wahrhaftig, Marquise, sie sind recht schön.
Eleon. Gehen sie, vexiren sie das gute Kind nicht mehr.
Oct. In der That, sie gefallen mir.
Eleon. Graf Octavio, sie halten sich sehr über meine Nichte auf.
Ros. Hören sie wohl, was meine Tante sagt?
Oct. Ey, meine liebe Donna Eleonora, wir verstehen einander schon; aber erlauben sie mir nur,

daß ich den Vorzügen der Marqvise Gerechtigkeit wiederfahren lasse.

Eleon. Ja, ja, ich sehe wohl, daß sie sie zum Besten haben. Meine arme Nichte, ich kann sie nicht länger auslachen lassen. Wir wollen lieber gehen.

(Sie stehet auf.)

Oct. Marqvise, ich bin nicht fähig, eine unanständige Handlung zu begehen.

Ros. Ich weis, was so wohl sie, als meine Tante, zu thun fähig sind.

Eleon. Nun, kommen sie nur. (zu Rosauren.)

Ros. Ergebene Dienerin.

Oct. Leben sie wohl, liebenswürdige Braut.

Ros. (Meine Tante tödtet mich durch ihre Blicke.)

(geht ab.)

Eleon. Was sagen sie zu der Unverschämtheit meiner Nichte? Ey, mein guter Graf, wie glücklich ist derjenige nicht, der eine Frau von mittlern Alter heirathen kann! (geht ab.)

Oct. O, welches Vergnügen! Was für Freude! O die Thoren, die nach Weibspersonen seufzen! Wenn man es recht anzufangen weis, so laufen sie einem selbst nach. Heut zu Tage ist das die sicherste Regel: Mit allen tändeln, aber sich ja mit keiner zu weit einlassen.

Ende des ersten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Des Grafens Cabinet, mit einer Bibliothek.

Der Graf Octavio, Brighella, hernach der Kammerdiener.

Octavio.

Lasset im grünen Zimmer decken.

Brigh. Ganz wohl, Ihro Gnaden.

Oct. Hat euch der Koch das Verzeichniß von den Schüsseln gegeben, die er auf diesen Mittag zubereitet hat?

Brigh. Nein, gnädiger Herr, er hat mir es nicht gegeben.

Oct. Lasset es euch zur Regel dienen, daß ich es so zu halten pflege. Ich verlange, daß der Koch das Verzeichniß der Schüsseln, nebst der Ordnung und Aufsetzung derselben, dem Haushofmeister gebe, der mir, wenn ich ihn, zu beqvemer Zeit, rufen lasse, Rechenschaft davon geben muß. Auf diese Art kann es sich niemals zutragen, daß ich, aus Nachläßigkeit des Kochs, mit einer schlechten Mahlzeit, Schande einlege.

Brigh. Der Koch soll schon thun, was ich ihm befehle.

Oct. Diesesmal will ich den Küchenzettel sehen.

Brigh. Wenn sie es befehlen, so will ich mir ihn geben lassen.

Oct. Ja, thut das; laßt aber den Koch auch herkommen.

Brigh. Zu Dero Befehl. (Ich muß erst sehen, ob der Herr Koch auch kommen will. Es ist ein Franzose, der gleich auffährt.) (geht ab.)

Oct. Ist Niemand da?

Der Kammerd. Gnädiger Herr.

Oct. Den Sekretär! (der Kammerdiener geht nach der Thüre zu, den Secretär zu rufen.)

Der Kammerd. Die Marquise Rosaura und die Donna Eleonora lassen sich Ihro Gnaden empfehlen —

Oct. Ich habe sie gesehen. Es ist schon gut. Gehet zu der Baronesse Clarisse und zu meiner Schwägerin, und saget ihnen von mir, daß sie so gütig seyn möchten, diesen Mittag bey mir zu speisen.

Der Kammerd. Ganz wohl, gnädiger Herr.

Oct. Saget ihnen auch, daß sie, wenn etwann ihr Bruder, Schwager oder sonst ein Fremder bey ihnen wäre, mit der ganzen Gesellschaft herkommen sollten.

Der Kammerd. Zu Dero Befehl. (geht ab.)

Oct. Ich will der Ankunft meines Neffens dadurch Ehre machen. Aber er ist doch nicht einmal so gefällig, zu mir zu kommen.

Zweyter Auftritt.

Der Secretär und der Vorige; hernach der Kammerdiener, der verschiedenemal kömmt und wieder abgeht.

Der Secret. Hier bin ich, zu Dero Befehl.

Oct. Setzen sie sich.

Der Secret. (Er setzet sich und schreibt.)

Oct. Madam. (Er diktirt.) Ihre Briefe sind mir jederzeit angenehm, doch ist mir der vom zehnten dieses vor allen andern erfreulich gewesen, weil sie mir, durch die in demselben enthaltenen Befehle, die Versicherung geben, daß sie sich auf meine Dienstbeflissenheit verlassen wollen. Ihre Befehle sollen treulich ausgerichtet werden. Ihre liebreichen Ausdrücke erkenne ich mit dem lebhaftesten Vergnügen. Vor zehen Jahren würde ich die Post genommen haben, um sie mündlich zu hören; aber wenn sie nach Neapel kommen, wie sie mir Hoffnung zu machen belieben, so werden mir ihre schönen Augen den Muth des blühendsten Alters einflößen, und sie selbst werden über die wunderbare Macht ihrer Schönheit erstaunen. Behalten sie übrigens denjenigen Theil ihrer Gnade für mich bey, den sie mir schon zugestanden haben; weil ich mich, unter allen ihren Verehrern, mit der vollkommensten Aufrichtigkeit zu seyn schmeichele,

Madam,

Dero getreuer Freund und ergebenster Diener,

(Er unterschreibt seinen Namen selbst.) Graf Astolfi.

Legen sie den Brief zusammen. A Madame, Madame la Comtesse Belvisi,

à

Rome.

Der Kammerd. Gnädiger Herr, der Medicus ist da, und möchte ihnen gern seine Aufwartung machen.

Oct.

Oct. Sagt dem Herrn Doktor, daß er diesen Mittag bey mir zu Tische bleiben soll. Lasset ihn ins andere Zimmer gehen. (Der Kammerdiener geht ab.) Ich sehe den Medicus viel lieber, wenn ich gesund, als wenn ich krank bin.

Der Secret. Wie so, Ihro Gnaden?

Oct. Weil ich ihn, wenn ich gesund bin, als einen guten Freund aufnehme; wenn ich aber krank bin, so sehe ich ihn als meinen Feind an.

Der Secret. Der Herr Doktor läßt sich auch die Erhaltung der Gesundheit Ihro Gnaden sehr angelegen seyn.

Oct. Ich kann nicht glauben, daß er es gern sieht, wenn ich immer gesund bin, weil er von meiner Krankheit mehr Vortheil, als von meiner Gesundheit hat. Haben sie die drey Briefe, die ich ihnen zu schreiben aufgetragen habe, schon entworfen?

Der Secret. So, wie sie befohlen haben.

Oct. Lassen sie mich sie doch sehen.

Der Secret. Hier sind sie.

Oct. (Er liest heimlich.)

Der Secret. (Mein Herr ist recht sehr gut, aber er verstehet mir zu viel, und setzet mich oft dadurch, beym Schreiben, in die größte Verlegenheit.)

Oct. Mehr lakonisch, mehr lakonisch! (indem er liest.)

Der Secret. (Vieles mit wenigen zu sagen, ist eben so leicht nicht.)

Oct. Diese Superlativi sind zu übertrieben. (Er liest.) Ey, dergleichen affektirte Ausdrücke kann ich nicht leiden. Schreiben sie gutes, reines Deutsch, und künsteln sie nicht so viel an ihrem Styl.

Der Kammerd. Gnädiger Herr, der Graf Lelio ist da.

Oct. Saget ihm, daß mein Neffe angekommen sey, und daß er heute bey mir speisen möge. Wenn er da bleiben will, so führet ihn in die Gallerie. (Der Kammerdiener geht ab.) Herr Secretär, diese allzu erniedrigende Ausdrücke lassen sie immer weg. (indem er liest.)

Der Secret. Es sind aber eben diejenigen, deren sie sich im Reden bedienen.

Oct. Reden und schreiben ist zweyerley. Verba volant, scripta manent. Merken sie sich das. Diesen Brief wollen wir mit einander verbessern.

Der Secret. Nehmen sie es ja nicht ungnädig.

Oct. Gut, es hat nichts zu sagen. In kurzer Zeit werde ich sie sehr gut brauchen können.

Der Kammerd. Gnädiger Herr, die Baronesse Clarisse ist hier.

Oct. O, das ist gut! Gehet und machet meinen Empfehl an meine Schwägerin. Bittet sie, daß sie mir es nicht übel nehme, wenn ich nicht gleich komme, ich würde aber bald bey ihr seyn, sie desfalls um Vergebung zu bitten. (Der Kammerdiener will abgehen.) Saget der Gräfin Beatrice, daß ich euch zu ihr schicke; wenn sie die Einladung ausschlägt, so sagt mir es wieder. (Der Kammerdiener geht ab.) Mein lieber Secretär, einen Edelmann vom Lande nennen sie Hochgebohren? (Indem er liest.)

Der Secret. Mit andern Cavalieren bin ich es so gewohnt.

Oct. Französisch, französisch! Monsieur.

Der Kammerd. Herr Pantalon de' Bisognosi läßt sich anmelden. (zum Grafen.)

Oct. Ist sonst noch Jemand im Vorzimmer?

Der Kammerd. Der Schneider und der Tapezier sind da.

Oct. Schicket sie zum Haushofmeister. Lasset den Herrn Pantalon durch das Nebenzimmer gehen, und führet ihn hieher.

Der Kammerd. Wie sie befehlen.

Oct. Hat die Gräfin die Baronesse angenommen?

Der Kammerd. Ja; aber sehr kaltsinnig. (geht ab.)

Oct. Ja, ja, sie spricht nicht lieber, als wenn sie übel von ihrem Nächsten reden kann. Herr Secretär, gehen sie den ersten Brief noch einmal durch, und dann werden wir uns diesen Abend schon wieder sehen.

Der Secret. Und in diesem soll ich setzen: Monsieur?

Oct. Ja, immer wenig Ceremonien.

Der Secret. Aber an die Dame?

Oct. Eine kleine Schmeicheley, einige verbindliche Ausdrücke.

Der Secret. Ich weis nicht, ob ich es recht machen werde.

Oct. Haben sie niemals geliebt?

Der Secret. Nein, gnädiger Herr.

Oct. So werden sie wohl nie sehr witzig werden.

Der Secret. Ich denke immer, ich möchte noch schlimmer werden, wenn ich mich verliebte.

Oct. Ein anders ist lieben, ein anders, sich verlieben.

Der Secret. Verzeihen sie mir, ich kann diesen Unterschied gar nicht einsehen.

Oct. Und ich mag auch ihr Lehrmeister in dieser Sache nicht seyn.

Der Secret. (Von so einem Herrn kann man in der That was lernen.) (geht ab.)

Oct. Mein Secretär ist nicht nach der großen Welt; es thut ihm aber nichts, er ist so besser für mich.

Dritter Auftritt.

Pantalon durch eine andere Thür, und der Vorige.

Pant. Unterthäniger Diener, gnädiger Herr.

Oct. Ihr Diener, Herr Pantalon.

Pant. Sie haben mich zur Hinterthür lassen hereinkommen.

Oct. Ich will ihnen die Ursache sagen. Da ich Niemand habe vor mich lassen wollen, so sähe ich gern, daß man sich nicht über mich aufhielt, wenn ich sie andern vorziehe.

Pant. Ich komme nur her, sie zu benachrichtigen, daß mir ein guter Handel aufgestoßen ist.

Oct. Machen sie ihn richtig; mir brauchen sie es nicht erst zu sagen.

Pant. Ja, aber es betrift eine Sache, die sich auf zehen Tausend Thaler beläuft; und das wollte ich ihnen gern erst zu wissen thun.

Oct. Die Wahrheit zu gestehen, das ist eine wichtige Sache. Haben sie so viel baares Geld?

Pant. O, ich habe noch weit mehreres.

Oct. Was wollen sie denn eigentlich kaufen?

Pant. Diamanten und Perlen.

Oct. Wer ist der Verkäufer?

Pant. Es ist ein Persianer.
Oct. Gut; das sind Sachen aus seinem Lande; er verkauft sie also aus der ersten Hand.
Pant. Ja wohl; aus der ersten Hand.
Oct. Haben sie schon andere besehen?
Pant. Er ist nur diesen Morgen angekommen, und ich bin der Erste gewesen, der sie gesehen hat.
Oct. Sind die Diamanten von außerordentlicher Größe?
Pant. Nein, sie sind alle nur mittelmäßig groß.
Oct. Diese lassen sich desto leichter wieder verhandeln. Die Perlen sind doch hübsch rund, weiß und egal?
Pant. Recht vortreflich.
Oct. Glauben sie, daß man einen guten Handel treffen kann?
Pant. O ja, daß man just noch einmal so viel dabey gewinnen kann.
Oct. Nun, so gehen sie gleich, und machen sie den Kauf richtig.
Pant. Wir wollen hernach schon sehen, wie wir sie wieder los werden.
Oct. Die Perlen muß man im römischen Gebiete zu verhandeln suchen. Die Diamanten können wir nach Venedig schicken; aber vor allen Dingen suchen sie mir eine Qvadrille von drey bis vier Hundert Thalern für mich aus.
Pant. Um ein Präsentchen damit zu machen?
Oct. Ich will sie meinem Neffen schenken.
Pant. Ich dachte, sie sollten für eine Schöne seyn.
Oct. O, Frauenzimmer zu beschenken, darauf verstehe ich mich gar nicht. Worte, so viel sie ihrer wollen;

wollen; Reverenze, Complimente, Bons mots, Gefälligkeiten, ein kleines Tractament, einen Ball, das lasse ich alles noch gelten; aber Geschenke kriegen sie niemals von mir. Wenn sie sich in mein Vermögen verlieben, so verliehren sie alle Achtung bey mir. Wenn sie mich aus Gewinnsucht lieben, so lieben sie mich nicht aus Neigung. Lieben sie mich aber nicht aus Neigung, was nützet mir denn ihre Liebe? Ein Frauenzimmer, das eines Ringes wegen mit mir freundlich thut, sehe ich als eine solche an, die eben dasselbe eines Guldens wegen thut.

Pant. Recht so! Ihre Art zu denken gefällt mir. Da ich noch war, haben sie mich um vieles gebracht.

Oct. Und wie machen sie es denn nun, da sie alt sind?

Pant. Jetzt, da ich alt bin, bin ich überzeugt, daß sie nur über mich spotten, und doch lasse ich mich gern von ihnen auslachen. Wenn ich mich im Spiegel besehe, so werde ich wohl gewahr, daß ich verfallen und runzelicht bin; und dennoch gefällt mir es, wenn mir ein Frauenzimmer sagt, daß ich noch ziemlich jung aussehe. Dann bin ich gleich darauf bedacht, ihr, dieses losen Scherzes wegen, ein kleines Präsentgen zu machen. Ein Jeder ist in sich selbst verliebt; Schmeicheleyen gefallen uns, und was wir gern wünschen, das glauben wir auch leicht. Mir scheinet es, als wenn mein Verstand noch eben derselbe wäre, der er vor dreyßig Jahren war. Von den Kräften des Leibes kann ich aber das nicht sagen. Da ich

aber meine Begierden nach meinem Alter abmesse, so glaube ich auch, daß ich nicht viel dabey verliere, weil ich an meine jugendlichen Thorheiten gar nicht mehr denke. Hernach richte ich es immer so ein, daß mein Zeitvertreib meinen übrigen Geschäften nicht nachtheilig ist. Und, um ihnen zu zeigen, daß ich wahr rede, so will ich jetzt die beste Gesellschaft von der Welt verlassen und meinen Handel mit dem persischen Kaufmanne zu Stande bringen. Dann will ich wieder zu ihnen kommen und ihnen erzählen, wie ich ehedem auf dem Meere des Liebesgottes herumgeschiffet bin, wie viel Stürme ich auf demselben ausgestanden habe, auf was für Felsen ich gestoßen bin, wie selten ich den Haven erreicht habe; ja, wie vielmal ich, wenn ich am meisten glaubte, mich auf ein recht gutes Schiff begeben zu haben, Schiffbruch gelitten und beynahe gar das Steuerruder verlohren habe. (geht ab.)

Oct. Was für ein angenehmer, scherzhafter Alter! Mit dergleichen vernünftigen Leuten gehe ich gar zu gern um. Dem aber ungeachtet denke ich ganz anders, als er, weil er sagt, daß ihn die Frauenzimmer zum Besten gehabt haben; denn ich mache mir ein Geschäfte draus, mich über sie aufzuhalten.

Vierter Auftritt.

Der junge Graf Florindo und der Vorige.

Flor. Unterthäniger Diener, mein gnädiger Onkel.

Oct. Willkommen, mein lieber Neffe. Ist ihre Reise glücklich abgelaufen?

Flor. Recht sehr gut.

Oct. Man hat mir gesagt, daß sie von wenig Worten wären; ist das wahr?

Flor. Ich spreche wenig, weil ich immer befürchte, ich möchte nicht gut sprechen.

Oct. Das ist ein akademischer Lehrsatz; es läßt nicht fein, wenn man gar zu wenig spricht; wer aber viel spricht, den hält man für einen gescheiden Mann.

Flor. Man hat mich gelehrt, daß ich einen witzigen Kopf von einem vernünftigen unterscheiden müßte; und ich habe auch bemerkt, daß witzige Leute viel und auf gerathewohl reden, Vernünftige aber sprechen wenig und gut.

Oct. Der Unterschied ist gegründet; diese Maximen könnten nicht vortreflicher seyn. Wenn sie aber für einen vernünftigen Mann gehalten werden wollten, so müßten sie nur mit sich selbst umgehen, weil es ihnen schwer fallen möchte, Gesellschafter anzutreffen. Für einen, der Ehrfurcht fodert; für einen, der für sehr ernsthaft angesehen seyn will, läßt der Stolz, wenig und gut zu reden, sehr wohl; aber für einen jungen, reichen Menschen, wie sie sind, der in der großen Welt leben muß, ist eine geläufige Zunge etwas sehr nothwendiges. Wer viel spricht, der lernt auch mit der Zeit, gut sprechen. Wer wenig redt, der ist immer in Furcht, schlecht zu reden.

Flor. Herr Onkel, ich werde mich von ihrer Klugheit leiten lassen.

Oct. Wenn sie ein unwissender Mensch wären, so wollte ich, daß sie Zeitlebens schwiegen; ich weis

aber,

aber, daß sie fleißig, und ihre Lehrer mit ihnen zufrieden gewesen sind.

Flor. Ich habe meine Zeit, so gut, als möglich, anzuwenden gesucht.

Oct. Haben sie die Philosophie stark getrieben?

Flor. Ich habe den ganzen Cursum absolvirt.

Oct. Haben sie sich aber auch auf die Philosophie der Menschen gelegt?

Flor. Ich habe hauptsächlich die Peripatetische studiert.

Oct. Eine kindische Philosophie. Ich will ihnen die männliche lernen. Man muß alle Dinge gut zu unterscheiden wissen; die Gemüthsart der Menschen wohl kennen lernen; aus zufälligen Dingen seine Schlüsse zu ziehen wissen; lieben, und machen, daß man wieder geliebt wird — Aber, hier verstehe ich nur die Liebe in der Freundschaft. Glauben sie ja nicht, daß ich ihnen diejenige beyzubringen suche, von der ich ihnen abrathen sollte; ob ich zwar ebenfalls, ohne den strengen Regeln, die man sie wird gelehrt haben, Eintrag zu thun, von einer andern Art von Liebe mit ihnen sprechen könnte. Sie werden ohnedieß schon wissen, mein lieber Graf, daß ich ihnen eine Braut ausgesucht habe. Wie? Sie werden roth? O, was für ein gutes Kind! Warum werden sie aber roth? Ich hätte, in der That, fast Lust, über ihre Schamröthe zu philosophiren. Die Veränderung ihrer Gesichtsfarbe kömmt von nichts anders, als von einer außerordentlichen Bewegung ihres Herzens her, daß durch Aussprechung meiner Worte erschüttert worden ist, und dem Blute eine heftigere Wal-

lung verursachet hat, welches sich dann in größerer Menge auf ihrem Gesichte zeiget. Wenn ihr Herz durch meine Worte bewegt worden ist, und sie so gut verstanden hat, so besitzt es alle Schalkhaftigkeit, die dazu gehört, um sie zu verstehen. Und also, mein lieber Graf, schließe ich, daß sie eben aus verstellter Bescheidenheit roth werden, daß sie viele menschliche Schalkheit besitzen.

Flor. Sie kränken mich, gnädiger Onkel.

Oct. Armer Schelm! Eine gewaltige Kränkung, aus dem Collegio ins Ehebette! Wenn sie ihre Braut sehen werden, so werden sie die ganze scholastische Philosophie vergessen. Sie werden sehen, was es für ein artiges Kind ist! O, und sie lachen? Mein unschuldiger junger Herr, sie lachen? Die Natur ist doch eine vortrefliche Mutter! Sie lehrt uns die schönsten Sachen von der Welt.

Flor. Wenn ich jetzt still und zerstreuet bin, so kömmt es daher, weil mir meine Mutter den Kopf mit tausend verdrießlichen Dingen verwirrt gemacht hat.

Oct. Was hat sie ihnen denn gesagt? Vielleicht daß ich die Braut ausgesucht habe, daß sie ihre Einwilligung nicht dazu giebt, daß sie sie ihrer nicht würdig hält? Hat sie ihnen das gesagt?

Flor. Das, und noch viel andere wichtige Dinge.

Oct. Hat sie ihnen nicht auch gesagt, daß ich ihr Vermögen durchbringe? Daß ich mehr verthue, als es unsere Einkünfte zulassen? Daß ich die ganze Familie unglücklich mache?

Flor. Gnädiger Onkel —

Eleon. Sie sprechen mit Mannspersonen ein wenig gar zu frey. Ich muß mich ihrentwegen oft schämen.

Ros. Sie haben mir ja so vielmal gesagt, daß ich aufgeweckt [illegible] sollte; daß sie sich schämten, mich in Gesellschaften mit zu nehmen, weil ich immer wie ein Murmelthier da säße. Sie haben mir selbst witzige Einfälle vorgesagt, und jetzt, da ich dem Grafen Octavio mit Bescheidenheit geantwortet habe, strafen sie mich deswegen.

Eleon. Man muß Zeit und Umstände unterscheiden.

Ros. Ja, ja, das ist wahr, die muß man zu unterscheiden wissen. Eine Nichte darf freylich nicht reden, wenn es der gnädigen Tante beliebt, das Wort zu führen.

Eleon. Sie sind eine Unverschämte.

Ros. Das hat mir meine Mutter niemals gesagt, und eine Tante könnte es immer auch bleiben lassen, mir so was zu sagen.

Eleon. Ich habe eine große Thorheit begangen, daß ich mir den Verdruß gemacht habe, sie unter meine Aufsicht zu nehmen!

Ros. Der Himmel gebe, daß sie dieses Verdrusses bald überhoben seyn mögen.

Eleon. Sie seufzen wohl recht ängstlich nach einer Heirath?

Ros. Ich weis nicht, wer am meisten von uns beyden darnach seufzet.

Eleon. Wenn ich Lust gehabt hätte, mich wieder zu verheirathen, so hätte ich keine drey Tage Witwe seyn dürfen.

Ros. Wenn aber der Graf Octavio wollte —

Eleon. Sie nennen den Graf Octavio sehr oft, er muß ihnen sehr tief ins Gedächtniß eingeprägt seyn.
Ros. So oft ich sie sehe, denke ich auch an den Grafen Octavio.
Eleon. Was wollen sie damit sagen?
Ros. Stille, der Bediente kömmt.
Eleon. (Verwegene!)

Sechster Auftritt.

Ein Bedienter, und die Vorigen.

Der Bediente. Der Graf Octavio möchte Ihro Gnaden beyderseits gern seine Aufwartung machen.
Eleon. } Der Graf Octavio? (alle beyde auf einmal.)
Ros. }
Eleon. Ih, ih, meine liebe Nichte, sie sind ja ganz aufgebracht.
Ros. Und sie sind sehr roth geworden, meine gnädige Tante.
Eleon. Er mag immer herein kommen, wenn es ihm beliebt.
Der Bediente. Der junge Herr Graf, sein Neffe, ist bey ihm.
Eleon. Sein Neffe? Ist der angekommen? (kaltsinnig.)
Ros. Ist der junge Graf angekommen?
Der Bediente. Sollen sie also herein kommen?
Eleon. Ja, ja, laßt sie nur herein kommen. (Der Besuch gilt mir nicht.) (der Bediente geht ab.)
Ros. (Der Besuch des Neffen verdirbt des Onkels seinen.)
Eleon. Ich freue mich über sie, meine liebe Braut.

Ros. Und ich mich auch über sie.
Eleon. Der junge Graf wird ihnen seine Hand anbieten.
Ros. Und der Graf Octavio wird ihnen sein Herz schenken wollen.
Eleon. Wenn es nun geschähe, würden sie mich deswegen beneiden?
Ros. Wenn ich den jungen Grafen werde gesehen haben, so will ich es ihnen wieder sagen.

Siebenter Auftritt.

Der Graf Octavio, Florindo, ein Bedienter, der die Stühle zurechte setzt, abgeht und wiederkömmt, und die Vorigen.

Oct. Unterthäniger Diener, Mesdames. Hier ist der junge Graf, mein Neffe, der vor zwo Stunden in Neapel angekommen ist, und keinen Augenblick versäumen will, ihnen seine unterthänige Aufwartung zu machen.
Eleon. Der junge Herr Graf ist eben so artig und gütig, als sein Herr Onkel gegen uns gefällig ist.
Flor. Ich muß die ersten Augenblicke meiner Ankunft in diese Stadt für sehr glücklich schätzen, weil ich die Gnade habe, zwo Damen von so vielen Vorzügen kennen zu lernen und ihnen meine Aufwartung zu machen.
Eleon. Herr Graf, sie sind gar zu gütig.
Ros. Ihre großmüthigen Ausdrücke beschämen mich um desto mehr, da ich weis, daß ich dieselben nicht verdiene.

Eleon. Was meynen sie, Herr Graf, ich verträte Mutterstelle bey ihr? Das wäre mir zu viel Ehre. Ich bin so alt noch nicht, daß ich Mutterstelle vertreten könnte.

Ros. (Ih, daß sie doch der Henker! Sie will sich noch recht jung machen.)

Oct. Wenn sie auch das Alter noch nicht haben, so haben sie doch Einsicht genug; und überdem sind sie auch verheirathet gewesen; sie wissen, wie man in der Welt leben muß.

Eleon. Ich erinnere mich es kaum, daß ich verheirathet gewesen bin. Denn kaum hatte mich der gute Oberste genommen, als er marschiren mußte, und seit dem habe ich ihn nicht wieder gesehen.

Oct. (Die will noch für eine Jungfer gehalten seyn.) Und sie, mein lieber Neffe, sie reden gar nichts? Ich bedaure sie. Ein junger Mensch, der von Universitäten kömmt, ist in Gesellschaft mit Frauenzimmer gemeiniglich blöde. Nun, was gilts, ich will machen, daß sie reden sollen? Dieses ist die Marqvise Rosaura, die —

Ros. Stille, Herr Graf, sagen sie nichts mehr.

Oct. (Das ist schön! Schämen sie sich auch?) (zu Rosauren.)

Ros. Wir werden schon zu einer andern Zeit, mit mehr Beqvemlichkeit, von der Sache sprechen können.

Eleon. Die Zeit ist jetzt sehr beqvem dazu, und man muß sie nicht so vergebens hinstreichen lassen. Sie werden wohl schon wissen, mein lieber Graf, daß meine Nichte ihre Braut ist?

Oct. Mit ihrer Erlaubniß, Mesdames, ich habe vergessen, mich bey meinem Neffen nach einer wichtigen Sache zu erkundigen. Graf, auf ein Wort.
(Er steht auf.)

Flor. Mit Erlaubniß. (Er steht auf.)

Eleon. Nun, was sagen sie? Ist er nicht recht artig?
(zu Rosauren.)

Ros. Sagen sie mir einmal, meine gnädige Tante, welchen würden sie wohl wählen, wenn sie einen für sich aussuchen sollten, den Onkel, oder den Neffen?

Eleon. Für sie schickte sich der Neffe besser, weil sie noch jung sind, für mich aber der Onkel.

Ros. Zwischen ihnen und mir ist gar kein Unterschied. Sie können sich es ja kaum erinnern, daß sie verheirathet gewesen sind.

Oct. (Gestehen sie mir die Wahrheit. Gefällt ihnen die Marquise?) (zu Florinden.)

Flor. (Ja, sie gefällt mir.) (lachend.)

Oct. (Wollten sie sie wohl gern zur Frau haben?)

Flor. (Ja, gnädiger Onkel.) (lachend.)

Oct. (Und sie lachen drüber?)

Flor. (Ueber so was werde ich doch nicht weinen.)

Oct. (Lachen sie, lachen sie nur, so lange sie wollen; es wird aber schon eine Zeit kommen, da sie nicht lachen werden.)

Flor. (Ich weis gar nicht, in was für einer Welt ich bin; es ist mir, als wenn ich träumete.)
(für sich.)

Oct. Hier sind wir wieder bey ihnen; nehmen sie es ja nicht ungnädig. (Sie setzen sich.) Ich fragte nur meinen Neffen einer nothwendigen Sache wegen.

Flor.

Flor. Die Sache, um die mich mein Onkel gefragt hat, geht mich mehr an, als ihn selbst.

Eleon. Darf man nicht wissen, warum sie ihn gefragt haben? (zum Grafen Octavio.)

Oct. Fragen sie ihn nur selbst.

Eleon. Diese Freyheit darf ich mir bey dem jungen Grafen wohl nicht herausnehmen.

Ros. Ja, bey dem Neffen dürfen sie sich sie nicht herausnehmen, aber bey dem Onkel wohl.

Oct. Ganz recht, Marquise, sie unterhalten sich mit dem Grafen, und indeß wollen wir mit einander sprechen. Junge mit den Jungen, und Alte mit den Alten.

Eleon. Stille mit den Alten da!

Oct. Ich bin ja alt.

Eleon. Das ist nicht an dem; und wenn sie es auch wären, so bin ich es doch nicht.

Oct. Wenn sie noch so jung sind, so sind sie nicht für mich.

Eleon. Warum nicht?

Oct. Weil ich die jugendliche Flatterhaftigkeit nicht leiden kann.

Eleon. Gehen sie nur, wenn sie noch gesagt hätten, eine Frau von Mittelalter; aber so gerade hin, alt —

Oct. Mein allerliebstes Mittelalter, sind sie mir gut? (zu Eleonoren.)

Ros. Herr Graf, ich freue mich über sie.

Oct. Ey, bekümmern sie sich um ihre Sachen, und lassen sie uns hier zufrieden.

Flor. O, was für ein allerliebster Onkel!

Oct. Einfältiger Jüngling! Er sitzt neben seiner Braut, und saget ihr nichts angenehmes vor!

Je

Je freylich! Was für ein allerliebster Onkel! Was für ein allerliebster Neffe! Thörichte Jugend! Sehen sie, meine beste Donna Eleonora, wie heut zu Tage die Jugend ist? Und eben deswegen gefällt mir das Mittelalter. Ja, mein liebstes Mittelalter! (zu Eleonoren.)

Ein Bedienter. Gnädiger Herr, die Frau Gräfin Beatrice hat hergeschickt und sagen lassen, daß es schon spät wäre, und daß sie mit der Mittagsmahlzeit auf sie warte.

Oct. Wissen sie was, Donna Eleonora, wir wollen meiner Schwägerin einen Spaß machen, kommen sie auch mit zu ihr.

Eleon. Wenn nur die Gräfin Beatrice diesen Spaß nicht übel nimmt.

Oct. Sie mag ihn übel nehmen oder nicht, wir speisen in meinem Zimmer. Marquise, wollen sie auch mit kommen?

Eleon. O! Für ein unverheirathetes Frauenzimmer schickt sich das nicht.

Oct. Ja, sie haben auch Recht. Ein unverheirathetes Frauenzimmer an einer Tafel! Nein, das geht gewiß nicht an! Ich mag keine jungen Frauenzimmer, ich will lieber solche von Mittelalter. (zu Eleonoren.)

Ros. Also wollen sie mitgehen, gnädige Tante, und ich soll alleine bleiben?

Eleon. Was soll ich denn thun? Sie können ja nicht mitgehen.

Ros. Gut! So will ich immer alleine bleiben.

Eleon. Ich kann das gütige Anerbieten des Grafen Octavio unmöglich ausschlagen.

Ros. Schon gut, gehen sie nur, ich will alleine bleiben. (Eine treffliche Lebensart.)

Flor. Gnädiger Onkel, könnte ich nicht hier bleiben, und der Marquise Rosaura Gesellschaft leisten? (lachend.)

Oct. O was für ein artiger junger Herr! Wollten sie wohl gern hier bleiben?

Flor. Wenn es angienge.

Oct. Mein Neffe wird munter. Sie sollen hier bleiben, sie sollen hier bleiben. Kommen sie, wir wollen unsere Tischgesellschaft nicht länger auf uns warten lassen.

Eleon. Marquise, gedulden sie sich.

Oct. Mein lieber Neffe, begleiten sie die Donna Eleonora.

Eleon. O nein, erlauben sie mir. Ich mag die junge Marquise nicht eifersüchtig machen. Seyn sie immer so gütig, Herr Graf.

Oct. Ja, ja, kommen sie nur, mein allerschönstes Mittelalter. Sie ein Mittelalter, ich ein Mittelalter, auf diese Art werden wir wohl ein Seculum mit einander ausmachen. (Er geht mit Eleonoren und Florinden ab.)

Ros. Meine Tante hat sich den Grafen Octavio zugeeignet, und dawider darf ich kein Wort sagen. Soll ich also nun den Grafen Florindo heirathen? Ja, das will ich auch thun. Er ist aber gleichwohl nicht sehr witzig, nicht sehr angenehm! Das thut ihm nichts. Zu einem Manne ist er lange gut genug. Und mit einem Manne braucht man eben nicht viele Umstände zu machen. (geht ab.)

Achter Auftritt.

Ein Zimmer bey dem Grafen Octavio.

Der Graf Lelio, der Doktor und der Kammerdiener.

Der Kammerd. Seyn sie nur so gütig und bleiben sie hier, der gnädige Herr wird gleich da seyn.

(geht ab.)

Der Dokt. Der Magen fängt an zu murren.

Lel. Ich esse niemals des Abends, und deswegen habe ich auch großen Appetit.

Der Dokt. Warum essen sie aber des Abends nicht? Viel essen ist zwar nicht gesund; wenn man aber auch gar nicht ißt, so ist es auch nicht gut.

Lel. Ich muß ihnen nur sagen: Ich speise alle Mittage bey guten Freunden. Heute bey dem, morgen bey jenem. Man ißt spät; in Gesellschaft isset man auch ein Bischen viel, und deswegen kann man des Abends nichts essen.

Der Dokt. Kommen Ihro Gnaden oft hieher zu dem Herrn Grafen Octavio?

Lel. Sehr oft; mannichmal zwey bis dreymal in der Woche.

Der Dokt. Ich glaube doch, daß er sie allemal wird einladen und sehr bitten lassen.

Lel. Ach nein, ich komme, wenn ich will, und setze mich zu Tische, ohne ein Wort zu sagen.

Der Dokt. Wenn es ihnen aber beschwerlich fällt, außer dem Hause zu speisen, so könnten sie ja lieber wegbleiben.

Lel. Hören sie nur, der Graf hat die Eitelkeit an sich, immer Leute, von so einem gewissen Ansehen, bey Tische zu haben, deswegen plagt er mich beständig, zu ihm zu kommen.

Der Dokt. (Was für ein unverschämter Schmarotzer!)

Lel. Haben sie schon einmal bey dem Grafen Octavio zu Mittage gespeist?

Der Dokt. Er hat die Gnade gehabt, mich schon verschiedenemal zu bitten.

Lel. Was meynen sie? Hat er nicht eine fürtreffliche Tafel?

Der Dokt. Man speist bey ihm, wie bey einem Prinzen.

Lel. Hören sie nur. Ich sage es zu ihnen, als zu einem ehrlichen Manne, ich kann gar nicht begreifen, wie er es macht; seine Einkünfte erstrecken sich nicht so weit. Ich weis um alle seine Sachen.

Der Dokt. Wenn er es nicht ausführen könnte, so würde er es auch nicht thun.

Lel. O, was thut mancher nicht, das er nicht thun sollte. Wir werden es mit ehesten erfahren.

Der Dokt. Verzeihen sie mir, Herr Graf, das sagen sie so ohne Grund.

Lel. Ich rede so, wie ich es meyne. Der Graf Octavio giebt mir nichts.

Der Dokt. Aber Ihro Gnaden speisen doch an seiner Tafel.

Lel. Wenn ich an seiner Tafel speise, so gedenke ich ihm dadurch eine Ehre zu erzeigen.

Der Dokt. (Ach, es ist wohl mehr, als zu wahr! Vornehme Herren lassen sich meisten Theils von

undank-

undankbaren Leuten, ja von solchen, die ihre eigenen Wohlthäter verachten, um das Ihrige bringen.)

Neunter Auftritt.

Pantalon, der Kammerdiener, und die Vorigen.

Pant. Schon gut, mein Freund, schon gut; ich will warten, bis er kömmt; ich werde hier zu Tische bleiben. (zum Kammerdiener.)

Der Kammerd. Setzen sie sich nur, er wird gleich kommen. (geht ab.)

Lel. Ihr Diener, Herr Pantalon.

Pant. Gehorsamer Diener.

Der Dokt. Gott grüße sie, mein werther Freund. (zu Pantalon.)

Pant. O, sieh da! Mein lieber, werther Herr Doktor.

Lel. Und sie speisen auch heute zu Mittage bey dem Grafen Octavio?

Pant. Ja, ich auch, weil es der Herr Graf so befohlen hat.

Lel. Ja, ja, der Graf Octavio ist ein gutherziger Mann, er bittet allerhand Leute zu Tische.

Pant. Was meynen sie damit, mein Herr? Wenn er mich zu sich bittet, so thut er es deswegen, weil ich ein ehrlicher Mann, ein rechtschaffener Kaufmann bin, und Leute von meiner Art gehen niemals Schmarotzens wegen bey vornehmen Cavalieren zur Tafel. Ich habe zu Hause selber zu essen, verstehen sie mich? Es ist immer Feuer auf meinem Herde, und ich bitte auch ehrliche Leute und gute Freunde zu mir zu Tische. Wenn ich ja

bey diesem oder jenem Cavalier speise, so geschieht es darum, weil man mich gern sieht, weil ich gern in Gesellschaft bin; aber ich theile deswegen die Tage in der Woche nicht ein, daß ich heute bey dem, morgen bey jenem, und übermorgen wieder bey einem andern speisen sollte, um das monatliche Kostgeld zu ersparen, und den Bauch auf Kosten gutwilliger Leute anzufüllen. (hitzig.)

Lel. Herr Doktor, was sagen sie zu des Grafen Octavio Biblothek?

Der Dokt. Er hat viele, schöne Bücher.

Lel. Sie taugen alle nichts. Ich bin Schuld daran, daß er noch manchmal ein gutes Buch gekauft hat, denn er versteht sich ganz und gar nicht drauf.

Der Dokt. (Pantalon hat gemacht, daß er von der Bibliothek anfängt zu reden.)

Pant. (Wenn der gute Herr Ohren hat, so hat er mich verstanden.)

Zehenter Auftritt.

Die Gräfin Beatrice, die Baronesse Clarisse, und die Vorigen.

Beat. Meine Herren, die Zeit wird ihnen lang werden. Ich bedaure sie. Es ist schon spät, und wir gehen noch nicht zu Tische.

Lel. Für mich tragen sie keine Sorge, Madam; meine Schokolate macht mich auf den ganzen Tag satt.

Der Dokt. Der Herr Graf Lelio hat Recht. Die Schokolate des Grafen Octavio ist ganz fürtreflich. Wir haben jeder eine Tasse getrunken.

Beat. Der Graf Octavio beobachtet den Wohlstand nicht gar zu wohl.

Lel.

Lel. Es zeigt wahrhaftig wenig Höflichkeit an, zwo Damen so warten zu lassen.

Clar. Meinetwegen darf sich der Graf Octavio keinen Zwang anthun.

Beat. Was das anbetrift, so hat er es, in Ansehung meiner, noch weniger nöthig, weil ich seine Schwägerin bin.

Lel. Der Graf Octavio hat so was Gebieterisches in seiner Miene.

Clar. Hat er ihnen vielleicht übel begegnet?

Lel. Nein; ich meyne es aber gut mit ihm, und ich höre es nicht gern, wenn man sich über ihn aufhält.

Pant. Erlauben sie mir, ich höre ihn aber von Jederman rühmen und loben.

Lel. Ey, was wissen sie denn davon, sie sind ja ein einfältiger Mann.

Pant. Ich wollte ihnen gleich gehörig hierauf antworten, wenn es nicht hier wäre.

Der Dokt. Die Wahrheit zu sagen, so ist der Herr Graf Octavio der Abgott von ganz Neapel.

Lel. Gehen sie doch, und fühlen sie den Verstorbenen an den Puls.

Der Dokt. Mein Herr, sie sprechen von Jedermann sehr übel.

Eilfter Auftritt.

Der Graf Octavio, der Eleonoren an der Hand führt, die Vorigen, hernach ein Kammerdiener.

Oct. Nehmen sie es ja nicht ungütig, daß ich sie so lange habe warten lassen. Der Appetit wird machen, daß ihnen eine schlechte Mittagsmahlzeit

desto besser schmeckt. Wir wollen es uns auch in der That recht gut schmecken lassen, wenn sie nach ihr m Geschmacke ist.

Clar. Der Herr Graf Octavio ist zu entschuldigen, daß er nicht zeitiger gekommen ist, weil er eine Dame zu bedienen hatte.

Eleon. Wenn er gewußt hätte, daß die Baroneſſe auf ihn wartete, so würde er eher gekommen seyn.

Oct. (O, was will ich mir heute für ein Vergnügen machen!) Mesdames, ihre Complimente betreffen mich, also muß ich mich bey ihnen beyderseits rechtfertigen. Donna Eleonora hatte ihre Ursachen, mich aufzuhalten, und die Baroneſſe ist befugt, mir Vorwürfe zu machen. Wer recht hat, der bleibe dabey; wer aber Unrecht hat, der entschuldige mich.

Clar. (Welche wunderliche Art zu reden, die ich gar nicht verstehe!)

Eleon. (Wer sagt mir nun, ob ich Recht oder Unrecht habe?)

Beat. (Ich vermuthete nicht, daß er Eleonoren mit sich bringen würde.)

Oct. Graf Lelio, ich danke ihnen vielmal, daß sie so gütig gewesen sind, zu mir zu kommen, und diesen Mittag mit mir zu speisen. Was haben wir guts Neues?

Lel. Ich weis verschiedene Neuigkeiten; wir wollen aber bey Tische davon sprechen.

Oct. Ist Niemand da? (Der Kammerdiener kömmt.) Wenn der junge Graf kömmt, so laßt auftragen. (Der Kammerdiener geht ab.) Ich muß ihnen doch hernach, weil sie ein Kenner sind, ein Schulpferd

zeigen,

zeigen, das ich gekauft habe, und ihnen gewiß recht sehr gefallen wird. (zu Lelio.)

Lel. Von was für Landesart?

Oct. Es ist ein Spanier.

Lel. Was für Haar?

Oct. Ein Rothschimmel, mit weißen Füßen.

Lel. Ist es noch jung?

Oct. Dreyjährig.

Lel. Haben sie es schon geritten?

Oct. Ich habe es gestern länger, als drey Stunden, geritten. Es paradirt vortreflich. Es ist rund von Kreuz, kurz von Leibe, klein von Kopf; es hebt sich allerliebst, und es ist eine Lust, wenn es sich bückt. Weichmäulig, und folgsam. Es geht einen guten Schritt, corbettirt und gallopirt; es macht seine Schulen, ohne sich von der Stelle zu begeben; es hat keine Fehler, keinen Mangel, kurz es ist ein kostbares Pferd.

Lel. Was haben sie dafür gegeben?

Oct. Acht hundert Thaler, ich gäbe es aber für hundert Dublonen nicht wieder weg.

Lel. Sie haben es wahrhaftig nicht theuer bezahlt.

Beat. (Das Geld geht weg, und der Mündel wird um das Seinige gebracht. Wir wollen die Rechnungen schon durchsehen.)

Eleon. Herr Graf, wir verstehen uns nicht auf die Pferde. Reden sie lieber von Sachen, wo wir auch mit sprechen können.

Oct. Von Herzen gern. Haben sie hübsche, französische Stoffe, Herr Pantalon?

Pant. Ich habe recht sehr schöne.

Oct. Schicken sie mir doch vier bis sechs Stücke. Ich will ihrer ein Paar aussuchen, und diese Damen fragen, ob ich von gutem Geschmack bin.

Pant. Erlauben sie, wollen sie vielleicht der Braut des jungen Herrn Grafen ein Präsentgen machen?

Oct. O, da lasse ich ihn dafür sorgen. Ich mache auch kleine Präsente, mein lieber Pantalon. Ich habe meine Liebesintrikchen. (Er sieht Clarissen und Eleonoren an.)

Clar. (Er sieht mich an; ich glaube, daß er mich meynt.)

Eleon. (Der Stoff wird wohl für mich sollen.)

Oct. Herr Doktor, wenn sie was über einen Menschen zu gebieten hätten, von was für einem Alter meynten sie wohl, daß er sich verheirathen müßte?

Der Dokt. So — von Mittelalter.

Oct. Recht so! Von Mittelalter. Und wie alt müßte denn das Frauenzimmrr wohl seyn?

Der Dokt. Auch sie. So — ungefähr —

Oct. Von Mittelalter. Es lebe das Mittelalter.

Eleon. Ja, nicht zu jung, nicht zu alt.

Clar. Von sechs bis sieben und zwanzig Jahren. Nicht wahr, Herr Doktor?

Der Dokt. Ganz recht.

Eleon. Wenn ein Frauenzimmer erst so alt wird, so ist es ein Zeichen, daß sich keine Gelegenheit zu heirathen für sie gefunden hat.

Clar. Ich habe mir doch auch sagen lassen, Herr Doktor, daß eine Witwe immer noch älter wäre; — ist es nicht wahr?

Der Dokt. Vergeben sie mir, zu dergleichen Aussprüchen schweige ich lieber stille.

Zwölfter Auftritt.

Der Graf Florindo, der Kammerdiener und die Vorigen.

Flor. Unterthäniger Diener von ihnen allerseits.
Oct. O, bravo, mein lieber Neffe. Geschwind, aufgetragen. (zum Kammerdiener.)
Beat. Wo bist du denn so lange gewesen? (zu Florindo.)
Flor. In meinem Zimmer.
Oct. Ey, eine gescheide Mutter fragt nicht nach dergleichen Dingen. Bey der Braut ist er gewesen. Nun, Mesdames, meine Herren, seyn sie immer so gütig. Legen sie ihre Degen, ihre Hüte ab; immer ungezwungen, ungezwungen. Frisch, gehen sie, meine Herren. Verwünscht seyn doch die Ceremonien! Noch nicht? Wen hungert, der gehe; wer nicht Lust zu essen hat, der bleibe da. Kommen sie, Mesdames. (Er giebt Clarissen und Eleonoren die Hand, und sie gehen ab.)
Beat. Wo bist du gewesen, Bösewicht? (zu Florindo.)
Flor. In meinem Zimmer.
Beat. Nach Tische wollen wir uns schon sprechen. (geht ab.)
Flor. Meine Mutter kann mich nicht leiden; ich werde bey dem Onkel bleiben. (geht ab.)
Der Dokt. Also soll ich gehen. (indem er mit Pantalonen Complimente macht.)
Lel. Mit ihrer Erlaubniß, die Reihe ist an mir.

Der Dokt. Sie haben Recht, weil sie hungriger sind, als wir andern.

Lel. Einfältiger Doktor. (geht ab.)

Der Dokt. Was sagen sie, mein werther Pantalon, zu diesem unverschämten Schmarotzer?

Pant. Ich sage, daß ihn ein Cavalier von gutem Geschmack gar nicht leiden sollte.

Der Dokt. Der Graf leidet ihn, weil er ihn manchmal braucht.

Pant. Vielleicht als Kupler?

Der Dokt. Wenn es die Noth erfodert, so geben sich dergleichen Hungerleider mit allem ab. (geht ab.)

Pant. Ja, ja! Das sind eben die Leute, die in der Welt ihr Glück machen. Narren und Kupler. (geht ab.)

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Ein Zimmer, worinne alles veranstaltet wird, Caffe zu trinken u. s. w.

Brighella, Harlekin und andere Bediente.

Brighella.

Frisch, bringt den Tisch hieher, wir wollen den Caffe und Rosolis zurechte machen; stecket die Lichter an, denn es wird bald finster werden. (Die Bedienten machen alles zurechte.) Munter, Herr Harlekin, mache er auch was.

Harl. Mein lieber Herr Haushofmeister, ich habe schon alles in der Küche gethan, was ich zu thun hatte, und weiter mache ich nichts.

Brigh. Was? Du willst weiter nichts machen? Mußt du einem Haushofmeister so antworten?

Harl. Befehl er mir das, was ich zu thun schuldig bin, und dann soll er sehen, ob ich es nicht gern thue.

Brigh. Du mußt alles das thun, was ich will. Jetzt sollst du die Tische mit helfen zurechte setzen.

Harl. So lange ich aber eines thue, kann ich das andere nicht machen.

Brigh. Was ist denn das andere, das du zu thun hast?

Harl. Ich wette, daß er nicht weis, was ich alles zu thun habe.

Brigh. Es kann wohl seyn, daß ich es nicht weis. Sag mir es also, mein guter Harlekin.

Harl. Da sieht mans, wie unerfahren er noch ist! Der vorige Haushofmeister, nicht der Letzte, sondern der, der noch vor ihm war, der wußte mir zu befehlen, und ich wußte ihm zu gehorchen.

Brigh. Nun, was befahl er dir denn?

Harl. Wenn ich früh morgens mit ihm zum Einkaufen gieng, so mußte ich noch ein anderes Körbchen, außer dem großen Hauskorbe, mitnehmen. Wenn er nun Rindfleisch, Kalbfleisch, Flügelwerk, und Gartenfrüchte eingekauft hatte, so legte er von allem einen Theil in das Körbchen, und sagte zu mir: Harlekin, trag einmal diese Sachen da und da hin. Nun rathe er einmal, zu wem?

Brigh. Zu wem denn?

Harl. Zu seiner Gevatterin. Wenn der Koch kleine Pasteten gemacht hatte, so nahm er ein halb Duzend davon, und sagte zu mir: Harlekin, bring die Pasteten zu — Weis er wohl zu wem?

Brigh. Zu wem denn?

Harl. Zu seiner Gevatterin. Wenn des Herrn Tisch abgeräumt wurde, so schnitt er ein Stück vom Braten ab, nahm eine halbe Torte, eine halbe Pastete; und gleich: Harlekin? Herr Haushofmeister! Trag diese Sachen — Rathe er nun, für wen die waren!

Brigh. Für wen denn?

Harl. Für seine Gevatterin. Nach Tische nahm er alle Ueberbleibsel von Wein, in Flaschen, Bouteillen, und wenn auch noch ganz volle dabey waren, weg, und dann: Harlekin? Mein Herr! Bring

alle

alle diesen Wein — O, dießmal erräth er wohl nicht, wem er ihn schickte.

Brigh. Wem denn? Sag mirs doch.

Harl. Seiner Gevatterin.

Brigh. Alles seiner Gevatterin?

Harl. Ja, mein Herr, und ich gehorchte ihm recht treulich. Weis er aber wohl warum? Weil ich bey Gelegenheit der Jungfer Gevatterin, den Herrn Gevatter auch bestahl.

Brigh. Der Haushofmeister war ein rechter ehrlicher Kerl.

Harl. Ey, er war mir recht gut! Früh morgens gieng ich bey Zeiten hin, und weckte ihn auf.

Brigh. Wo schlief er denn?

Harl. Bey seiner Gevatterin.

Brigh. Vortreflich!

Harl. Einmals wurde er krank, und man glaubte gar, daß er sterben würde. Das schmerzte mich nun gewaltig. Ich verfluchte denjenigen in die Hölle hinein, der Schuld an seiner Krankheit war.

Brigh. Und wer hatte ihn denn krank gemacht?

Harl. Seine Gevatterin.

Brigh. Ich erinnere mich, daß es eben nicht gar zu lange ist, daß dieser Haushofmeister davon gieng.

Harl. Ich weis, weswegen er davon lief.

Brigh. Weswegen denn?

Harl. Seiner Gevatterin wegen; ich weis auch, was er jetzt macht.

Brigh. Was macht er denn?

Harl. Er kuppelt. Und weis er wohl, wen er verkuppelt?

Brigh. Wen denn?
Harl. Seine Gevatterin.
Brigh. Siehst du wohl, ich habe keine Gevatterin, ich schicke Niemanden was, ich diene meinem Herrn treu und ehrlich. Ich halte das Gesinde zu lauter erlaubten und billigen Dingen an, und deswegen muß mir es auch gehorchen. Nun, schieb nur diese Stühle vor.
Harl. Frisch, schiebt die Stühle vor! (zu den Bedienten.)
Brigh. Ich befehle dir es ja.
Harl. So befehl ich es dir auch.
Brigh. Was? Du verwünschter Küchenjunge!
Harl. Wenn er den Respekt gegen mich aus den Augen setzt, so klage ich es gewiß Jemanden.
Brigh. Wem willst du es klagen?
Harl. Meinen Beschützern.
Brigh. Und wer sind deine Beschützer?
Harl. Ich werde es meiner Jungfer Gevatterin klagen.
Brigh. Deiner Jungfer Gevatterin willst du es klagen? Da, das mag indessen dein Herr Gevatter seyn. (Er giebt ihm einen Tritt.)
Harl. (Er setzt, ohne ein Wort zu sagen, die Stühle zurechte, und sagt von Zeit zu Zeit zu Brighellen:) Gehorsamer Diener, Herr Gevatter. (Nachdem er die Stühle in Ordnung gebracht, sagt er:) Ich empfehle mich dem Herrn Gevatter gehorsamst. (geht ab.)
Brigh. Wenn die Schlingel Jemanden haben, der ihnen lüderliche Streiche zu machen erlaubt, so sind sie alle zufrieden. Doch, es ist mir bald, als wenn die Herrschaft käme.

Zweyter Auftritt.

Der Graf Octavio, der Eleonoren führt, Florindo Clarissen, Lelio Beatricen. Pantalon, der Doktor und Brighella.

Oct. O, bey Lichte können wir besser sehen. Belieben sie sich nun zu setzen. Hier wollen wir Caffe trinken. (Sie setzen sich.)

Pant. Wenn man Canarienfekt getrunken hat, so kann der Caffe nichts schaden.

Der Dokt. Es gehört was ganz anders darzu, die Hitze zu dämpfen, als Caffe. Frisches Wasser muß man trinken, mein lieber Pantalon.

Oct. Wie sehr bin ich ihnen nicht für die Ehre verbunden, Mesdames, die sie mir diesen Mittag erzeigt haben! (Er schenkt Caffe ein.) Ich habe sonst kein anderes Vergnügen auf der Welt, als freudig zu seyn, mit guten Freunden umzugehen und die Ehre zu genießen, die mir diese liebenswürdigen Damen erweisen. Das ist für sie, meine schöne Baroneſſe. (zu Clarissen.)

Clar. Ich danke ergebenst. Ich trinke fast niemals Caffe.

Oct. Ey, nicht doch!

Clar. Er bekömmt mir, in der That, nicht.

Oct. Wenn ich ihn ihnen aber gebe?

Clar. Nun, weil sie mir ihn geben, so will ich ihn nehmen.

Eleon. (Er bedient sie zuerst.)

Oct. Hier, mein allerliebstes Mittelalter. (zu Eleon.)

Eleon. Hören sie nur, machen sie mich nicht lächerlich.

Oct.

Oct. Wie? Sie nehmen es übel?
Eleon. Ich bin nicht deswegen hergekommen, um der Gesellschaft zum Gelächter zu dienen.
Oct. Nun, vergeben sie mir es, ich will es nicht mehr sagen. Nehmen sie diese Tasse Caffe.
Eleon. Ich mag keinen. (böse.)
Oct. Nehmen sie ihn doch immer.
Eleon. Nein, sage ich ihnen.
Oct. Nun, meine Allerbeste. (sehr freundlich.)
Eleon. Sie sind ein rechter Teufel. (Sie nimmt den Caffe lachend.)
Oct. Sie und ich könnten eine hübsche Art Teufelchen hervorbringen.
Clar. (Wenn er mit Eleonoren spricht, so ist er ganz entzückt, und hört niemals wieder auf.)
Oct. Und sie, mein lieber Lelio, sie sagen gar nichts?
Lel. Ich bewundere den Witz dieser schönen Damen.
Oct. Ey, indeß daß sie ihren Witz bewundern, erreiche ich meine Absicht.
Lel. Was? Machen sie Ansprüche auf sie?
Oct. Ich will meine Angelegenheiten hier nicht öffentlich bekannt machen.
Lel. Vergessen sie nicht, daß es ihrer zwey sind.
Oct. Und was thut das? Ich werde mich nicht verirren.
Lel. Wollen sie denn alles für sich behalten?
Clar. Der Graf Octavio kann sich ja nicht theilen.
Eleon. Das ist wahr; er wird also ganz für die Baronesse seyn.
Clar. Ey, diesen Vorzug kann ich mir nicht anmaßen.
Oct. Nun, Mesdames, ich muß ihnen nur die Wahrheit entdecken. Ich habe schon bey mir beschlos-

beschlossen, welches meine Braut werden soll. Ich will es nur frey heraus sagen, und sie werden alle damit zufrieden seyn.

Beat. Wir müssen nur erst hören, ob wir ihre Braut auch kennen.

Oct. Ob sie sie kennen? Meine Braut sitzt hier mit am Tische.

Clar. Was?

Eleon. An diesem Tische?

Oct. Ganz gewiß.

Clar. } Welche ist es denn?
Eleon. }

Oct. Zu seiner Zeit sollen sie es schon erfahren.

Eleon. (Ah, ich glaube gewiß, es wird die Baronesse seyn!)

Clar. (Es ist ganz gewiß Donna Eleonora.)

Eleon. Ich möchte ihnen gern etwas sagen, ich weis aber nicht, wie ich es machen soll. (zu Octavio.)

Oct. Mit Erlaubniß. (Er hält die Hand vors Gesicht, nach Clarissens Seite zu.) Werden sie nicht eifersüchtig. (zu Clarissen.) Hier bin ich, sprechen sie nun. (zu Eleonoren.)

Eleon. (Sie werden wohl Clarissen heirathen.)

Oct. (Wenn mir es einfällt, sie zu heirathen, so will ich nicht ehrlich seyn.)

Eleon. (Also bin ich die Braut.) (für sich.)

Clar. Herr Graf, könnte ich wohl die Ehre haben, ihnen auch ein Wort zu sagen?

Oct. O ja. Mit ihrer gütigen Erlaubniß. (zu Eleonoren, und macht es eben so, wie oben.) Hier bin ich bey ihnen. (zu Clarissen.) Schöpfen sie keinen Verdacht. (zu Eleonoren.)

Clar. (Ich glaube gewiß, daß sie Eleonoren ihr Herz geschenkt haben.)

Oct. (Wenn ich die Donna Eleonora heirathe, so sagen sie, daß ich kein rechtschaffener Cavalier bin.)

Clar. (Also kann ich mir schmeicheln, daß er mich dazu ausersehen hat.) (für sich.)

Beat. Herr Schwager, dürfte ich wohl auch ein Wörtchen mit ihnen reden, weil es heute doch einmal so gebräuchlich ist, einander etwas ins Ohr zu sagen.)

Oct. Von Herzen gern. Mit ihrer Erlaubniß, Mesdames. (Er steht auf, und geht zu Beatricen.)

Beat. (Könnte ich nicht auch erfahren, welche von Beyden sie heirathen wollen?)

Oct. (Keine.)

Beat. (Ah, gehen sie doch!)

Oct. (Nein, so wahr ich ein ehrlicher Mann bin.)

Beat. (Sie sagen aber, daß ihre Braut hier mit am Tische sitzt.)

Oct. (Das ist auch wahr.)

Beat. (Und es wäre keine von den Beyden?)

Oct. (Nein, auf mein Wort.)

Beat. (Nun, das ist schön!)

Oct. (Sie sollen es bald erfahren.) Belieben sie noch was?

Beat. Nein, weiter nichts mehr.

Oct. So gehe ich wieder an meinen Ort.

Beat. (Das ist eine rechte wunderliche Sache. Wer wird wohl so einfältig seyn und glauben, daß er seine leibliche Schwägerin heirathen könnte?) (für sich.)

Oct.

Oct. Hier bin ich wieder, meine schönen Damen, und bitte vielmal um Verzeihung. Was ist das, sie kommen mir ja ganz zerstreuet vor?

Clar. Ich dachte so nach, wer doch in aller Welt ihre Braut seyn müßte.

Eleon. Sie dürften es nur sagen, und uns dieser Mühe überheben.

Oct. Ich will mich nur noch ein wenig bitten lassen. Indessen seyn sie so gütig, und trinken sie ein Gläschen Rosolis, auf meiner Braut Gesundheit.

(Er schenkt Rosolis ein, und alle trinken auf der Braut Gesundheit.)

Flor. Gnädiger Onkel, wir haben ihrer Braut Gesundheit getrunken, soll meiner ihre nicht auch getrunken werden?

Oct. Sie haben Recht. Geschwind! Auf die Gesundheit der Marquise Rosaura. Es lebe meines Neffen Braut!

Alle. Sie soll leben!

Beat. Was ist das für eine Braut? Was wollen sie mit der Historie? Ich weis von dem allen nichts.

Oct. Ey nicht doch, Frau Schwägerin. Trinken sie immer ihrer Schwiegertochter Gesundheit auch.

Beat. Nein, daraus wird nichts.

Flor. Ja, meine gnädige Mutter, wenn sie mich lieb haben, so thun sie es immer, mir zu Gefallen.

Oct. Ja, ja, sie soll leben! Trinken sie, trinken sie, sie soll leben! (zu Beatricen.)

Flor. Nun, gnädige Mama, sie soll leben!

Beat. Geht mir, ihr Schelme mit einander!

Oct. } Es lebe die Braut!
Flor. }

Beat. Nun, sie soll leben! Ist es recht so? (Sie trinkt.)

Oct. Haushofmeister!

Brigh. Gnädiger Herr.

Oct. Geht geschwind hin zur Marquise Rosaura, und macht ihr mein Compliment. Saget ihr zugleich, daß die ganze Gesellschaft ihre Gesundheit getrunken hat, und daß die Gräfin Beatrice ins besondere auf Gesundheit ihrer Schwiegertochter getrunken habe.

Beat. Ich habe ja nicht gesagt —

Oct. Fort, fort. Machet ihr meine Empfehlung, und laßt euch nichts abhalten.

Brigh. Wie sie befehlen.

Oct. Wissen sie was; wir wollen alle zur Marquise gehen. Was meynen sie darzu, Donna Eleonora?

Eleon. Meinetwegen können sie thun, was sie wollen.

Oct. Nun, Frau Schwägerin, kommen sie immer auch mit.

Beat. Sie wollen mich in eine gewisse Verbindlichkeit setzen.

Oct. Ja, in eine Verbindlichkeit, von der sie sich mit ein Paar Worten wieder befreyen können.

Flor. Nun, gnädige Mama, wenn sie mich lieb haben, so kommen sie mit.

Beat. Du willst haben, daß ich alles nach deinem Kopfe machen soll.

Flor. Sie geht mit, sie geht mit.

Oct. Recht so, recht so, nun lassen sie uns gehen. Sie gehen auch mit, Baronesse.

Clar. Ich habe mit der Marquise keine genaue Bekanntschaft.

Oct. Die Gräfin Beatrice ist ja ihre Verwandte.
Eleon. Wenn sie mitkommen wollen, so erzeigen sie mir eine Ehre. (Sie wird sich brav schämen müssen.)
Clar. Ich nehme ihre gütige Einladung an. (Hernach wird es ihr leid seyn, daß ich mitgegangen bin.)

Dritter Auftritt.

Brighella und die Vorigen.

Brigh. Gnädiger Herr, die gnädige Marquise läßt sich bey der ganzen hohen Gesellschaft bedanken, daß sie ihre Gesundheit getrunken haben; besonders aber dankt sie Ihro Gnaden, der Frau Gräfin Beatrice, für die allzuschöne Gesundheit, die sie ihr gebracht hat, wobey sie sie zugleich gewürdiget, sie ihre Schwiegertochter zu nennen. Sie versichert sie wiederum, daß sie eben so sehr ihre ergebenste Dienerin, als gehorsame Tochter, seyn werde.
Oct. Recht so! Das Compliment war recht sehr gut ausgericht. Mein Haushofmeister hält sich gut. Nun, was meynen sie, Frau Schwägerin, sind sie mit der Antwort der Marquise zufrieden?
Beat. Hat sie denn auch wirklich so gesagt? (zu Brighellen.)
Brigh. Ja, wahrhaftig! So wahr ich ein ehrlicher Kerl, und rechtschaffener Haushofmeister bin!
Oct. Laßt der Marquise sagen, daß wir sogleich alle bey ihr seyn würden. (zu Brighellen.)
Brigh. Zu Dero Befehl. (geht ab.)
Oct. Baronesse, seyn sie so gnädig. (Er bietet Clarissen die Hand.)

Eleon. Herr Graf, sie sind so gütig gewesen, und haben mich hieher geführt.

Oct. Das ist wahr, ich darf sie nicht verlassen. Graf Lelio, bedienen sie die Baronesse.

Clar. Hieher, hieher, junger Herr Graf, führen sie mich. (Sie geht mit dem jungen Grafen ab.)

Lel. (Die Ungeschliffene! Sie hat gar keine Lebensart! Sie begegnet mir so, weil ich mich nicht auch um das Meinige bringen lasse.)

Oct. Nun, so führen sie meine Schwägerin. Gräfin, lassen sie uns immer gehen. (Er geht mit Eleonoren ab.)

Lel. Befehlen sie? (zu Beatricen.)

Beat. Sie werden mir eine Ehre erzeigen.

Lel. (Es ist eben so gut. Von dieser kann ich mir mehr versprechen, als von der andern. Bey Gelegenheit der Hochzeit wird es brav zu schmausen geben.) (Er geht mit Beatricen ab.)

(Pantalon und der Doktor folgen ihnen nach.)

Vierter Auftritt.

Ein Zimmer bey der Marquise Rosaura.

Die Marquise Rosaura, und ein Page.

Ros. Komm er her, und sag er noch einmal, was der Haushofmeister des Grafen Octavio gesagt hat.

Der Page. Er sagte, daß sich der Graf Octavio der gnädigen Marquise unterthänig empfehlen ließ, und ihr meldete, daß er sogleich mit der ganzen Gesellschaft hier seyn würde.

Ros. Die Gräfin Beatrice auch?

Der Page. Er hat nichts weiter gesagt.

Ros. Geschwind, lauf er ihm nach, und frage er ihn, ob die Gräfin Beatrice auch mit kömmt.

Der Page. Gleich, gnädige Marquise. (indem er abgehen will.)

Ros. Höre er doch; frage er ihn auch, ob der junge Graf mit kömmt.

Der Page. Ganz wohl, gnädige Marquise. (wie oben.)

Ros. He! Erkundige er sich auch, ob noch mehr Damen dabey sind.

Der Page. Sie läßt mich umdrehen, wie eine Garnwinde. (geht ab.)

Ros. Ich weis gar nicht, was das bedeuten soll. Die Gräfin Beatrice hat meine Gesundheit getrunken, und jetzt kommen sie alle, mich zu besuchen. Meine Heirath ist gewiß zu Stande gekommen. Soll ich mich drüber freuen oder betrüben? Nun, so, so; halb und halb.

Fünfter Auftritt.

Der Page und die Vorige.

Der Page. Gnädige Marquise, ich habe die Fackeln durchs Fenster gesehen. Sie kommen schon.

Ros. Ist die Gräfin Beatrice dabey?

Der Page. Ja, Ihro Gnaden.

Ros. Der junge Graf auch?

Der Page. Ja.

Ros. (Nun ist es richtig.) Wer führt meine Tante?

Der Page. Der Graf Octavio.

Ros. (Die gute Frau! Sie wird eine rechte Freude haben, daß sie der Graf Octavio bedient.) Geh er, und führe er sie herein.

Der Page. Gnädige Marquise, man hat mir gesagt, daß sie eine Braut wären.

Ros. Und denn?

Der Page. Wenn sie eine Braut sind, so will ich mich auch gern verheirathen.

Ros. In so einem Alter?

Der Page. Meine Katze hat noch viel jünger geheirathet, als ich. (geht ab.)

Ros. Die gute Einfalt! Doch, da sind sie ja schon.

Sechster Auftritt.

Der Graf Octavio, der Eleonoren führt, Florindo Clarissen, Lelio Beatricen, der Doktor und Pantalon.

Oct. Unterthäniger Diener, Marquise.

Eleon. Guten Abend, meine liebe Nichte.

Flor. Unterthänigster Diener, meine liebenswürdigste Marquise.

Clar. Ergebene Dienerin. Vergeben sie, daß ich ihnen beschwerlich falle. Die Gesellschaft ist Schuld daran.

Beat. Da sind wir nun alle bey ihnen.

Lel. Auch ich habe die Ehre, ihnen meine Aufwartung zu machen.

Der Doktor. Es lebe die Marquise, sie lebe Tausend Jahr.

Pant. Das wünsch ich auch von ganzem Herzen. Der Himmel seegne sie.

Ros. Ih, ih, wie freudig, wie munter! Der Graf Octavio flößt allen Freude ein.

Lel. Wissen sie wohl, wer uns diese Freude eingeflößt hat? Zehn Bouteillen guter Canarienwein.

Ros. Ey, ich will doch nicht glauben, daß sie deswegen so aufgeräumt sind.

Oct. Nein, mein schönes Kind, deswegen sind wir nicht aufgeräumt; wir haben wie Menschen, nicht aber wie unvernünftige Thiere, getrunken. Die gute Gesellschaft, eine kleine und mäßige Tafel, wo Eintracht herrschete, und die mit guten Herzen gegeben worden, hat uns so lustig gemacht. Diese gnädigen Damen und diese braven Herren haben alle das Ihrige dazu beygetragen, daß wir den Tag bis hieher vergnügt zubringen können. Was aber unsere Freude vollkommen macht, und uns so vergnügt vor ihnen erscheinen läßt, das sind sie, liebenswürdige Marquise. Wir haben ihre Gesundheit getrunken. Meine Schwägerin hat gesagt: ich rufe die ganze Gesellschaft zu Zeugen an; sie hat gesagt: Es lebe die Marquise, meine Schwiegertochter. Hier ist der junge Graf Florindo, der ihnen seine Hand anbietet; hier ist die Gräfin Beatrice, die sie für ihre Tochter erkennet. Und hier ist auch ihr ergebenster Diener, den sie künftig mit dem Titel eines Onkels beehren werden.

Ros. Graf Octavio, ich kann auf ihr Anbringen nichts anders antworten, als daß ich es annehme. Ich küsse der Gräfin Beatrice die Hand, weil sie mich würdiget, ihre Tochter zu werden. Ich ver-

sichere den Grafen Florindo meiner Treue, und ihnen, gütigster Onkel, danke ich Tausendmal, weil sie mir die Ehre erzeigen, mich in ihre Verwandtschaft aufzunehmen.

Beat. Marquise, ich habe nichts weiter einzuwenden. Wenn der Himmel diese Heirath beschlossen hat, so mag es auch dabey bleiben. Wenn sie meinen Sohn lieben, so werde ich sie auch lieben. (Ich habe Ja gesagt, ohne daß ich es selbst gemerkt habe.)

Ros. (Das Compliment war wunderlich; es thut aber nichts.)

Flor. Liebenswürdigste Braut, ich versichere sie meiner vollkommensten Liebe, und, um sie von meiner Treue zu überzeugen, so schwöre ich ihnen, daß ich niemals von ihrer Seite kommen will.

Ros. (Allzu gütig!)

Eleon. Meine liebe Nichte, ich freue mich mit ihnen. Sie können zufrieden seyn.

Ros. Ich glaube, daß es nicht lange mehr werden wird, daß ich mich auch mit ihnen werde freuen können.

Eleon. Wer weis? Es kann leicht möglich seyn. Graf Octavio, erinnern sie sich ihres Versprechens noch?

Oct. Was für eines Versprechens, Madam?

Eleon. Sie haben gesagt, daß sie uns ihre Braut nennen wollten.

Clar. Ganz recht. Befreyen sie uns doch einmal von dieser Neugier.

Oct. Ich bin ein ehrlicher Mann. Ich habe es versprochen, ich will mein Wort auch halten.

Ros. Der Herr Graf ist auch ein Bräutigam?

Oct. Ja, Marquise.

Ros. Zwo Bräute in einem Hause?

Oct. Meine Braut wird ihnen nicht misfallen.

Beat. Sie wird also auch wohl als eine Dame von ihrem Stande gehalten seyn wollen; und sie sey nun, wer sie wolle, so nehmen sie mir nicht übel, Herr Schwager, es ist eine Unbesonnenheit von ihnen, daß sie so was gethan haben.

Oct. Eine Unbesonnenheit?

Beat. Du bist aber auch, wie ein Narr. Redst du denn gar nicht? Sagst du denn kein Wort? (zu Florindo.)

Oct. Nun, so sagen sie ihre Meynung doch auch. (zu Florindo.)

Flor. Ich wüßte nicht, was ich sagen sollte.

Beat. Wenn du nicht weißt, was du sagen sollst, so will ich dir auf etwas helfen. Sage deinem Onkel, daß unsere Familie in Unordnung ist; daß ihn seine prächtigen Gastereyen um alles gebracht haben, und daß weiter nichts mehr fehlt, als daß er sich noch verheirathe, um sich völlig unglücklich zu machen.

Oct. Haben sie es gehört? Nun, so sagen sie es doch nach. (zu Florindo.)

Flor. Aber — wenn es so wäre —

Eleon. Ey, ein Neffe darf sich um des Onkels Sachen gar nicht bekümmern.

Clar. Das wäre schön, wenn der Onkel von dem Neffen abhängen sollte.

Beat. Diese beyden Damen werden hitzig. Eine Jede trachtet nach einem so großen Glück. Ueberheben sie sie doch dieser Mühe! Nennen sie ihre Braut.

Oct. Nun gut, ich will also ihnen allen diese Freude machen. Herr Pantalon, diese Damen verlangen, daß ich ihnen meine Braut bekannt machen soll; ich habe versprochen, es zu thun; es ist also auch billig, daß ich es halte. Mesdames, die Braut, die ich mir ausgesucht habe, die Braut, die ich liebe, die Braut, die ich heirathen will, wissen sie wohl, wer die ist? Es ist ein gemeinschaftliches Handlungsgeschäffte mit dem Herrn Pantalon de' Bisognosi. Sehen sie, hier ist unser Ehecontrakt!

Kraft gegenwärtigen Aufsatzes u. s. w. Wird eine Handlungs-Societät, zwischen dem Hochgebohrnen Herrn, Herrn Grafen Octavio Astolfi, und dem Herrn Pantalon de' Bisognosi, auf zehn Jahr, errichtet, indem der Erste 40000 Thaler Capital, und der Andere 20000, dazu hergeschossen, die aufs Negoce verwendet werden sollen. Der Nutzen davon wird einem jeden von obengenannten Compagnons, nach Maasgabe des Vorschusses, zu Theil; und weil Herr Pantalon seinen Namen darzu hergeben, und das ganze Gewerbe treiben muß, so soll er, noch außer seinem ordentlichen Antheil, zehn pro Cent bekommen.

Haben sie es nun gehört? Sehen sie, das ist meine Braut, das ist mein Ehecontrakt. Auf diese Art wird derjenige, der mit weniger Achtung von mir spricht, eines Bessern überzeugt, und darf nicht glauben, wenn er mich mehr verthun sieht, als die Einkünfte meines Vermögens eintragen, daß ich alles durchbringe und die Familie in Unglück setze. Dieses ist die Art, wornach ich meine erlaubten Ergötzlichkeiten, ohne Nachtheil meines väterlichen Erbes, bestreite. Der Handel ist einem Cavalier nicht unanständig; aber um der Vorurtheile anderer willen habe ich ihn müssen in Geheim treiben. Uebrigens bitte ich sie, Mesdames, des kleinen Spaßes wegen, den ich ihnen habe machen wollen, vielmal um Verzeihung. Glauben sie aber ja nicht, daß es aus Mangel der Hochachtung und des Respekts, den ich gegen sie habe, geschehen sey, sondern blos, ihnen einen angenehmen Zeitvertreib damit zu machen. Ich mag keine Frau. Ich werde allen auf gleiche Weise begegnen; ich werde mit denen umgehen, die mir erlauben, in ihre Gesellschaft zu kommen; ich werde mich aber ins Künftige sehr in Acht nehmen, daß ich nichts sage, was ihnen Hoffnung machen könnte, weil ich durch die Erfahrung gelernt habe, wie viel Uebels ein Scherz, den man in Gesellschaft vorbringet, nach sich ziehen kann.

Clar. Ich, meines Theils, habe allemal über das, was sie gesagt haben, gelacht; ich habe alles für Scherz gehalten, und ich mußte mich nur über

die

die Donna Eleonora wundern, weil sie sich einbildete, daß sie mit ihren Reden auf sie zielten.

Eleon. Ich? Das wundert mich. Glauben sie denn, daß ich den Grafen Octavio nicht kenne? Er scherzt gern, und ich half ihm den Spaß immer weiter treiben.

Oct. Nun, dem Himmel sey Dank! Da diese Damen völlig einsehen, daß ich nur gescherzt habe, so mache ich mir keinen Vorwurf mehr, als hätte ich ihnen scheinbare Schmeicheleyen vorgesagt. Frau Schwägerin, sind sie noch in der irrigen Meynung, als ob ich der Ruin dieses Hauses wäre, und daß ich das väterliche Erbtheil ihres Sohnes durchgebracht habe?

Beat. Bester Herr Schwager, ich bitte sie, meines übeln Verdachts wegen, um Vergebung, und empfehle ihnen die Einrichtung des ganzen Hauses.

Oct. Wenn noch Jemand da ist, der wie sie gedacht hat, der kann sich nun von der Ordnung meiner Lebensart einen andern Begriff machen.

Lel. Wer sollte denn in aller Welt, Uebels von ihnen denken?

Der Dokt. Ey, beym Henker! Nun kann ich nicht länger schweigen. Dergleichen falsche Leute kann ich gar nicht leiden. Ja, ich will es nur heraus sagen. Der Herr Graf Lelio ist der Erste gewesen, der gesagt hat, daß der Herr Graf Octavio mehr unternähme, als er zu thun im Stande wäre, daß er voller Schulden sey, und daß es auf die Neige mit ihm gienge.

Lel. Gehen sie, das ist nicht wahr.

Beat. Es ist mehr, als zu wahr; er hat auch zu mir gesagt, daß sie hochmüthig und stolz wären.

Oct. Undankbarer, Unbescheidener! So sprechen sie von dem, der ihnen freye Tafel gegeben hat? Wenn es in meinem Hause wäre, so ließ ich sie durch meine Bediente zur Thür hinaus schmeissen.

Lel. Ich habe das gesagt, mas ich von andern gehört habe.

Oct. Jetzt sind verbunden, es zu wiederrufen.

Lel. Ja, das will ich thun, und sie sollen es wieder erfahren, daß ich es gethan habe. Indeß bitte ich sie um Verzeihung. Ich werde keinen Fuß mehr in ihr Haus setzen. (geht ab.)

Oct. Treuloses Volk! Undankbare Leute! Doch ein nichtswürdiger Mensch soll uns nicht in unserer Freude stöhren. Wir müssen diesen Abend vergnügt zubringen. Ich habe einen kleinen Ball bey mir angestellt. Nun kann die Braut auch mitgehen. Donna Eleonora wird sie dahin führen.

Eleon. Verschonen sie mich damit; der Kopf thut mir weh.

Oct. So wird sie mit meiner Schwägerin und der Baronesse Clarisse gehen.

Clar. Ich danke ihnen, ich muß mich geschwind nach Hause begeben.

Oct. Ey nicht doch! Was soll das melancholische Wesen seyn? Wir haben den ganzen Tag gelacht; also müssen wir des Abends auch lachen. Kommen sie immer mit, meine schöne Baronesse. (zu Clarissen.) Sie auch, mein liebes Mittelalter. (zu Eleonoren.) Geschwind, kommen sie. Florindo,

geben sie ihrer Braut die Hand. Kommen sie, lassen sie uns ein wenig tanzen.

Eleon. Ich kann es nicht abschlagen.

Clar. Der Graf Octavio macht mit uns Frauenzimmern, was er will.

Beat. Kommen sie, Marquise.

Ros. Hier bin ich, freudig und vergnügt.

Oct. Nun lassen sie uns lustig seyn, und das Vergnügen, das uns der Himmel und das Glück geben, auch genießen. Die Welt auf eine ehrbare Art, aus gerechter Freude, ohne Jemand zu beleidigen, ohne Betrug, ohne viel Geräusche, genießen, das ist eben jene glückliche Lebensart, die einen Cavalier von gutem Geschmack ausmacht.

Ende des Lustspiels.

Die

Die gute Mutter

Die

Gute Mutter.

Ein Lustspiel.

Personen.

Barbara, eine Witwe, und gute Mutter.

Nicoletto, der Barbara Sohn.

Giacomina, der Barbara Tochter.

Ludovica.

Daniela, der Ludovica Tochter

Margaretha, der Barbara Magd.

Agnese, eine Witwe, der Barbara gute Freundin.

Rocco, ein Kaufmann.

Lunardo, der Barbara Gevatter.

Ein Kaufmannsbursche, der nicht redt.

Der Schauplatz ist in Venedig, theils in der Barbara, theils auch in der Ludovica Hause.

Die gute Mutter.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Ein Zimmer in der Barbara Hause.

Barbara, die Hemden und andere feine Wäsche plattet, und Giacomina, die nähet, hernach Margaretha.

Barbara.

Margaretha. (Sie ruft.)

Marg. Madam. (von innen.)

Barb. Seht einmal zu, ob das andere Eisen heiß ist. Bringt mir es.

Marg. Ja, Madam, den Augenblick. (von innen.)

Barb. Der Henker! Wenn das Eisen kalt wird, so friert einen gleich.

Giac. Die Hände sind mir so verstarrt, daß ich die Nadel kaum halten kann.

Barb. Wärme dir sie, meine liebe Tochter.

Giac. Woran soll ich sie denn wärmen?
Barb. Hast du keine Feuerkike?
Giac. Ja, liebe Mutter; wenn ich mir aber die Hände wärme, so kann ich nicht nähen, und ich wollte doch gern den ausgezackten Rand an den Manschetten, vor Abends, noch fertig haben.
Barb. Ja, ja, meine Tochter, halt dich immer dazu. Wenn du fleißig bist, wenn du es hübsch machst, so wird dir Herr Rocco auch etwas zu nähen geben, wodurch du dir was verdienen und es hernach bey Seite legen kannst.
Giac. Ich möchte gar zu gern eine Schürze, von den schönen neumodischen ostindischen Zeuge, haben.
Barb. Arbeite nur, du sollst auch eine kriegen.
Giac. Wenn mir Herr Rocco eine auf Conto geben wollte, so könnte ich es ja hernach abarbeiten.
Barb. Meine liebe Tochter, bey Kaufleuten etwas auf Conto ausnehmen, bringt keinen Vortheil. Sie geben einem allemal das Schlechteste, das sie im Laden haben, und man muß ihnen doch dafür bezahlen, was sie fodern; ja, wenn man einmal angefangen hat, anschreiben zu lassen, so kömmt man niemals wieder los, man steht immer im Buche, man hat beständig zu bezahlen, und mit der Arbeit, die man für sie machet, sind sie keinmal zufrieden. Nein, nein, meine Tochter, du thust besser, wenn du es machst, wie ich dir es sage. Man sammlet sich etwas Geld, man geht ins Gewölbe, man besieht die Waare, sucht sich was aus, man sagt, was man dafür geben will, man handelt so viel davon herunter, als man kann, man zahlt sein Geld, und dann heißt es:

Adieu, mein Herr. Margaretha, bringt ihr mir das Eisen bald? (Sie ruft.)

Giac. Warte sie, ich will selber hingehen, und mir die Hände zugleich ein wenig wärmen.

Barb. Gut, meine liebe Tochter; sag ihr, sie soll machen, daß sie fertig wird.

Giac. So kann ich mich doch auch ein Bischen wärmen. (Sie steht auf, nimmt ihre Feuerkike und geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Nicoletto und Barbara.

Nicol. Nun, meine liebe Mutter, will sie mir denn kein weißes Hemde geben?

Barb. Ey, mein Sohn, habe ich dir nicht eins am Sonntage gegeben?

Nicol. Sehe sie nur, es ist so schmutzig, daß einem davor grauen möchte.

Barb. Du solltest es allemal ausziehen, wenn du nach Hause kömmst, und nicht den Staub von den Tischen mit den Manschetten abwischen. Wäsche kostet Geld, und es sind mehr Tage im Jahre; bey jedenmal Waschen reißt was entzwey, und wenn die Leinewand einmal anfängt zu reissen, so zerfällt sie wie Zunder. Ich habe den ganzen Tag die Nehnadel in der Hand, die vier Stück feine Hembden zu erhalten, daß ich bald keinen Zwirn mehr habe. Du solltest sie hübsch auf die Feyertage schonen, und nicht den ganzen Tag in Manschetten herumlauffen, zumal wenn du die Bekesche anhast. Die Paar Manschetten tragen

sich ab, sie trotteln sich aus, und wenn du sie eine Stunde anhast, so kennt man sie nicht mehr.

Nicol. Nun, meine liebe Mutter, gebe sie mir immer ein weißes Hemde. (indem er sie bittet.)

Barb. Nun, so warte nur, bis ich fertig bin mit Platten, ich will dir die halben Aermel geben.

Nicol. Ich mag keine halben Aermel, ich mag kein Halbhemdchen.

Barb. Ist das dein Ernst, Monsieur?

Nicol. Ich mag kein Halbhemdchen anziehen; denn ich will nicht haben, daß mir die Leute nachrufen sollen: Herr Halbhemdgen, Herr Halbhemdgen.

Barb. Wer sieht es denn? Wer giebt denn darauf Acht?

Nicol. Man weis nicht, wie es manchmal kömmt.

Barb. Ey freylich! Willst du etwann den Ballon spielen?

Nicol. Ach, der Henker noch einmal! Wenn ich wüßte —

Barb. Nicht so viel Redens gemacht, ich habe es ihn satt. Bringt ihr mir denn, beym Kukuck! das Eisen noch nicht? (Böse, nach der Scene zu.)

Dritter Auftritt.

Margaretha, und die Vorigen.

Marg. Da bin ich, da bin ich. Meine liebe Madam, es war noch nicht heiß genung.

Barb. Er bekümmert sich um nichts von der Welt. Er glaubt, daß mirs Geld zum Fenster herein fällt, und ist doch schon ziemlich bey Jahren. Acht-

zehn

zehn Jahr hat er auf dem Buckel, und bekümmert sich um gar nichts. (indem sie plattet.)

Marg. (Was hat es denn gegeben?) (sachte zu Nicoletto.)

Nicol. Nichts; sie wird blos deswegen so böse, weil ich ein weiß Hemde von ihr haben will. (zu Margarethen.)

Marg. (Wissen sie das noch nicht? Die Frau ist nun einmal so; sie wird leicht böse, sie hat aber auch ein gutes Herz; sie wird ihm gewiß eins geben.) (zu Nicoletten.)

Barb. Wie lange ist es nun, daß du nicht bey deinem Pathen gewesen bist? (indem sie plattet.)

Nicol. Ich weis selber nicht; ich habe es wieder vergessen.

Barb. Geh doch hin zu ihm, und empfiehl dich ihm. Er hat ja versprochen, dich wo anzubringen, und dir eine Stelle in einem Comtoir zu verschaffen; wenn du aber nicht hingehest, so denkt er auch nicht mehr daran. (indem sie plattet.)

Nicol. Soll ich denn mit dem schwarzen Hemde zu ihm gehen?

Barb. Warte, jetzt kannst du die halben Aermel anziehen.

Nicol. O beym Henker! Sind sie denn bald fertig?

Barb. Ja, bald. Ich habe vier Hemden von der schönsten Schlesischen Leinwand, die deinem seligen Vater gehörten, zerschniten, und habe dir drey Köllerchen und drey Paar halbe Aermel draus gemacht, an denen kein Unthätchen ist. Siehst du, sie haben hübsche Tätzchen, und lassen sich gut zu-

knöpfen. Wer wird dir denn darnach sehen, was du unter der Bekesche anhast.

Marg. Wenn sie meine wären, ich dächte wunder was ich hätte.

Nicol. (Die möchte sie auch gern in ihren Rachen haben!) (Für sich, und meynt Margarethen.) Wenn ich zu meinem Pathen gehe, so ziehe ich meinen guten Rock an.

Barb. Habt ihr ihn ausgekehrt? (zu Margarethen.)

Marg. Nein, Madam, ich habe noch nicht Zeit gehabt.

Barb. Ja, ja, wenn ich es nicht thue, so wird so leicht Niemand daran denken. Zieh dich nur an, zieh dich nur an, ich will dir ihn selbst auskehren. (zu Nicoletto.)

Marg. Lassen sie michs nur machen. (zur Barbara.)

Barb. Ach, ihr gutes Mensch, ihr thut nichts, ihr bekümmert euch um gar nichts. Letztens hattet ihr ihn auch ausgeklopft, und da ich darnach sah, so lag der Staub noch Fingers dicke auf dem Kragen. (zu Margarethen.) Aber nimm dich doch ein Bischen in Acht, mein Sohn, und richte die Kleider nicht so zu. Kehre dir den Haarbeutel ab, er ist voll Puder, und der Kragen auch; er will gar nicht wieder heraus gehen. (zu Nicoletto.) Und ihr, klopft ihm die Bekesche gleich aus, wenn er wieder nach Hause kömmt, und hängt sie nicht so weg, daß sich der Staub nicht so sehr hineinfrißt. Ach wenn man eine Sache ordentlich hält! (zu Margarethen.) Es thäte Noth ich wäre überall, ich machte alles, ich hätte hundert Hände; ich weis nicht, wie es ist. Es wird nichts gethan, es wird nichts gemacht. (geht ab.)

Vierter Auftritt.

Nicoletto und Margaretha.

Marg. Und ich bin doch nicht einen Augenblick müßig.

Nicol. He, Margaretha!

Marg. Monsieur.

Nicol. Wolltest du mir wohl einen Gefallen thun?

Marg. Wenn ich kann.

Nicol. Schlag mir es aber ja nicht ab.

Marg. Wenn sie mir nicht sagen, was sie wollen —

Nicol. Höre nur; leihe mir einen Thaler.

Marg. Ich? Wo sollte ich denn das Geld hernehmen?

Nicol. Schrey doch nicht so, daß es die Mutter nicht hört. Willst du, meine liebe Margaretha, leihe mir ihn immer.

Marg. Bald hätt' ich was gesagt. Da sitzen mir die Thaler auf dem Buckel.

Nicol. Hohl dich der Henker! Auch nicht einmal den Gefallen willst du mir thun.

Marg. Warum bitten sie denn ihre Mutter nicht drum?

Nicol. Darum, weil sie mir ihn nicht giebt, wenn ich ihn von ihr fodere.

Marg. Wenn sie ihr nur sagen, wozu sie ihn brauchen.

Nicol. Wenn ich es ihr gleich sage, sie thut es doch nicht.

Marg. Was wollen sie denn aber damit machen?

Nicol. Ich will mir ein Paar dinne, leichte Schuh kaufen.

Marg. Haben sie denn da nicht ein Paar gute Schuh?

Nicol. Nein, Jungfer; ich will ein Paar leichte haben.

Marg. Leichte Schuh, ein weißes Hemde, das Sonntagskleid, — ich denke immer, es wird wohl wahr seyn, was mir die Leute gesagt haben.

Nicol. Was haben sie dir denn gesagt?

Marg. Nichts, gar nichts.

Nicol. Nun, was haben sie dir gesagt?

Marg. Ach, mein lieber Monsieur, wenn sie so in den Tag hinein leben wollen —

Nicol. Was meynst du damit?

Marg. Ich frage sie nur, was sie immer in dem engen Gäßchen dort machen?

Nicol. Ich, in einem engen Gäßchen?

Marg. Der gute Monsieur! Seh mir nur ein Mensch an, er wird roth.

Nicol. Wer hat dir von dem engen Gäßchen was vorgeschwatzt?

Marg. Man hat mir es so gesagt.

Nicol. Weis meine Mutter was davon?

Marg. Ich wollte es nicht mit ihnen theilen, wenn sie es wüßte.

Nicol. Weißt du was, sag ihr ja nichts; verrathe mich bey Leibe nicht!

Marg. Was machen sie denn dort bey dem Mädchen?

Nicol. Ich? Nichts.

Marg. Ach, mein gutes Kind, in so ein Haus geht man nicht umsonst. Ich kenne das Mädchen. Ich frage aber nicht viel nach ihr; ich halte es

lieber mit ihrer Mutter. Das ist eine rechte brave Frau! Sie hatte noch drey Töchter, und weil sie politisch war, so schaffte sie sie sich vom Halse. Ich wollte nicht gern, daß sie sie auch in ihr Netz lockete.

Nicol. O, mit mir hat es keine Gefahr.

Marg. Ey freylich! Sie sind verteufelt pfiffig. (spöttisch.)

Nicol. Hältst du mich denn für so einen Dummkopf?

Marg. Sie hat mehr als zehn Leute angeführt, die klüger waren, wie sie, und bey denen sie noch hätten können in die Schule gehen.

Nicol. Womit soll sie mich denn anführen?

Marg. Sie wird machen, daß sie ihre Tochter heirathen müssen.

Nicol. Ey, denkt doch! (indem er sich wundert.)

Marg. Das wäre ja eben kein großes Wunder.

Nicol. Ich würde sie doch nicht nehmen —

Marg. Auch nicht, wenn sie eine gute Aussteuer mit bekämen?

Nicol. Sie hat ihr ja nichts mit zu geben.

Marg. Erzählen sie mir doch das nicht.

Nicol. Sie ist ja auch eben so schön nicht.

Marg. Man kann aber auch nicht sagen, daß sie sehr häßlich wäre.

Nicol. Nein, das sage ich auch nicht.

Marg. Sie weis wohl zu leben.

Nicol. O ja, sie weis vortreflich zu leben.

Marg. Sie spricht auch recht artig.

Nicol. Ey, Sapperlot! Wenn sie spricht, so bezaubert sie mich ganz.

Marg. Sie hat ihre Vorzüge.

Nicol. Ja, ja, man mag von ihr sagen, was man will, so hat sie doch ihre Vorzüge.

Marg. Ha, ha, Monsieur, nun habe ich sie gefangen.

Nicol. Was? Mich gefangen? Wie so?

Marg. Nichts. (spöttisch.)

Nicol. Du machst mich starr und böse.

Marg. Werden sie nur nicht roth.

Nicol. Ich werde roth, ja ich werde roth. Du machst mich wild. Soll ich nicht roth werden?

Marg. Warum gehen sie aber zu dem Mädchen?

Nicol. Der Gesellschaft zu Gefallen.

Marg. Was für Gesellschaft?

Nicol. Sieh nur; du mußt wissen, daß Caspar Sallat — Kennest du Caspar Sallaten?

Marg. Ja, den kenne ich.

Nicol. Siehst du nun, Caspar Sallat ist also einer, der dort bekannt ist, und öfters hingeht; und der hat mich auch zu ihr geführt. Denn ich, für meine Person, verstehst du mich — Es wäre mir nicht im Schlafe eingefallen.

Marg. Herr Caspar Sallat ist ein junger Mensch, der Vermögen hat, und sie heirathen kann, wenn er will.

Nicol. Ist das wahr? Er könnte sie heirathen?

Marg. Gewiß. Er hat hübsche Einkünfte. Er hat eine gute Handlung.

Nicol. Und ich bin noch zu jung; ich habe keinen Dienst; ich kann sie ja also nicht heirathen. (aufgebracht.)

Marg. Aber, mein lieber Monsieur, solche Leute sehen überall zu, wo sie einen fangen können.

Nicol. Sollte man wohl glauben, daß Caspar Sallat sie heirathen werde?

Marg. Das müssen sie besser wissen, als ich.

Nicol. Ich sollte doch nicht meynen, daß er es thun würde. (unruhig.)

Marg. Meynen sie nicht?

Nicol. Nein, ich glaube es nicht.

Marg. Würde es ihnen wohl leid thun, wenn er sie nähme?

Nicol. Denkt doch, wie fein! Ich bin aber auch so dumm nicht. Ich verstehe dich schon, du wolltest gern, daß ich mich ins Garn locken ließ. Aber daraus wird nichts, daraus wird nichts, weil mir es gar nicht einfällt; weil sie sich für mich gar nicht schickt. Wenn ich aber hingehe — so geschieht es, so aus Höflichkeit, der Gesellschaft wegen. Sonsten — verstehst du mich — käme mir es auch nicht in Sinn.

Marg. Es fiel ihnen wohl gar nicht ein. (spöttisch.)

Nicol. Willst du mir den Thaler geben, oder nicht?

Marg. Ja, ja, gleich. (spöttisch.) Ich habe keinen, wenn ich aber einen hätte, so wollte ich ihn ihnen geben.

Nicol. Schade für deinen Thaler.

Marg. Ich danke schön.

Nicol. Höre nur, sag du der Mutter nichts davon, sonst sollst du sehen — (drohend.)

Marg. Was wollten sie mir denn thun?

Nicol. Siehst du das Stilet? (Er zeigt ihr es.)

Marg. Ein Stilet, Monsieur?

Nicol. Ja, Jungfer; wofür hälst du mich denn? Für einen kleinen Jungen? Caspar Sallat hat

mir es gegeben; ich kanns bey mir führen, und wills bey mir führen, und wenn du ein Wort sagst, so soll dich der Henker holen.

Marg. Recht so! (spöttisch.)

Nicol. Willst du mir den Thaler nicht geben? (böse.)

Marg. Nein, sie sollen keinen haben. (böse.)

Nicol. Verwünscht seyst du, und abermal verwünscht. (geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Margaretha allein.

Verflucht wäre der! Hat man wohl jemals einen unvernünftigern Menschen gesehen? Die Frau erzieht sich ein hübsches Pflänzchen, ein liebes Söhnchen. Die gute Mutter, sie plagt sich, sie qvält sich für ihre Kinder, und erzieht so ein ungerathenes Früchtgen. Aber es ist nun nicht anders; so bald sich ein Junge die Schuhe zuschnallen kann, so läuft er aus dem Hause; thut, was er will, besucht, wen er will, und dann halte ihn einmal einer ab! O, wie gut haben es die nicht, die Töchter haben! — Doch, beym Henker, da ist sie. Ich weis nicht, was ich ihr sagen soll. Wenn ich rede, so mache ich es nicht recht; schweige ich, so ist es noch schlimmer.

Sechster Auftritt.

Barbara und die Vorige.

Barb. Nun, was steht ihr denn da, und macht nichts? Ausgekehrt habt ihr auch noch nicht.

Marg. Ich gehe gleich, ich gehe gleich. Ich möchte ihnen aber erst gern was sagen.

Barb. Nun, so sagt es nur. (Sie setzt sich an Giacominens Ort, und arbeitet an den Manschetten.)

Marg. Ist Monsieur Nicoletto weggegangen?

Barb. Nein, er ist da, und zieht sich an. Seine Schwester hilft ihm. Das gute Mädchen, ich muß nur ein Paar Stiche an ihren Manschetten thun.

Marg. Sie bringen auch keinen Augenblick müssig zu.

Barb. Merkt es euch auch, und steht nicht immer da und sperrt das Maul auf. Nun was wolltet ihr mir denn sagen?

Marg. Ich will es ihnen, bey Gelegenheit, schon sagen. Lassen sie mich nur erst auskehren. (Ich wollte nicht, daß der Teufel den verwünschten Burschen plagte, daß er uns behorchte.)

Barb. Wenn es was Nothwendiges ist, so sagt es nur.

Marg. Ich will es ihnen gleich sagen — warten sie nur, ich will erst zusehen —

Barb. Es pocht Jemand.

Marg. Wahrhaftig, es wird an der Thür geklopft. Ich muß doch sehen, wer es ist. Hernach will ich es ihnen sagen. (Es war mir eben so lieb.)

(Sie geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Barbara, hernach Margaretha.

Barb. Ich wollte nicht, daß die ihren Abschied foderte, und sich etwa verheirathete, oder daß sie mir Jemand, durch Anerbieten von ein Paar Thalern jährlichen Lohns mehr, abspenstig machte.

Es

Es ist mir nichts mehr zuwider, als das öftere Abwechseln mit dem Gesinde, und alle Vierteljahre immer neue Gesichter im Hause zu haben. Es ist eben nicht viel an ihr, aber doch, was sie thut, das thut sie gern. Ja, was mir am meisten an ihr gefällt, das ist, daß sie noch jung, und doch nicht verliebt ist. Ich habe den Sohn da, der noch ein unschuldiges Kind ist; und wenn sie nun ein liederlicher Nickel wäre, so könnte sie mir ihn gar leicht verführen. Das arme Kind, mein armer Sohn, er ist noch so unschuldig, wie die liebe Sonne am Himmel. Es wird ihm auch wohl gehen. Warte nur, warte nur, mein Söhnchen, wenn ich leben bleibe, so will ich schon machen, daß du dein Auskommen auch haben sollst.

Marg. Wissen sie, wer es ist?

Barb. Wer denn?

Marg. Frau Agnese.

Barb. Habt ihr die Thür aufgezogen.

Marg. Ja.

Barb. Gut; sie mag immer herein kommen. Da, da, bringt meiner Tochter die Manschetten, und sagt ihr, daß sie nicht eher herkommen soll, bis ich sie rufe.

Marg. Warum wollen sie denn, daß sie Frau Agnese nicht auch sehen soll?

Barb. Bekümmert euch nur weiter um nichts; ich brauche euch davon gar nicht Rede und Antwort zu geben.

Marg. Nun, nun, verzeihen sie mir.

Barb. Ist Nicoletto ausgegangen?

Marg. Ja, Madam.

Barb. Er wird wohl zu seinem Pathen gegangen seyn.
Marg. Freylich, zu seiner Frau Pathe. (spöttisch, mit Caricatur.)
Barb. Frau Pathe? Sein Pathe ist ja nicht verheirathet.
Marg. Ey, das weis ich wohl.
Barb. Nun, warum redt ihr denn so?
Marg. Es fuhr mir so raus.
Barb. Setzt mir nichts in Kopf.
Marg. Nicht doch. Da kömmt Frau Agnese.
Barb. Wenn ihr was wißt, so sagts raus.
Marg. Nein, ich weis wahrhaftig nichts. (Ich mag ihr jetzt keinen Verdruß machen.) (geht ab.)

Achter Auftritt.

Barbara, hernach Agnese.

Barb. Das dumme Mensch redt, und weis nicht was. Sie hatte mich schon in Harnisch gejagt. Doch, es hat nichts zu bedeuten. Ich kenne Nicoletten.
Agnese. Ihre Dienerin, Frau Barbara.
Barb. Schön Dank, Frau Agnese. Das ist ja einmal ein rechtes Wunder!
Agnese. Nun, falle ich ihr etwan beschwerlich?
Barb. Bey Leibe nicht. Sie erweist mir einen Gefallen.
Agnese. Ich wollte sie gern einmal sehen.
Barb. Das habe ich auch lange gewünscht. Sie weis aber, daß ich selten einen Fuß aus dem Hause setze.

Agneſe. Ach, mit uns armen Witwen iſt alles aus.

Barb. Ach, meine liebe Frau Agneſe, mit mir darf ſie ſich gar nicht vergleichen. Sie hat keine Kinder, und ihr gutes Auskommen; aber ich arme Frau, ich habe ein Paar Würmer zu ernähren, und muß mirs, ich ſchäme mich nicht, es zu ſagen, blutſauer werden laſſen, ſie ehrlich zu erziehen; ja, ich muß alles ſo knapp zuſchneiden, daß ich mir keine einzige Freude noch Vergnügen machen kann; ich habe nicht einmal ſo viel Zeit, daß ich einen Augenblick zum Fenſter hinaus gucken könnte.

Agneſe. Und ſie iſt doch bey allen dem ſo geſund, ſie ſieht ſo gut aus, daß man ſie nur gern anſieht.

Barb. Ja, was iſt dabey zu thun; ich ziehe mir nichts zu Gemüthe. Was ich zu machen habe, das mache ich, und thue es gern. Wenn ich es nicht gern thäte, ſo wär es noch ſchlimmer mit mir. Ich ſpreche immer: Der Himmel hat es einmal ſo geſchickt, es gehe, wie es will. Was ſoll man machen? Wenn ich mein Hausweſen beſchickt habe, ſo vertreibe ich mir die Zeit mit Nähen; ich lache mit meinen Kindern, und mit meiner Magd. Hernach habe ich auch noch eine Katze, die macht mir Tauſend Spaß. Wenn ſie nur ſehen ſollte, was es für ein hübſches Thier iſt! Mietze, Mietze, Bus, Buschen, wo biſt du?

Agneſe. Nun, das iſt ein Glück für ſie, daß ſie ſo ein gutes Naturel hat. Sie iſt wahrhaftig zu beneiden.

Barb. Ach, meine gute Frau Agneſe, an mir iſt gar nichts zu beneiden.

Agnese. Ich wollte wetten, daß es Leute gäbe, die acht bis zehn Tausend Thaler jährlich zu verzehren haben, und die doch nicht so vergnügt sind, wie sie.

Barb. Es ist wohl wahr, daß derjenige nicht glücklich auf der Welt ist, wer nicht vergnügt ist. Was mich anbetrift, so versichere ich sie, daß ich mit allem zufrieden bin. Meine beyden armen Würmer liegen mir nur noch am Herzen. Ein Mädchen, das mannbar ist, und ein Sohn, der, ohne Ruhm zu melden, ein rechter Goldsohn ist. Ist es schon lange, daß sie ihn nicht gesehen hat?

Agnese. Wie lange ist es denn? Es wird etwan drey oder vier Tage seyn.

Barb. Nun, was meynt sie von ihm; ist es nicht ein rechter hübscher Bursche?

Agnese. Ja, wahrhaftig, er sieht wie ein junger Edelmann aus.

Barb. Er ist gut, versteht sie mich, so gut, daß sie wenige seines Gleichen finden wird. Ja, ja, suche sie mir einmal heutzutage einen jungen Burschen, von achtzehn Jahren, der so gehorsam ist, der zu rechter Zeit nach Hause kömmt, der keine böse Gesellschaft besucht, der nirgendswo hingeht, ohne mich um Erlaubniß zu bitten, der zufrieden ist, wenn er auch keinen Dreyer in der Tasche hat. Er trinkt keine Tasse Caffe, wenn ich ihn nicht das Geld darzu gebe; er geht niemals in die Comödie, außer mit mir, und das geschieht des Jahrs nur einmal; er spielt nicht; er kennet die Karten nicht einmal. Was meynt sie dazu? — Dumm ist er auch nicht, glaube sie das nur. Er hat so

einen Kopf, daß ihn seine Lehrmeister nicht genung haben rühmen können. Er ist der Oberste in Prima gewesen. Ja, Frau Agnese.

Agnese. Was denkt sie denn aus ihm zu machen?

Barb. Das will ich ihr sagen. Wenn ich das Geld dazu hätte, so sollte er mir ein Advocate werden; aber dazu gehört schon was; dazu wird Zeit erfodert; und hernach giebt es ihrer so viel, daß mir es alle Leute widerrathen. Ich meynte, er sollte eins von den beyden werden, entweder Unterfaktor, oder so was in der Schreibestube bey einem Kaufmanne.

Agnese. Sollte er sich wohl zu einem Faktor schicken?

Barb. Ey, der Henker! Was meynt sie wohl? Sie sollte ihn einmal rechnen sehen. Er ist ihr im Stande, im Augenblick, eine Rechnung zu machen, womit ein anderer in drey Stunden nicht fertig werden würde.

Agnese. Rechnen ist aber noch nicht genug.

Barb. Ja freylich, Frau Agnese. Aber auch beym Einkauffen, beym Verkauffen, eine Sache anzuordnen, da hat er seines Gleichen nicht. Ich würde schlecht zurechte kommen, wenn ich ihn nicht bey mir hätte. Er mahnt mir meine Schulden ein, er geht, er sieht zu, er macht alles. Kurz, ich sage es noch einmal, er macht alles, alles.

Agnese. Nun, das gefällt mir, wahrhaftig. Er kann wohl noch einmal eine hübsche Stelle kriegen.

Barb. Sag sie mir doch, Frau Agnese, hat sie keinen Faktor?

Agnese. O ja, Frau Barbara; ich habe den noch, der bey meinem seligen Manne war. Er hat mir

ihn empfohlen, ich kann ihn also nicht abdanken. Sonst kann ich sie versichern, daß ich ihren Sohn zu mir nehmen würde.

Barb. Nehme sie ihn doch zum Unterfaktor.

Agnese. Ja, es ist ganz gut; aber sehe sie nur, er hat seinen Sohn bey sich, und deswegen geht es nicht an.

Barb. Ach, ich bin auch recht unglücklich.

Agnese. Wir wollen schon noch sehen, wie wir was für ihn finden. Schicke sie nur Monsieur Nicoletten zu mir. Sage sie ihm, daß er mich besuchen soll.

Barb. Ja, Frau Agnese, zu ihr will ich ihn gerne schicken.

Agnese. Es ist Schade, daß so ein Mensch, wie er ist, nichts im Vermögen hat.

Barb. Er ist noch jung; er kann sein Glück schon noch machen.

Agnese. Wie alt ist er denn?

Barb. Den Zwölften vergangenen Monats hat er achtzehn Jahr zurück gelegt.

Agnese. Er ist just so alt, wie ich war, da ich mich verheirathete.

Barb. Ey, sie ist bald zur Witwe geworden.

Agnese. Ja, was kann man machen? Man muß Geduld haben.

Barb. Sie wird sich wohl wieder verheirathen?

Agnese. Wer weis? Es kann wohl möglich seyn. Man will sich aber doch gern was Gutes aussuchen.

Barb. Sehe sie nur, meine liebe Frau Agnese, mit dem, was sie hat, und was ihr ihr seliger Mann hinterlassen hat, kann sie wie eine Königin leben,

und ich wollte ihr nicht rathen, wenn sie sich ja wieder verheirathen sollte, aufs Geld zu sehen. Wenn sie nur Jemanden findet, der ihr ansteht, der ihr das Ihrige nicht durchbringt, und der sie lieb hat. Hauptsächlich einen, der sie recht lieb hat, damit sie sagen kann: Ich bin Herr im Hause, es hat mir weder Hans noch Kunz was zu befehlen; mein Mann hat Mir sein Glück zu danken; und dann recht in Ruhe und Frieden zusammen gelebt, ohne sich um große Dinge zu bekümmern. Ja, wahrhaftig, wenn ich an ihrer Stelle wäre, ich machte es so.

Agnese. Es müßte aber auch einer seyn, der zu mir ins Haus zöge, und immer bey mir bliebe.

Barb. Ja, da werden sie ihrer wenig finden.

Agnese. Er dürfte weder Vater noch Muteer haben.

Barb. Sie hat Recht. Sehe sie nur, wenn meinem Sohne ein solches Glück bescheert wäre, so gäbe ich ihn gleich hin. Ich bin ihm zwar gut, aber deswegen würde ich ihn doch nicht verhindern, zu seiner Frau zu ziehen. Nein, wahrhaftig nicht, Frau Agnese, wahrhaftig nicht. Wenn ihm nur so ein Glück bescheert wäre!

Agnese. Wo ist denn Jungfer Giacomina? Was macht sie? Befindet sie sich wohl?

Barb. O ja, Frau Agnese, recht wohl; sie sollen sie gleich sehen. (Sie bringt mich von meiner Rede ab.)

Agnese. Wenn ich ihr doch, nur so im Vorbeygehen, einen Kuß geben könnte. (Sie steht auf.)

Barb. Will sie schon gehen? Warum eilt sie denn so?

Agneſe. Ich muß gehen, weil ich die Magd bey mir habe; und zu Hauſe iſt noch kein Bette gemacht, nicht ausgekehrt. Es iſt noch vieles zu thun.

Barb. Schicke ſie doch die Magd nach Hauſe, und bleibe ſie noch ein wenig bey mir. Nun, meine liebe Agneſe, lege ſie ihre Kappe ab.

Agneſe. Wer ſoll mich denn hernach nach Hauſe begleiten?

Barb. Mein Sohn ſoll es thun. Es iſt ein geſchicktes Kerlchen, verſteht ſie mich. Er iſt mein Ceremonienmeiſter.

Agneſe. Wo iſt denn Monſieur Nicoletto?

Barb. Er muß gleich wieder kommen. Er gieng zu ſeinem Pathen.

Agneſe. Zu ſeinem Pathen?

Barb. Ja, zu meinem Gevatter Komman.

Agneſe. Sage ſie mir doch, meine liebe Frau Barbara, ſie muß mir aber meine Neugier nicht übel nehmen; hat der Herr Pathe Töchter?

Barb. O nein, bey Leibe nicht. Mein Gevatter Komman iſt niemals verheirathet geweſen. Er hat auch weder Schweſtern, noch ſonſt Jemand bey ſich. Ach, wenn ſie wüßte, was das für ein Mann iſt! Er kann durchaus kein Frauenzimmer leiden. Es iſt ein rechter braver Mann, der allen Leuten Gutes thut; und Nicoletto, ja Nicoletto, iſt eben ſo, wie er, und deswegen iſt er ihm auch ſo gut. Sie glaubt mirs kaum; mein Sohn iſt gar zu ein artiger Menſch; zum Anbeiſſen, zum Anbeiſſen! (freudig und zärtlich.)

Agneſe. (Es kann vielleicht alles nicht wahr ſeyn, was man mir von ihm geſagt hat.)

Barb. Warum fragt sie mich aber, ob mein Gevatter Komman Töchter hat?

Agnese. Darum; es fiel mir nur so ein.

Barb. (Ey, nun habe ich noch gute Hoffnung.) (freudig, für sich.)

Agnese. Geht Monsieur Nicoletto sonst noch an andere Oerter?

Barb. Niemals. Er geht nirgendswo hin.

Agnese. Weis sie das gewiß?

Barb. Ganz gewiß. Er thut keinen Tritt, ohne mein Wissen und Willen.

Agnese. Nun, so sehe mir nur einmal ein Mensch an, was die Leute nicht alles reden, was es für böse Mäuler giebt!

Barb. Ach ich arme Frau! Haben sie etwan was von meinem Sohne geredt?

Agnese. Man hat gesagt, daß er eine gewisse Bekanntschaft hätte, daß er zu einem Mädchen gienge —

Barb. Wohin? Wenn? Wer hats gesagt? (ängstlich.)

Agnese. Weiter weis ich nichts mehr.

Barb. Ach, ums Himmels willen! Er zu Mädchen? Er Bekanntschaften? Ach, wenn sie wüßte, Frau Agnese, wenn sie wüßte, wie unschuldig er ist! Das thut er nimmermehr; nein, auf der Welt nicht. Ich kann ihr weiter nichts sagen, als daß er noch vorgestern zu mir sagte, daß er seine Schwester heirathen wollte. Was sagt sie zu der Unschuld?

Agnese. Ja, ja, das zeigt zwar eine große Unschuld an; aber auch ein Verlangen, sich verheirathen zu wollen.

Barb. Gottloses Volk, Frau Agneſe, gottloses Volk, das was ausſinnet, unſchuldige Leute ins Geſchrey zu bringen. Sie ſehen, daß es ein wohlgezogener junger Burſche iſt, der gut ausſieht; ſie wiſſen, daß mir Frau Agneſe gut iſt, und reden ihm deswegen nur Uebels nach, weil ſie eine Witwe iſt, und er noch ledig. Da hat ſie es mit einem Worte, ſie ſprechen ſchlimm von ihm, weil ſie beſorgen, daß er ſie vielleicht einmal — Verſteht ſie mich?

Agneſe. Sie macht wahrhaftig, daß ich lachen muß. (Sie lacht gefällig.)

Barb. Nun, meine liebe Frau Agneſe, lege ſie doch ihre Florkappe ab.

Agneſe. Ich muß ihr doch nur den Gefallen thun.

Barb. Komme ſie her; ich will ihr helfen. Da ſehe mir nur eins, was das für ein artiges Weibchen iſt! Wie wohlgeſtalt! Ach, wenn ich einmal ſo eine Schwiegertochter kriegen ſollte, ſo könnte mein Sohn mit Recht ſagen, daß er unter einem glücklichen Stern gebohren ſey. (indem ſie ihr die Florkappe abnimmt.)

Agneſe. Ich will der Magd nur ſagen, daß ſie nach Hauſe gehen kann.

Barb. Ruf ſie ſie doch herein.

Agneſe. Nein, nein, ich habe ihr auch ſonſt noch was zu ſagen; mit Erlaubniß.

Barb. Weis ſie was, mache ſie doch meiner Tochter einen Spaß, und beſchleiche ſie ſie.

Agneſe. Wo iſt ſie denn?

Barb. In ihrer Stube.

Agneſe. Nein, ſie könnte mir es für eine Grobheit auslegen.

Barb. Was denkt ſie denn? Iſt ſie nicht Herr in meinem Hauſe? Weis ſie nicht, daß wir ihr alle gut ſind? Alle, verſteht ſie mich. Ja, wahrhaftig alle mit einander.

Agneſe. Aber, wie ſie heute auch aufgeräumt iſt, Frau Barbara!

Barb. Sie iſt doch meine liebe Frau Agneſe! (Sie giebt ihr einen Kuß.)

Agneſe. Sie iſt eine rechte gute Frau. Was ſie mir für Höflichkeiten erzeigt! Wer weis? Man kanns nicht wiſſen. (Sie geht ab.)

Barb. O, mein lieber Nicoletto! Wenn mir es einſchlägt, ſo biſt du glücklich, mein Sohn. An mir ſoll es gewiß nicht liegen, und will mir auch keine Mühe verdrießen laſſen. Sie iſt reich, ſie iſt alleine, ſie iſt jung und gutherzig. Mein Sohn iſt ein Burſche, der, mit Gewalt, gefallen muß. Er wird alſo auch ihr gefallen. Wenn ichs ihm nur ſage, ſo wird er ihr gewiß gefallen. Und hernach iſt er noch unerfahren, er hat noch niemals geliebt. Ich werde es wohl über mich nehmen müſſen, ihm zu ſagen, was die Liebe ſey. Bey meiner armen Seele, ich kann es kaum erwarten; das Herz ſchlägt mir. Biſt du da? Biſt dus? Nein, es iſt der Frau Agneſe Magd, die wieder fortgeht. Wenn er doch nur käme; ich habe weder Ruhe, noch Raſt. Wie groß iſt nicht die Mutterliebe! (geht ab.)

Neunter Auftritt.

Ein Zimmer bey der Ludovica.

Ludovica und Daniela.

Daniela. Ist mein Kopf so recht, liebe Mutter?
Lud. Ja, meine Tochter, recht gut.
Daniela. Läßt mir die Blume gut?
Lud. Wer hat dir sie denn geschickt?
Daniela. Je, wer soll mir sie denn geschickt haben?
Lud. Ist sie noch frisch?
Daniela. Ey, ich dachte gar! Frisch! Sieht sie denn nicht, daß es eine gemachte ist.
Lud. Nun, da sehe mir nur eins an, sie sieht aus, als wenn sie den Augenblick vom Stengel abgepflückt wäre. Ich dachte, Caspar hätte sie dir geschickt.
Daniela. Ah, von Casparn ist schon lange nichts mehr abzuschöpfen gewesen.
Lud. Es scheint mir auch, als wenn er nicht mehr so hitzig wäre.
Daniela. Ja, freylich.
Lud. Meynst du irgend, daß er gar wegbleiben wird?
Daniela. Wenn er wegbleiben will, so mag er immer wegbleiben; ich will ihn nicht halten.
Lud. Seit Nicoletto zu uns kömmt, ist Caspar gar derselbe nicht mehr.
Daniela. Was gehts mich an? Er hat ihn ja selber hergebracht. Er hätte ihn nicht sollen herführen.
Lud. Mußtest du ihm denn aber so freundlich begegnen?

Daniela. Nun, da sehe man es nur! Hat sie mir es denn nicht selber geheißen, daß ich freundlich mit ihm thun sollte?

Lud. Ja, Mamsellchen, aber nicht so sehr.

Daniela. Freundlichthun kann man nicht nach der Elle abmessen.

Lud. Caspar meynte es gut; er hatte gute Absichten.

Daniela. Ist denn Nicoletto nicht auch noch ledig?

Lud. Das ist wohl wahr, meine Tochter; aber ich besorge nur, daß er in gar zu schlechten Umständen ist.

Daniela. Ich sehe doch aber, daß er ein artiger, junger Mensch und wohl gekleidet ist; warum sollte er denn in so schlechten Umständen seyn?

Lud. Hat er wohl jemals einen Groschen im Beutel? Hat er sich wohl ein einzigesmal, so lange er zu uns kömmt, verlauten lassen, daß er den Caffe bezahlen wollte? Bringt er mir wohl jemals ein Paar Prezeln mit?

Daniela. Der gute Mensch untersteht sichs nicht.

Lud. Ja, ja. Hab ichs ihm nicht zehnmal gesagt, daß wir einen Caffe zusammen trinken wollen? Hat er wohl jemals das Maul aufgethan, daß er bezahlen wollte?

Daniela. Seh sie nur, dergleichen Dinge gefallen mir gar nicht. Das Betteln kann ich nicht leiden.

Lud. Ich fodere auch nicht gern etwas. Warum thut er es aber nicht, ohne daß man es ihm sagt? Ohne Caffe kann ich nicht seyn, und die Paar Dreyer dauern mich auch, die ich dafür ausgeben muß.

Daniela. Das ist eine garstige Sache von ihr, daß sie alle Morgen Caffe trinken muß.

Lud. Ey, denkt doch, was das für ein großer Aufwand ist! Kostet denn das die Welt?

Daniela. Sie soll aber von Niemanden nichts fodern.

Lud. Und ich mag keine Schmarotzer im Hause leiden.

Daniela. Ich rufe keinen herein.

Lud. So wird auch keiner herein kommen.

Daniela. Ich frage viel darnach.

Lud. Du thätest besser, wenn du näheteſt.

Daniela. Gebe sie mir was zu nähen.

Lud. Es pocht eins.

Daniela. Sie mögen immer pochen.

Lud. Geh doch hin, und sieh zu, wer es ist.

Daniela. Das thue ich nicht.

Lud. Warum willst du denn nicht hingehen?

Daniela. Darum, weil ich, wenn es eine Mannsperson ist, die Thür nicht aufziehe, und grob wollte ich auch Niemanden gern begegnen.

Lud. Du Unverschämte! (indem sie fortgeht.)

Daniela. Sie hat Recht.

Lud. Ich will selbst hingehen, ich selbst, und nachsehen.

Daniela. Ja, gehe sie nur.

Lud. Wenn es nur wenigstens einer wäre, der einen Caffe könnte holen lassen. (geht ab.)

Daniela. Ja, ja, rede sie nur; sie hat gut reden. Es ist aber gut, daß ich keine von denen bin, die — ich mag nichts weiter sagen. Wenn ich rede, so verbrenne ich mir das Maul.

Lud. Er ist da, Mamsellchen; das wird ihr schon recht seyn.
Daniela. Wer denn?
Lud. Herr Nicoletto.
Daniela. Hat sie ihm aufgemacht?
Lud. Ja, Jungfer.
Daniela. Wer hat ihr denn gesagt, daß sie aufmachen soll?
Lud. O, ich habe es nur gethan, um Niemanden grob zu begegnen. (mit Caricatur.)
Daniela. Wenn sie nicht stille schweigt, versteht sie mich, so bin ich capable, mich in meine Stube einzuschließen.
Lud. Nun, mache keine Narrenpossen, bleib da, und führ dich auf, wie sichs gehört.
Daniela. (Das ist eine hübsche Mutter!) (für sich, indem sie lacht.)
Lud. Und du lachst, he?
Daniela. Soll ich denn nicht lachen?
Lud. Meinetwegen lache immer, sey lustig, es wird doch was abwerfen.

Zehenter Auftritt.

Nicoletto und die Vorigen.

Nicol. Diener von ihnen Beyderseits; Diener, Mamsell Daniela.
Daniela. Ihre Dienerin, Herr Nicoletto.
Lud. Willkommen, mein lieber Sohn.
Nicol. Frau Ludovica, ich bin ihr gehorsamer Diener.
Lud. Haben ihnen die Ohren nicht geklungen?

Nicol.

Nicol. Wenn denn?
Lud. Jetzt, ganz kürzlich.
Nicol. Haben sie wirklich von mir geredt?
Lud. Wir haben recht lange von ihnen gesprochen; nicht wahr, meine Tochter? (zur Daniela.)
Daniela. Ja, das ist wahr.
Nicol. Bin ich nicht zu rechter Zeit gekommen? (Indem er nach einem Bande greift, das er statt eines Uhrbandes trägt.)
Daniela. Ich kann es eben nicht sagen.
Lud. Wir haben recht lange auf sie gewartet.
Nicol. Welche Zeit ist es denn? (wie oben.)
Daniela. Ich glaube, daß es um neune ist.
Lud. Ich denke immer, es wird bald gar zehne seyn.
Nicol. Ich habe nur erst nachgesehen, es war nicht weiter, als ein Viertel auf zehne. (wie oben.)
Lud. Was meynst du, Daniela? Herr Nicoletto hat eine Uhr.
Daniela. Recht so, recht so, das freuet mich.
Lud. Lassen sie mir sie doch einmal sehen. (zu Nicolet.)
Nicol. Was wollen sie dran sehen? Es ist eine Kleinigkeit.
Daniela. Haben sie sie gekauft?
Nicol. Ja, Mamsell.
Lud. Was haben sie dafür gegeben?
Nicol. Nicht viel; ich habe sie so zufälliger Weise gekauft.
Lud. Nun, was kostet sie ihnen denn?
Nicol. Sehr wenig, sage ich ihnen; dreyßig Ducaten.
Lud. Wenig, sagen sie? Ist sie von Gold?
Nicol. Ja, von Gold.

Lud. Ey, mein lieber Nicoletto, lassen sie mich sie doch sehen.

Nicol. Was sehen sie denn dran? Haben sie denn noch keine Uhr gesehen? Was soll ich denn da eine schlechte Uhr herum weisen?

Daniela. Nun, werden sie nur nicht böse; wenn sie nicht wollen, so lassen sie es bleiben.

Lud. (Ich wollte wetten, daß er eine Zwiebel ans Band gebunden hätte.)

Nicol. Sind sie schon lange aufgestanden?

Daniela. O, es ist wohl schon zwo Stunden.

Nicol. Der Teufel noch einmal! Ich wollte etwas zeitiger kommen, ich konnte aber nicht.

Lud. Haben sie schon zu Hause gefrühstückt?

Nicol. Ja, Madam.

Lud. Sie hätten sollen mit uns frühstücken.

Nicol. Ich habe Schokolate getrunken, sechs Butterprezeln, und vier Zwiebacke dazu gegessen.

Lud. Und mir haben sie nichts mitgebracht?

Nicol. Es ärgert mich recht; ich wollte bey Zeiten hergehen, und mit ihnen frühstücken; der Schneider wollte aber zu mir kommen, und der hat mich so lange aufgehalten.

Daniela. Lassen sie sich etwas Neues machen?

Nicol. Ja, Mamsell, ich lasse mir ein Kleid machen, von einem Tuche, das so fein, so fein ist, daß man es wegblasen könnte; silberne Knöpfe drauf, die wie Demanten glänzen. Eine prächtige brocatene Weste, mit vier Finger breiten Tressen.

Daniela. Ey, wer wird denn auf eine brocatene Weste Tressen setzen lassen?

Nicol. Es ist jetzt die Mode so; in Paris, in Paris trägt mans so.

Lud. Sagen sie mir einmal, Monsieur Nicoletto, steht das Fenster nicht etwan dort offen?

Nicol. Wie so?

Lud. Es geht so ein starker Wind herein.

Nicol. Was? Glauben sie, daß ich ein Windbeutel bin? Ich bin mein eigener Herr, verstehn sie mich, und kann mit meinem Gelde machen, was ich will. Ich habe zwey Tausend Thaler jährliche Einkünfte, und meine Mutter hat sechszehn Tausend Thaler Eingebrachtes. Aber ich verlange keine Aussteuer, wenn ich mich einmal verheirathen sollte; ich brauche keine Aussteuer; ich will ein Mädchen haben, das mir gefällt, das mich liebt, und weiter verlange ich nichts.

Daniela. Was sie für ein allerliebster Herr Nicoletto sind!

Nicol. O, meine Schöne! (Er will sie bey der Hand nehmen.)

Lud. Halt, halt, Monsieur, was wäre mir denn das? (indem sie auf ihn schmält.)

Nicol. O, mein gutes Mütterchen! (Er thut mit Ludoviken freundlich und will sie bey der Hand nehmen.)

Lud. Bleiben sie mir mit der Hand vom Leibe, sage ich ihnen!

Nicol. Ich bin diesen Morgen recht aufgeräumt.

Lud. Es kann nicht anders seyn, sie müssen aufgeräumt seyn. Sie haben den Bauch voll Schokolate und Pretzeln. Wir armen Leute, wir haben noch nicht einmal eine Tasse Caffe getrunken.

Nicol. Es wird auch nun bald Zeit zum Mittagsessen seyn.

Lud. Bald? Wenns erst ein Viertel über Neune ist?

Nicol. Nicht mehr. (Er thut, als wenn er, bey Seite, nach der Uhr sähe.)

Lud. (Ich möchte sie gern sehen.)

Nicol. Nun, haben sie sie gesehen?

Lud. Ich habe nichts gesehen.

Nicol. Es hat zehne geschlagen.

Lud. Der Henker! Kann man denn die Uhr nicht zu sehen bekommen? Denken sie etwan, daß wir sie ihnen fressen werden?

Nicol. Es hat zehne geschlagen; was wollen sie denn weiter sehen? Genug, es hat zehne geschlagen.

Daniela. (Was das für eine Frau ist! Sie macht mich rasend böse.)

Nicol. Haben sie auch eine Uhr, Mamsell Daniela?

Daniela. Nein, ich habe keine.

Nicol. Soll ich ihnen eine kaufen?

Daniela. Junge Mädchen, wie ich, tragen keine Uhren.

Nicol. So sollen sie eine haben, wenn sie sich verheirathen.

Daniela. Wenn ich mich verheirathe, so wird mir mein Mann schon eine kaufen.

Nicol. Ihr Mann? Wer wird denn ihr Mann werden?

Daniela. Ja, sehen sie, das weis ich noch nicht. (mit einer affektirten Zärtlichkeit.)

Nicol.

Nicol. Haben sie denn noch keinen bey der Hand?
Daniela. O, es hat noch Zeit mit mir, Monsieur Nicoletto.
Nicol. Gehen sie doch! (Er giebt ihr einen kleinen Schlag mit der Hand.)
Daniela. Was machen sie denn da?
Nicol. Sind sie drüber erschrocken?
Lud. Sie sind heute verteufelt ausgelassen.
Nicol. Ey, ich bin heute lustig. (zur Ludovika.)
Lud. O, ich wüßte wohl, was ihnen die Lust vertreiben sollte.
Nicol. Was denn?
Lud. Eine Frau.
Nicol. O, das allerliebste Mütterchen! (indem er Ludoviken umarmt.)
Lud. Gehen sie, lassen sie mich zufrieden.
Nicol. Es thut mir leid, daß ich weggehen muß.
Daniela. So geschwind?
Nicol. Ich habe etwas Nothwendiges zu thun. Ich muß auf den Markt gehen, und eine Summe von sieben bis acht Hundert Thalern in Empfang nehmen.
Lud. So gehen sie, lassen sie sichs geben, und kommen sie hernach hübsch wieder.
Nicol. Ja, Mamachen, wir sehen uns wieder.
Daniela. Vergessen sie mich nicht.
Nicol. O, mein charmantes Kind!
Lud. Kommen sie ja bald wieder.
Nicol. Mein bestes Mütterchen. (Er will sie umarmen.)
Lud. Gehen sie, leichtfertiger. (Sie wehrt sich.)

Nicol. Meine Allerbeste! (wie oben, und der halbe Aermel fährt ihm hervor.

Lud. Lassen sie mich zufrieden; sehen sie nicht, daß sie ihren halben Aermel verlieren?

Nicol. Verflucht seyn doch die halben Aermel! Leben sie wohl. (geht ab.)

Lud. O weh, der trägt Köllerchen!

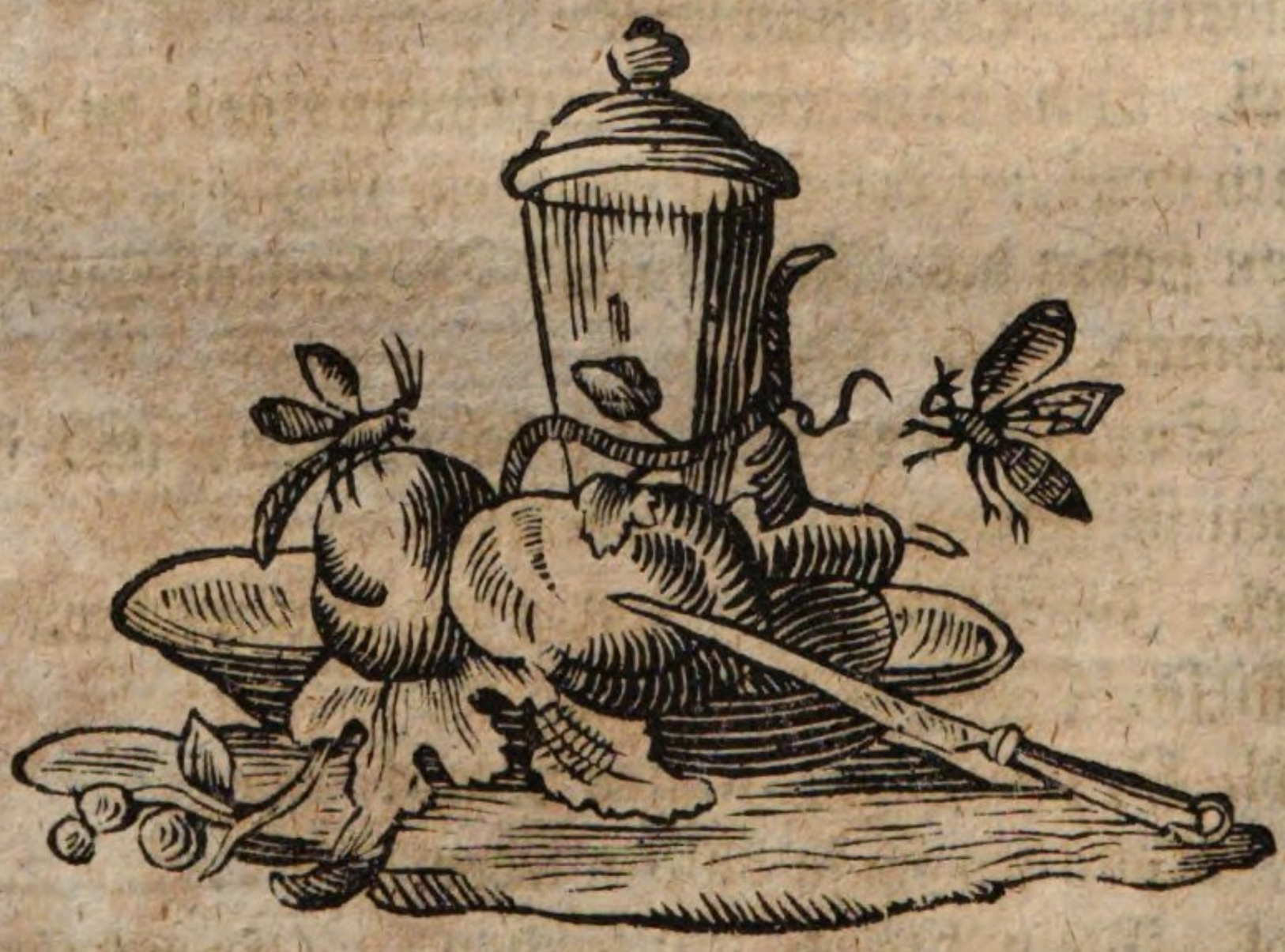
Daniela. Was thut denn das? Er hat ja auch besetzte Kleider.

Lud. Ey, das sind lauter Lügen.

Daniela. Gut, wenn er uns prellt, so prelle ich ihn auch. (geht ab.)

Lud. Ja, ja, wenn man nur vergnügt ist, man mag ein Hemde auf dem Leibe haben, oder keins. (geht ab.)

Ende des ersten Aufzugs.



Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Ein Zimmer bey der Barbara.

Barbara, Agnese und Giacomina.

Barbara.

Komm, komm, laß die Arbeit liegen. Leiste der Frau Agnese Gesellschaft. Was würde sie denn darzu sagen? Sie ist ja nicht deswegen hergekommen, lange Weile zu haben? (zu Giacominen.)

Agnese. Ach, meinetwegen seyn sie unbesorgt. Wenn ich zu Hause bin, gehe ich auch nicht müßig.

Giac. Lasse sie mich nur noch ein Paar Stiche thun. Seh sie nur, ich brauche nur noch eine halbe Spanne, so ist die Manschette fertig.

Agnese. Recht so, meine Tochter, mache sie sie nur vollends fertig.

Barb. Das gute Mädchen, sie wollte sich gern eine Schürze von ostindischen Zitz, anschaffen.

Agnese. Wirklich?

Giac. Ich möchte sie aber recht fein haben.

Barb. Ach, meine Tochter, wenn du sie so fein haben willst, so wirst du wohl noch eine Zeitlang arbeiten müssen.

Agnese. Meine liebe Frau Barbara, wenn sie es nicht übel nähme, so wollte ich mir wohl eine Freyheit heraus nehmen.

Barb. Je, was denn, Frau Agnese?

Agneſe. Sie muß es aber ja mit guten Herzen, unſerer Freundſchaft wegen, aufnehmen, verſteht ſie mich, und es nicht für eine Beleidigung halten.

Barb. Geh ſie doch, meine liebe Agneſe, mit mir braucht ſie dergleichen Umſtände gar nicht zu machen.

Agneſe. Wenn ſie es zufrieden iſt, und es ja nicht übel nimmt, ſo wollte ich ihrer Tochter eine Schürze kaufen.

Giac. Ey, ich dachte gar! Warum denn ſie? (Ich werde blutroth im Geſichte.)

Barb. Meine liebe Frau Agneſe, es wäre ja eben nicht nöthig, daß ſie ſich ſo viel Mühe gäbe.

Agneſe. Das nennt ſie eine Mühe? Bey Leibe nicht! Wenn ſie ſo gut ſeyn und ſie von mir annehmen will, ſo halte ich es für ein Freundſchaftsſtückgen.

Barb. Nun, was meynſt du denn, Giacomina?

Giac. Ih, was ſoll ich dazu ſagen? (Sie wiſcht ſich die Thränen aus den Augen.)

Agneſe. Ach, ich arme Frau! Habe ich ſie beleidiget? Ich bitte vielmal um Vergebung.

Barb. Vergebe ſie ihr, Frau Agneſe. Wenn ſie gleich noch jung iſt, ſo wie ſie ſie da ſieht, ſo fällt es dem armen Mädchen doch manchmal ein, daß ſie von gutem Herkommen iſt, und daß das Unglück ihres ſeligen Vaters ſie in dieſe ſchlechten Umſtände geſetzt hat; ſie hat noch nicht Ueberlegung genung, daß man ſich vor einer guten Freundin nicht ſchämen dürfe. Es iſt wahr, wir eſſen nichts, als das liebe, trockene Brod, und manchmal einen Brey, blos um nicht vor den Leuten zu Schanden zu werden; es kömmt auch Niemand

zu uns, und sie stürbe lieber Hungers, — Aber mit Frau Agnesen — Ah, meine liebe Tochter, da ist es eine ganz andere Sache, die sehe ich an, als wenn sie meine leibliche Schwester wäre. Nein, laß du dir immer eine Schürze von ihr kaufen; danke ihr für ihre Güte, und schäme dich nicht. Weist du nicht, mein Töchterchen? Es ist eben so unrecht gethan, wenn man etwas, aus Hochmuth ausschlägt, als wenn man was mit Ungestüm fodert.

Agnese. Bey meiner Treue, Frau Barbara, sie macht bald, daß ich auch mit weinen muß.

Barb. Ist sie denn so weichherzig?

Agnese. Ja, ich bin, ohne Ruhm zu melden, sehr mitleidig, und an gutem Herzen gebe ich Niemanden nichts nach.

Barb. Wir sind eben so, sehe sie nur. Wir sind wahrhaftig rechte gutherzige Leute. Und mein Sohn? O, der kann keine Fliege beleidigen. Er ist wie ein Lamm, er hat gar keine Galle; ja, und wenn er will, versteht sie mich, so ist er ihr das drollichste Kerlchen von der Welt. Ja, das glaube sie mir nur! Wenn er nur in bessern Umständen wäre, so glaube ich, daß sich Frau Agnese für Niemand besser schickte, als für ihn.

Agnese. Warum bleibt er aber so lange aus dem Hause?

Barb. Ich glaube, daß ihn sein Pathe bey sich behalten hat. Er ist ganz in den jungen Menschen verliebt.

Agnese. Sage sie doch, wollen wir nach der Schürze hinschicken?

Barb. Wie es ihr beliebt.
Agneſe. Was meynt ſie darzu, Jungfer Giacomina? Nun, was hilft das? Schäme ſie ſich doch nicht.
Barb. Ih, ſo rede doch nur, ich erlaube dir es ja.
Giac. Ich möchte gern eine von den ſchönen, mit rothen Blumen, haben.
Agneſe. Die, mit den rothen Blumen, verſteht ſie mich, ſind nicht mehr Mode.
Giac. Das thut nichts, mir gefallen ſie.
Agneſe. Will ſie, daß wir den Kaufmann herkommen laſſen, damit ſie ſich eine ausſuchen kann?
Giac. Wir könnten zu dem Herrn Rocco ſchicken.
Barb. Es iſt eben der, verſteht ſie mich, der ihr zu nähen giebt. Dieſe Manſchetten macht ſie für ihn. Er giebt aber nur zu wenig.
Giac. Ich verdiene des Tages kaum achtzehn Pfennige dran.
Agneſe. Iſt das nicht Herr Rocco, der im Krebſe wohnt? —
Barb. Recht, das iſt eben der.
Agneſe. O, der hat ein Gewölbe, wo man alles bekommen kann. Ich nehme auch bisweilen was bey ihm aus.
Barb. Ey, er hat ſich in wenig Jahren recht in die Höhe geholfen.
Agneſe. Das wäre ſo, höre ſie nur, Frau Barbara, das wäre ſo eine Sache für ihre Tochter, verſteht ſie mich.
Barb. Geh ein Bischen hinaus, meine Tochter, und ſag Margarethen, daß ſie ans Fenſter gehen und Töffeln rufen ſoll; ſie ſoll ihm ſagen, daß

er

er gleich zu dem Herrn Rocco gehe, und ihn bitte, daß er drey bis vier Sorten ostindischen Zitz herbringe.

Giac. Gleich, liebe Mutter. (geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Barbara und Agnese.

Barb. Ich habe sie fortgeschickt, sie weis doch wohl, warum ich es —

Agnese. Ey, das hat sie recht klug gemacht —

Barb. Die Wahrheit zu gestehen, und es ihr, als einer guten Freundinn, zu sagen, so habe ich selbst ein Auge auf diesen Herrn Rocco; es ist mir aber immer, als wenn er eine Absicht auf meine Tochter hätte, deswegen mache ich es auch so kurz, so kurz mit ihm, wenn er herkömmt, daß Giacomina niemals ein halb Wort mit ihm hat reden können. Und wenn er hin zu ihr geht, ihre Näthereyen zu besehen, so darf ich nur einen Blick hinthun, gleich erschrickt er, daß er am ganzen Leibe zittert.

Agnese. O, meine liebe Frau Barbara, man muß auch nicht gar zu strenge, gar zu strenge —

Barb. Ach, meine gute Frau, wenn einer weis, daß ein Mädchen arm ist, so nimmt er sich viele Freyheiten heraus; gleich thut er und sagt, was er will; sprengt es überall aus, und dann wird in allen Gewölbern davon geredt.

Agnese. Das ist wahr; aber sie sollte doch auch drauf bedacht seyn, wie sie sie verheirathen könnte.

Barb. Höre sie nur; ich will ihr die Wahrheit sagen, und das so aufrichtig, als wenn es vor Ge-

richte wäre. Ich habe, da ich mich verheirathete, vier Tausend Thaler mitgekriegt. Als mein seliger Mann starb, ließ ich mir das Meinige auszahlen, ich kam aber um zwey Tausend Thaler zu kurz. Die übrigen zwey Tausend Thaler nun, die ich noch davon brachte, habe ich ausgeliehen, und mit dem Bischen Interessen, nebst einem kleinen Vermächtniß, das mir einer von meinen Onkeln hinterlassen, wozu ich auch unsere Arbeit mitrechne, erhalten wir uns, so gut wir können. Wenn ich meinen Sohn unterbringen, oder wenn sich der arme Schelm selbst ernähren könnte, ohne daß er mich brauchete, so gäbe ich diese zwey Tausend Thaler meiner Tochter mit. Aber, sehe sie nur, das geht heut zu Tage nicht an, daß man dem Sohne was wegnehmen wollte, und es hernach der Tochter geben. Ich habe aber doch noch Hoffnung, daß ihm der Himmel forthelfen wird. Es ist gar zu ein guter Bursche, daß ich ganz gewiß glaube, daß ihm das Glück nicht verlassen wird. Was meynt sie, Frau Agnese? Macht sie mir auch gute Hoffnung dazu?

Agnese. Ja, meine liebe Frau, mein Herz sagt mir, daß Monsieur Nicoletto einmal noch ein recht großes Glück machen wird.

Barb. Ach, ich danke ihr Tausendmal für ihr gutes Herz!

Dritter Auftritt.

Giacomina und die Vorigen.

Giac. Liebe Mutter, Nicoletto ist da.

Barb. Nun, das ist mir lieb. Wo ist er?

Giac.

Giac. Ich habe ihm den Augenblick die Hausthür aufgemacht.

Barb. Hast du mit Margarethen gesprochen?

Giac. Ja, liebe Mutter. Töffel war nicht da, sie hat also Görgen hingeschickt.

Agnese. Was sind denn das für wunderliche Namen von Leuten?

Barb. Es sind so Leute, die man zu allerley gebrauchen kann. Kerl, die mir manchmal einen Lauf wohin thun, damit ich die Magd nicht immer herumschicken darf. Wo ist denn Nicoleto?

Giac. Er wird sich wohl wieder ausziehen.

Barb. Sag ihm, daß er hieher kommen soll, ehe er sich auszieht.

Giac. Gleich, liebe Mutter.

Barb. Und bleib du nur dort. Wenn Herr Rocco kömmt, will ich dich schon rufen lassen.

Giac. Wie sie befiehlt. (Immer bringt sie einen Discurs aufs Tapet, den ich nicht hören mag.) (geht ab.)

Vierter Auftritt.

Barbara, Agnese, hernach Nicoletto.

Agnese. Und warum schickt sie sie denn jetzt fort?

Barb. Darum, sehe sie nur; wenn sie da bleibt, so hört sie alles mit an; sie menget sich mit hinein, und arbeitet nicht.

Agnese. Ey, ey, sie hält sie auch sehr scharf.

Barb. Sehe sie, sehe sie, da kömmt mein Goldsöhnchen.

Nicol. Ihr Diener.

Agneſe. Schön Dank, Monſieur Nicoletto. (Das iſt ein ſcharmanter Kerl!)

Barb. Komm einmal her, mein feiner Zeiſig, wo biſt du denn ſo lange geweſen?

Nicol. Bey dem Herrn Pathen.

Barb. Biſt du die ganze Zeit beym Herrn Pathen geweſen?

Nicol. Beſtändig, ſo lange ich von hier weg bin, bis jetzt.

Barb. Warte, wen ich dahinter komme, ſo ſollſt du ſehen.

Nicol. Laſſe ſie nur nachfragen.

Barb. (Ich habe wohl nichts dabey zu beſorgen, verſteht ſie mich.) (ſachte zu Agneſen.)

Agneſe. (Ganz und gar nichts.) (ſachte zu Barbaren.)

Barb. Was macht denn mein Herr Gevatter?

Nicol. Er befindet ſich wohl; er läßt ihr ſein Compliment durch mich machen.

Barb. Wie iſt es denn mit ſeinem Reiſſen in Gliedern?

Nicol. Das iſt wieder vorbey.

Barb. Wirklich? Nun, das iſt mir lieb, daß es wieder vergangen iſt. Kann er gut gehen?

Nicol. Recht gut. (Was ich ihr da für Lügen vorſage!)

Barb. Biſt du mit ihm ausgegangen geweſen?

Nicol. Ja.

Barb. Nun, ſo erzähle doch der Frau Agneſe, wo du mit ihm geweſen biſt.

Nicol. Was wird denn Frau Agneſe darnach fragen, wo ich geweſen bin?

Agnese. Nein, mein lieber Sohn, ich möchte es gern wissen. Es ist mir bekannt, daß er so hübsch zu reden weis. Erzähle er mir immer was.

Nicol. Wir sind an so viel Oertern gewesen, daß ich sie nicht einmal alle mehr weis.

Barb. Nun, du wirst doch noch einige davon wissen.

Nicol. Erst waren wir auf dem Markte; hernach giengen wir die lange Straße hinauf. Dann marschirten wir dort beym Zeughause vorbey, und immer draußen nach der Vogelwiese zu. Drauf schlugen wir uns linker Hand nach dem Holze zu, kamen vor dem äußersten Thore vorbey, und giengen gerade den Fußsteig fort, der uns nach den Schießgraben führte. Endlich giengen wir, längst dem Flusse, dreymal um die ganze Stadt herum, und dann durchs Pförtchen, über den großen Platz, zu einem guten Freunde.

Agnese. Ey, ey, ich dächte, sie müßten über drey Meilen gegangen seyn.

Barb. Wie machte es denn mein Gevatter, daß er so weit gehen konnte?

Nicol. Ey, der Henker! Er lief, daß ich ihn kaum einholen konnte.

Barb. Er muß sehr gut curirt worden seyn. Denn, versteht sie mich, er hat solche heftige Schmerzen gehabt, daß er zween ganzer Monate lang das Bette hat hüten müssen; und vor acht Tagen ist er erst wieder ausgegangen. (zu Agnesen.)

Agnese. Und sie glaubt, daß er so einen großen Weg hätte machen können? Das kann unmöglich seyn.

Barb. O, mein Sohn lügt niemals.

Nicol. Ja, ich lügen? Nein, ich weis nicht einmal wie eine Lügen aussieht.

Barb. Er sollte schöne bey mir ankommen, wenn er löge.

Agnese. Will er mich wohl nach Hause begleiten, Monsieur Nicoletto?

Nicol. Von Herzen gern, Madam.

Agnese. Ist er nicht müde?

Nicol. Ey, ich müde!

Barb. O, junge Leute werden niemals müde, meine liebe Agnese; und hernach, sieht sie denn nicht, was es für ein baumstarker Kerl ist?

Agnese. O ja, seinen Jahren nach, ist er mehr, als zu groß.

Nicol. Sehn sie einmal, ob ich müde bin. La, la, la, (Er tanzt und springet.)

Barb. Das ist ein vertrakter Kerl! Nun, was meynt sie wohl von ihm?

Agnese. Die Jugend machts nicht anders.

Nicol. Ha, ha, ha. (wie oben.)

Barb. Höre doch, höre doch! Was hast du denn da für ein Band? (indem sie aufs Uhrband zeigt.)

Nicol. Es ist nichts, es ist nichts. (Der Donner noch einmal, daran habe ich gar nicht gedacht.)

Barb. Hast denn du eine Uhr?

Nicol. Freylich.

Barb. Also hat dir dein Pathe gar eine Uhr geschenkt?

Nicol. Ja, mein Pathe hat mir eine geschenkt.

Barb. Weise sie doch einmal her. (Sie nähert sich Nicoletten.)

Nicol. Ey, nicht doch.

Barb. Fort, wir müssen die Uhr sehen.
Nicol. Was wollen sie denn dran sehen?
Barb. Geschwind, heraus damit, und mache mich nicht böse.
Nicol. (Da ist sie, sieht sie?) (Er zeigt ihr, in Geheim, einen Schlüssel.)
Barb. So machst du mir solche Streiche, junger Herr?
Nicol. (Mache sie mich doch vor Frau Agnesen nicht zu Schanden.)
Agnese. (Was wirds denn für eine Uhr seyn? Eine von Bley.) (stark.)
Barb. Nein, Frau Agnese; ein Schlüssel wars. (verdrießlich.)
Agnese. Ja, ja, Frau Barbara, dergleichen Dinge sind mir schon bekannt.
Barb. Was ist denn das für albernes Zeug? Was soll denn der Hochmuth bedeuten? Das leide ich durchaus nicht. Es soll das erste und letztemal seyn. Verstehst du mich? (zu Nicoletten.) (Das sind solche Jugendstreiche.) (sachte zu Agnesen.)
Agnese. (Ja, ja, Tändeleyen.) (zu Barbaren.)
Barb. Einmal, mit der Zeit, wenn du vernünftig wirst, so kannst du es auch so machen, wie andere Leute; dann sollst du auch eine Uhr kriegen, und alles, was du brauchst. Nicht wahr, Frau Agnese?
Agnese. Freylich, wenn er es darnach macht, wenn er sich gut aufführt.
Nicol. Führe ich mich denn jetzt nicht gut auf?
Barb. Dergleichen Dinge gefallen mir gar nicht. Es läßt nicht, es schickt sich nicht; ich sage dirs,

als Mutter, und sage dirs in Gegenwart einer Frau, die klüger ist, als ich, und die viele Liebe für unser Haus hat.

Nicol. Sind sie mir gut, Frau Agnese?

Agnese. Ja, ich bin ihm eben so gut, wie seiner Mutter, und seiner Schwester.

Nicol. Aber mir doch ein Bischen mehr.

Agnese. Warum denn ihm mehr?

Nicol. O, meine liebe Madam, gestehen sie es nur.

Agnese. (Er ist schon leichtfertig genug.) (sachte zur Barbara.)

Barb. (Ach nein, versteht sie mich, davon weis er noch nichts.) (sachte zu Agnesen.)

Fünfter Auftritt.

Giacomina, die nähet, und die Vorigen.

Giac. Der Kaufmann ist da.

Barb. Er mag immer hereinkommen.

Nicol. Wer ist er denn?

Giac. Es ist Herr Rocco.

Nicol. (Beym Henker, wenn er nur nichts von den zwey Schnupftüchern sagt, die ich bey ihm, auf Credit, ausgenommen habe!) Mit Erlaubniß. (im Begriff abzugehen.) Ich habe noch was zu verrichten.

Agnese. Vergesse er nicht, mich nach Hause zu begleiten. (zu Nicoletten.)

Nicol. Nein, Madam, ich werde gleich wieder da seyn. (geht ab.)

Sechster Auftritt.

Barbara, Agnese, Giacomina, hernach Rocco, mit einem Burschen, der ihm die Waare nachträgt.

Barb. Was sagt sie zu der Scheckerey mit der Uhr?
(zu Agnesen.)

Agnese. O, das hat ja nichts auf sich.

Barb. O, ich bin ihm scharf, versteht sie mich, recht scharf. Ich lasse ihm nichts so für gut hingehen. Und deswegen fürchtet er sich auch vor mir; er darf mir nicht so viel entwenden; ich brauche nicht nachzusehen, und wenn er sich verheirathet, so kann diejenige, die ihn kriegt, mit Recht sagen: Ich habe ihn so rein, wie Gold bekommen. Wie reines Gold, Frau Agnese, wie reines Gold.

Agnese. (O, ich muß nur gehen, weil sie mir so viel vorschwatzt, daß ich bald —)

Rocco. Ihr Diener, ihr Diener.

Barb. Willkommen, Herr Rocco.

Agnese. Ihre Dienerin, Herr Rocco.

Rocco. Ergebener Diener, Jungfer Giacomina, ergebener Diener.

Giac. Ihre Dienerin, mein Herr.

Rocco. Sind sie mit den Manschetten fertig?

Giac. Bald.

Rocco. Machen sie sie hübsch? Ich möchte sie doch einmal sehen. (Er nähert sich ihr.)

Barb. Nicht doch, Herr Rocco, hören sie auf uns.
(zu Rocco.)

Agnese. Der Henker! Er hat sie ja kaum angesehen.
(zur Barbara)

Rocco. Soll ich denn meine Sachen nicht einmal besehen? (zur Barbara.)

Barb. Sie können sie besehen, wenn sie fertig sind.

Rocco. Aber, wie Frau Barbara auch schlimm ist!

Barb. Wissen sie das noch nicht, daß ich sehr strenge bin? (scherzhaft.)

Agnese. Glauben sie es nicht, sie ist ihnen gut. Wenn sie wüßten, was sie mir von ihnen gesagt hat —

Rocco. Was hat sie denn gesagt?

Barb. Stille nur; haben sie den ostindischen Zitz mitgebracht?

Rocco. Ja, Frau Barbara; brauchen sie viel?

Barb. So viel, als nöthig; nicht mehr, nicht weniger. (polternd.)

Rocco. Sehen sie, wie gut sie mir ist? (zu Agnesen.) Komm her, hilf mir; schieb das Tischgen ein Bischen vor. (zu seinem Burschen.) (Wie schön sind sie nicht!) (zu Giacominen, im Vorbeygehen.)

Giac. Schöner, wie sie, verstehen sie mich.

Barb. St! Stille da — (zu Rocco und Giacominen, indem sie auf sie schmält.)

Agnese. (Schweige sie doch stille.) (zur Barbara.) (Kömmt ihr denn Herr Rocco so häßlich vor? (zu Giacominen.)

Giac. (Und ihnen so schön?) (zu Agnesen.)

Agnese. (Wenn ihn ihr nun ihre Mutter zum Manne gäbe, wollte sie ihn wohl nehmen?) (zu Giacominen.)

Giac. Wenn ihn mir meine Mutter zum Manne gäbe, so würde ich viel drauf sehen, ob er schön oder häßlich wäre. (zu Agnesen.)

Agnese. (Der Henker! die antwortet ja wie eine Sybille.)

Rocco. Nun, da bin ich. Von was für einer Sorte wollen sie?

Agnese. Lassen sie nur sehen.

Rocco. Wozu wollen sie es denn haben?

Agnese. Zu einer Schürze.

Rocco. Der Teufel! Das wird ein großer Profit werden!

Barb. Glauben sie denn, daß wir den ganzen Laden auskaufen sollen?

Rocco. Nicht doch; sagen sie nur, ich will sie gleich bedienen. Es steht bey ihnen, und wenn sie auch nur eine Elle kauften. Darf ich fragen, für wen es soll?

Agnese. Für die Jungfer da. (indem sie auf Giacominen zeigt.)

Rocco. O, wenn es für diese Jungfer soll, so lassen sie mich nur machen. Ich wollte nicht gern ein ganzes Stück anschneiden; wenn es aber für sie ist, so schneide ich alles an.

Giac. Haben sie hübsche alte verlegene Waare gebracht?

Rocco. Wie unglücklich ich immer in dem Hause bin! Die Mutter ist schlimm, aber die Tochter ist noch ärger.

Agnese. Wenn man eine Sache verachtet, so will man sie kaufen. Sehen sie, Herr Rocco.

Rocco. Sie haben Recht, Frau Agnese. Ich mache es bisweilen selber so, und nenne was schlecht; wenn ich es aber kaufen könnte, so kaufte ich es doch.

Barb. Nun? Kömmt denn die schöne indianische Waare bald zum Vorschein?

Rocco. Da ist sie. Das wäre so was für sie. Haben sie wohl jemals dergleichen Sorte gesehen?

Barb. O, die ist zu viel gestärkt.

Agnese. Wenn man das wäscht, so wird es wie ein Lappen.

Giac. Ey, wie blaß die Blumen sind!

Rocco. Ich höre es schon, ich höre es schon. Leg es weg. (zum Burschen.) Sehen sie einmal das Stück an.

Giac. Pfui, wie schlecht!

Barb. Dergleichen Hader zeigen sie uns?

Rocco. Werden sie nur nicht böse, hören sie wohl. Da ist ein anderes.

Giac. Was für altväterisches Zeug!

Agnese. Das sind Ladenhüter.

Barb. Ja, Frau Agnese, lauter Ladenhüter.

Rocco. Ladenhüter nennen sie das? Wenn ich nur viele solche Ladenhüter hätte! Da, sehen sie einmal, das werden sie wohl keinen Ladenhüter heißen. Ich habe heute früh acht und zwanzig Ellen an eine Braut davon verkauft. Nehmen sie immer von diesem, der guten Vorbedeutung wegen. (zu Giacominen.)

Agnese. Wie gefällt ihr das, Jungfer Giacomina?

Giac. So, so.

Rocco. Sie sind schwer zu befriedigen.

Barb. Es ist auch kein Wunder. Das ist hübscher, als die andern.

Agnese. Ja, ja, das Beste behalten sie immer zuletzt.

Barb. Sie wollen das Schlechte gern erst verkaufen, wenn es angienge.

Rocco. Ich muß ihnen nur sagen, sie werden lange suchen müssen, ehe sie dergleichen indischen Zitz hier zu Lande finden.

Agnese. Was gilt denn die Elle von diesem?

Rocco. Soll ichs ihnen mit einem Worte sagen?

Barb. Nun, wir wollen es doch hören.

Rocco. Von einem andern würde ich zwanzig Groschen fodern; weil sie es aber sind, so sollen sie mir nicht mehr, als achtzehn geben, und das aus Freundschaft.

Agnese. Ey, ey, achtzehn Groschen?

Barb. Sie ist keinen Gulden werth.

Rocco. Sechzehn Groschen gäbe ich selbst dafür, und wenn sie funfzig Stück hätten, und wollte doch noch etliche Groschen an der Elle gewinnen.

Agnese. Wollen sie sie mir für vierzehn Groschen lassen?

Rocco. Ich kriege ja mehr dafür, wenn ich es versetze.

Barb. Sie ist nicht einmal vierzehn Groschen werth.

Giac. Ja, ja, uns will er immer theurer verkaufen, als andern Leuten.

Rocco. Ich will es ihnen umsonst geben, wenn sie es haben wollen; wenn es aber einmal gehandelt seyn soll, so kann ich meine Waare nicht verschleudern.

Agnese. Nun, gehen sie nur her, und seyn sie nicht so genau. Noch sechs Pfennige.

Rocco. Nun, meine liebe Madam! Wie viel Ellen befehlen sie denn?

Agneſe. Drey; nicht wahr, Giacominchen?
Rocco. Ey, ſie iſt groß, verſtehen ſie mich, ſie braucht viertehalbe Elle.
Barb. Ah, drey Ellen ſind genug.
Agneſe. Nein, meine liebe Barbara, nein, drey und eine halbe.
Rocco. Recht ſo! Es iſt beſſer, wenn was übrig bleibt, als wenn es hernach fehlt. Gieb die Scheere her! (zu ſeinem Burſchen.)
Barb. Nun, was koſtet denn die Elle?
Rocco. Wir wollen ſchon einig werden.
Barb. Nicht einen Heller mehr, als vierzehn Groſchen und ſechs Pfennige.
Rocco. Setzen ſie nur noch was zu. Kurz, für ſechszehn Groſchen ſollen ſie ſie haben.
Barb. Nein, nein, das geht nicht an; vierzehn Groſchen und ſechs Pfennige.
Rocco. Nun, ich will es ihnen nur einmal dafür laſſen. Aber ſo währt die Elle länger, als der Kram. Nun, kommen ſie her, und meſſen ſie ſelber ab. (zu Giacominen.)
Barb. Nein, nein, ich will ſchon abmeſſen helfen.
Rocco. Wie ſie belieben. (Er mißt ab.)
Agneſe. He, meſſen ſie den Daumen nicht mit.
Rocco. Bey Leibe nicht!
Giac. Meſſen ſie mir ja gut.
Rocco. Soll ich auch was zugeben?
Barb. Hier, hier muß abgeſchnitten werden. (Sie zeigt ihm, wo er abſchneiden ſoll.)
Agneſe. Da, da. (um ein wenig mehr zu haben.)
Giac. Noch ein Bischen weiter vor. (um noch etwas mehr zu bekommen.)

Rocco. Ey, was ich da für einen Profit werde machen! (Er schneidet ab.) Da haben sie es; das ist eine rechte Brautschürze.

Agnese. Nun, was haben wir zu bezahlen?

Rocco. Machen sie die Rechnung nur selber. So, wie sie es haben wollen, zu vierzehn Groschen und sechs Pfennigen, die Elle. (indem er es zusammenlegt.)

Agnese. Vierzehn und vierzehn, macht acht und zwanzig, und noch einmal vierzehn, macht zwey und vierzig. Ein Thaler und achtzehn Groschen.

Rocco. Und die halben Groschen; hernach ist auch noch eine halbe Elle.

Barb. Das ist in allem zusammen: zwölfe und zwölfe macht vier und zwanzig; und zweymal zwey Groschen, macht vier Groschen; ein Thaler und vier Groschen, und wieder sieben Groschen, macht eilf Groschen; also einen Thaler und eilf Groschen.

Rocco. Nein, sehen sie nur; es macht dreymal vierzehn, und die halbe Elle, sieben Groschen, sind neun und vierzig, und noch ein und zwanzig Pfennige, funfzig Groschen und neun Pfennige; also zwey Thaler, zwey Groschen, neun Pfennige; wenn sie es wissen wollen.

Giac. Nicht doch, Herr Rocco. Vierzehn und sieben macht ein und zwanzig, und wieder vierzehn, und hernach noch einmal vierzehn, und die drey Sechser, und einen Dreyer; wie viel macht denn das zusammen?

Agnese. Warte sie nur, warte sie nur, lasse sie mich rechnen. Wenns vier Ellen wären, so machte es

zwey Thaler, und viermal zwey Groschen, das sind acht Groschen, ohne die Sechser und den Dreyer. Eine halbe Elle davon abgezogen, macht sieben; sieben von vierzehn bleibt fünfe; macht also alles in allem, zwey Thaler, neunzehn Groschen.

Barb. Nicht doch, nicht doch, Frau Agnese, sie rechnet zu viel.

Giac. Nein, sie rechnet zu wenig.

Barb. Wenn sie doch das Maul da hielte, Frau Doktorin.

Rocco. Wenn sie mir geben wollen, was mir zukömmt, so machts zwey Thaler, zwey Groschen, und neun Pfennige.

Agnese. Da haben sie es. Es sind zwey Thaler, drey Groschen.

Giac. Sie kriegen einen Dreyer wieder heraus.

Rocco. Denken sie denn, daß ich ihn behalten werde? Da ist er. Wenn sie ihn aber dem Burschen da schenken wollen —

Agnese. Ja, ja, geben sie ihm ihn nur.

Barb. Gehen sie nur, sie wissen ihre Sachen schon recht zu machen. (zu Rocco.)

Rocco. Brauchen sie sonst noch was von mir?

Barb. Dießmal nicht.

Rocco. Wenn sie befehlen, ich habe recht feines Nesseltuch, und wohlfeil. Wollen sie es sehen?

Barb. Nein, nein, wir brauchen nichts mehr.

Rocco. Nehmen sie doch immer etwas davon, sie können mir es ja bezahlen, wenn sie wollen. Wir können ja auch mit den Manschetten abrechnen.

Giac. Nein, nein, mein Herr, wenn ich mit meiner Arbeit fertig bin, so ist mir es viel

lieber,

lieber, wenn ich mein baar Geld dafür einstreichen kann.

Rocco. Wenn soll ich denn wieder darnach herkommen?

Barb. Wir wollen sie ihnen ins Gewölbe schicken.

Rocco. Soll ich nicht wieder herkommen? Schon gut. Sie haben mich in einem übeln Verdacht. Es thut aber nichts, verstehn sie mich; ich gedenke mich deswegen doch noch zu verheirathen.

Agnese. Wenn wollen sie denn das thun, Herr Rocco?

Rocco. So bald ich kann.

Agnese. Haben sie noch nichts im Vorschlage?

Rocco. Jetzt noch nicht.

Agnese. Soll ich ihnen was aussuchen?

Rocco. O ja, thun sie das.

Agnese. Wie viel soll sie wohl haben?

Rocco. Man muß erst die Waare sehen, hernach schließt man den Handel.

Agnese. Wären sie wohl so mit einem Tausend Thälerchen zufrieden?

Rocco. Hören sie nur; allen Spaß bey Seite: ich bin zwar ein armer Schelm, aber aufs Geld bin ich eben nicht sehr erpicht. Ich sage deswegen nicht, daß ich gar nichts mit haben wollte; aber ich will lieber eine mit Tausend Thalern, die mir gefällt, als eine andere mit vier Tausend Thalern, die mir nicht gefällt.

Agnese. Zum Exempel, wären sie wohl mit Tausend Thalern, auf der Seite da, zufrieden? (Sie zeigt auf Giacominen.)

Rocco. Ja, den Augenblick, nur Feder, Dinte und Papier her!

Barb. Nun, wir wollen immer mit den Narrenpossen einmal aufhören.

Rocco. Da haben sie es; so macht sie es immer mit mir.

Agnese. Kommen sie einmal ein Bischen zu mir, Herr Rocco.

Rocco. Wenn denn?

Agnese. Heute noch. Bringen sie mir Tücher mit.

Rocco. Was wollen sie für welche?

Agnese. Bringen sie mir nur zwo bis drey Sorten.

Rocco. Ordentliche Schnupftücher?

Agnese. Ja doch.

Rocco. Wollen sie von denen haben, wie ich Monsieur Nicoletten gegeben habe?

Barb. Was für einem Nicoletten?

Rocco. Ihrem Sohne. (zur Barbara.)

Barb. Meinem Sohne hätten sie Schnupftücher gegeben?

Rocco. Ja doch, ja, ihrem Sohne, und er soll mir sie noch bezahlen.

Siebenter Auftritt.

Nicoletto und die Vorigen.

Nicol. Ja, liebe Mutter, ja, es ist wahr. Ich habe sie aber für den Herrn Pathen ausgenommen.

Barb. (Das dachte ich gleich.) Warum hast du mir denn aber nichts davon gesagt?

Nicol. Ich habe es vergessen.

Rocco. Nun, Madam, ich werde heute noch zu ihnen kommen. (zu Agnesen.)

Agnese. Ich werde sie erwarten.

Rocco. Adieu, Mamsell Giacomina.
Giac. Leben sie wohl.
Rocco. Gehorsamer Diener, Frau Barbara. (affektirt.)
Barb. Ihre Dienerin, Herr Rocco. (mit Caricatur.)
Rocco. Das gute Weib. Wer weis? Doch, es mag gut seyn. (Wenn man gewiß wüßte, daß sie die Tausend Thaler hätte — Aber ich denke immer, sie hat nicht Tausend Pfifferlinge.) (geht ab.)

Achter Auftritt.

Barbara, Agnese, Giacomina und Nicoletto.

Giac. Ich danke auch recht schön, Frau Agnese.
Agnese. Ey, was soll denn das seyn? Für solche Kleinigkeiten dankt man nicht.
Barb. Siehst du, mein Sohn? Frau Agnese hat deiner Schwester eine Schürze gekauft.
Nicol. Und mir kaufen sie nichts?
Agnese. Was sollte ich ihnen denn kaufen?
Nicol. Auch eine Schürze. (indem er lacht.)
Barb. Der alberne Schelm! Höre sie nur, was es für ein Spaßvogel ist. (zu Agnesen.)
Nicol. (Der Teufel, wenn sie mir doch eine kaufte! Gleich wollte ich sie ins enge Gäßchen tragen.)
Agnese. Nun, wenn sie erlauben will, Frau Barbara, so will ich wieder nach Hause gehen.
Barb. Ich wollte sie wohl auf eine schlechte Mahlzeit bitten, aber ich glaube, daß sie gar zu schlecht für sie seyn würde.
Agnese. Ich danke, ich danke schön, Frau Barbara. Ich muß nach Hause gehen, weil Jemand zu mir kommen will. Ach sage sie mir doch einmal, soll

ich den Herrn Rocco wieder auf den Discurs bringen, wenn er zu mir kömmt?

Barb. Ey, warum will sie ihn denn wieder drauf bringen? Wo soll ich denn jetzt die Tausend Thaler baar Geld hernehmen, ohne das, was er sonst noch will?

Agnese. Hat sie mir aber nicht von zwey Tausend Thalern vorgesagt?

Barb. Und hernach mein Sohn, der arme Schelm?

Agnese. Für ihren Sohn wird sich schon auch was finden; für den sorge sie nur nicht. Gebe sie mir doch einmal meine Sachen und meine Florkappe.

Barb. Frisch, Giacomina, geh hin und hilf ihr.

Giac. Gleich. (Sie bringt die Sachen und hilft ihr.)

Barb. (O, das gebe doch der Himmel! Ich glaube, daß ich für Freuden stürbe.) Geh, nimm denen Rokelor um. (zu Nicoletten,)

Nicol. Gleich, gleich. (Der Henker! Das ist mir recht lieb. Ich werde noch einen kleinen Husch, hin ins enge Gäßchen, thun.) (geht ab.)

Barb. Sieht sie wohl, wie freudig er ist, daß er sie begleiten darf! (zu Agnesen.)

Agnese. Der gute Mensch! Wir wollen schon noch einen braven Kerl aus ihm machen. (indem sie sich anzieht.)

Barb. Niemand, als sie, kann ihm helfen.

Agnese. Wenn man nur seine Absicht wüßt. (wie oben.)

Barb. Seine Absicht? Seine Absicht ist nichts anders, als sich gut aufzuführen, als alles das zu thun, was man ihm heißt.

Nicol. Da bin ich wieder. Ist es ihnen nun gefällig, zu gehen? (im Rokelor.)

Agnese. Ja, wir wollen immer gehen. Leben sie wohl.

Barb. Ihre Dienerin.

Giac. Ergebene Dienerin.

Barb. Höre du, gieb ihr die Hand, und führe sie hübsch auf der Treppe. (zu Nicoletten.)

Nicol. Ja, ja, liebe Mutter.

Agnese. Ey, er wird es schon recht machen.

Barb. Ja wohl, lasse sie ihn nur machen.

Nicol. (Wenn ich ihr nur was abschwatzen könnte!)

Agnese. Auf glücklich Wiedersehen. (Sie geht mit Nicoletten ab.)

Barb. Lebe sie recht wohl.

Neunter Auftritt.

Barbara und Giacomina.

Giac. (Sie legt ihren ostindischen Zitz aus einander und betrachtet ihn.)

Barb. Siehst du? Du wolltest gern eine Schürze haben, und gleich hat dir der liebe Gott eine beschehrt.

Giac. Soll ich mir sie machen?

Barb. Mache nur erst die Manschetten vollends fertig.

Giac. Nein, liebe Mutter, lasse sie mich doch die Schürze erst machen.

Barb. Nun, so mache dir sie nur.

Giac. Wie schön der Zitz aussieht. Gebe sie mir einmal Zwirn.

Barb. Ich weis nicht, ob ich welchen habe. Der Geyer noch einmal! Ich habe es doch vergessen, mir

mir welchen von Herrn Rocco geben zu lassen. Ich will gleich zu ihm schicken; er muß mir auch Zwirn in Kauf geben.

Giac. Indeß will ich an den Manschetten nähen.

(Sie setzt sich und nähet.)

Barb. Margaretha! (Sie ruft.)

Zehenter Auftritt.

Margaretha, und die Vorigen.

Marg. Madam.

Barb. Seht einmal zu, ob Jemand da ist, den ich zu dem Herrn Rocco schicken kann; er soll mir Zwirn holen, die Schürze damit zu nähen.

Marg. Soll ich etwan einen Sprung hinthun?

Barb. Ja, ja, geht ihr hin; macht aber geschwind.

Marg. Hören sie doch, wissen sie nichts von den zwey Schnupftüchern?

Barb. Von was für Schnupftüchern?

Marg. Die Monsieur Nicoletto ausgenommen hat.

Barb. Wer hat es euch denn gesagt?

Marg. Der Bursche vom Herrn Rocco.

Barb. Ja, das weis ich, er hat sie für seinen Pathen ausgenommen.

Marg. Für seinen Pathen?

Barb. Freylich, Mamsell; seyd ihr schon wieder da mit eurem schnipfischen Verwundern?

Marg. Nun, nun, ich sage nichts mehr. (Sie wird es schon erfahren.) (geht ab.)

Barb. (Wenn die nur nicht in meinen Sohn verliebt ist; es ist ein ehrliches Kind, und denkt an dergleichen Sachen nicht; sie könnte mir ihn

aber

aber doch verführen. O, ich will schon ein Auge auf sie haben.)

Marg. Wissen sie, wer da ist?

Barb. Wer denn?

Marg. Ihr Herr Gevatter Lunardo.

Barb. Nun, das ist mir wahrhaftig recht lieb.

Marg. Fragen sie ihn doch wegen der Schnupftücher.

Barb. Geht nur, geht nur, superkluge Jungfer, und sagt ihm, daß er herein kommen möchte.

Marg. (Die gute Frau! Sie ist gar zu verblendt.) (geht ab.)

Giac. Soll ich weggehen?

Barb. Nein, nein, meine Tochter, bleib du nur da. (Ich weis, was mein Gevatter für ein Mann ist; und wenn ich zehn Töchter hätte, ich wollte sie ihm alle anvertrauen, wenn es an einer nicht genug wäre. Es ist ein ehrlicher Mann, und in einem Alter, daß man gar nichts von ihm zu besorgen hat.)

Giac. (Der Pathe ist mir so zuwider, daß ich ihn gar nicht ausstehen kann. Er sagt mir manchmal so ein Wort; er tändelt bisweilen mit den Händen — Ich habe zwar meiner Mutter noch nichts davon gesagt, aber, wahrhaftig, wenn er es wieder so macht, so sage ich es ihr.)

Barb. Er bleibt lange draußen!

Giac. Vielleicht zaudert er, seiner Unpäßlichkeit wegen, so lange.

Barb. Hast du denn nicht von Nicoletten gehört, daß er völlig wieder gesund ist? Daß er so vielmal um die ganze Stadt herumgelaufen ist?

Giac. Ach ja, nun erinnere ich michs.

Barb. Da kömmt er, da kömmt er.

Eilfter Auftritt.

Lunardo und die Vorigen.

Lunardo. Ihr Diener, Frau Gevatter. (hinkend an einem Stocke.)

Barb. Willkommen, Herr Gevatter.

Lunardo. Ihr Diener, Mamsellchen! Ihr Diener, meine Tochter. (sehr freundlich.)

Giac. Ihre Dienerin.

Lunardo. Wollen sie nicht so gut seyn, und mir einen Stuhl geben, daß ich mich niedersetzen kann?

Barb. Was fehlt ihnen denn?

Lunardo. Wissen sie denn das nicht, Frau Gevatter? Ich habe meine gewöhnliche Plage.

Barb. Geschwind gieb einen Stuhl her. (zu Giacominen.)

Giac. Gleich, gleich. (Sie holt einen.)

Barb. Aber ich glaubte, sie wären schon curirt?

Lunardo. Nein, meine liebe Frau; ich befinde mich, seit drey bis vier Tagen, schlechter, als jemals. Doch, man muß Geduld haben. Der Himmel hat es so, zu meiner Züchtigung, geschickt. Ich danke ihnen recht sehr, mein schönes Kind. (zu Giacominen.) Ey, ey, ey! (indem er sich setzt.)

Barb. Warum haben sie aber diesen Morgen einen so großen Weg gemacht?

Lunardo. Ah, meine liebe Frau Gevatterin; weil ich sie so lange nicht gesehen habe. Ich glaube, daß ich zwo Stunden zugebracht habe, ehe ich von meinem Hause bis hieher gekommen bin.

Barb. Sie sind also nicht auf der Vogelwiese, im Schießgraben, um die Stadt herum —

Lunardo. Ey, ey, ich gehe in einem ganzen Monate nicht so weit.

Barb. (Ach ich arme Frau!) Haben sie meinen Sohn diesen Vormittag nicht gesehen?

Lunardo. Nein; er hat mich in vierzehn Tagen nicht besucht.

Barb. (Ach, ich arme Frau! Ach, ich arme Frau!)

Giac. (Ey! Mit Lügen kömmt man nicht weit.)

Barb. Sagen sie mir doch, mein lieber Herr Gevatter, hat ihnen mein Sohn nicht ein Paar Schnupftücher holen müssen?

Lunardo. Aber, mein Himmel, ich sage ihnen ja, daß ich ihn in vierzehn Tagen nicht gesehen habe.

Barb. Haben sie sie nicht vielleicht zuvor holen lassen?

Lunardo. Nicht doch, ich habe gar nichts durch ihn holen lassen.

Barb. (Warte, Betrüger! Warte Nichtswürdiger! Mußt du deine arme Mutter so hintergehen?)

Lunardo. Was ists denn, Frau Gevatterin, was hats denn gegeben?

Barb. Giacomina!

Giac. Liebe Mutter.

Barb. Geh geschwind hin, hole mir meine Contusche und meine Florkappe.

Giac. Gleich, liebe Mutter. (Ach, wir armen Leute! das fehlte noch, daß sich mein Bruder auf die lüderliche Seite legt.) (geht ab.)

Zwölfter Auftritt.

Barbara und Lunardo.

Barb. (Ich will zur Frau Agneſe gehen; gleich will ich hingehen; er ſoll mir nicht entwiſchen. Der Spitzbube, der Galgenvogel! Mit Füßen will ich ihn treten.)

Lunardo. Nun, Frau Gevatter, kann ich denn nicht erfahren, was ihnen fehlt?

Barb. Ach, Herr Gevatter, ich bin voller Verzweifelung.

Lunardo. Ey, Frau Gevatter, das ſagen ſie ja nicht; man muß niemals in Verzweifelung gerathen.

Barb. Ach, es betrift meinen Sohn! Einen Sohn, den ich, mit ſo vieler Sorgfalt, erzogen habe, dem zu Gefallen ich alles über mich ſelbſt habe hinausgehen laſſen, um den ich mehr Thränen, als Biſſen Brod, hintergeſchluckt habe; und da ich glaubte, meine Freude an ihm erlebt zu haben, ſo erfahre ich, daß er ein Lügner, ein Cabalen- ein Intrigvenmacher iſt. Und das ſoll ich verſchmerzen? Und darüber ſoll ich nicht in Verzweifelung gerathen?

Lunardo. O, über die Jugend! Hat er einen verdächtigen Umgang mit Jemand?

Barb. Das weis ich nicht; ich vermuthe es aber ganz gewiß.

Lunardo. O, dergleichen verdächtiger Umgang iſt der völlige Ruin der Jugend.

Barb. (Es thut mir leid, daß Margaretha nicht da iſt. Die weis ganz gewiß was um die Sache. Das enge Gäßchen kömmt mir ſehr verdächtig vor.)

Dreyzehenter Auftritt.

Giacomina und die Vorigen.

Giac. Da hat sie; wo will sie denn hingehen, liebe Mutter? (Sie giebt ihr die Contusche, und die Kappe.)

Barb. Nirgends, nirgends; warte du nur, ich komme gleich wieder. (indem sie sich anzieht.)

Giac. Sie bleibt also nicht lange weg?

Barb. Ich gehe zur Frau Agnese, und komme gleich wieder. Es sind ja nur ein Paar Schritte hin.

Giac. Margaretha ist nicht da. Sie ist zum Kaufmanne gegangen.

Barb. Ich lasse den Herrn Lunardo bey dir; er wird dir schon so lange Gesellschaft leisten, bis ich wiederkomme, nicht wahr? (zu Lunardo, indem sie sich anziehet.)

Lunardo. Wenn ich ihnen damit dienen kann —

Giac. Nein, nein, wenn sie fortgehen wollen, so können sie immer gehen; ich fürchte mich nicht.

Lunardo. Nicht doch, mein Töchterchen, nicht doch, junge Mägdchen läßt man nicht gern allein. Ich will bey ihnen bleiben, ich will bey ihnen bleiben.

Barb. Mit ihrer Erlaubniß, Herr Gevatter; warten sie nur hier auf mich, ich bin gleich wieder da. Sieh doch einmal meine Kappe an; wie sitzt sie denn? Ich weis nicht, was ich thue, oder was ich rede. Ich bin außer mir. Der Himmel stehe mir bey. (geht ab.)

Vierzehenter Auftritt.

Lunardo und Giacomina.

Lunardo. (Da sehe man nur, was es für seltsame Zufälle giebt! Dergleichen gute Gelegenheit ist mir noch nicht vorgekommen.)

Giac. (Die an ihren Manschetten nähet.)

Lunardo. Was machen sie denn da, Mamsell Giacomina?

Giac. Sehen sie nicht? Ich nähe.

Lunardo. Warum setzen sie sich denn nicht?

Giac. Weil ich nicht müde bin.

Lunardo. Ey, setzen sie sich doch.

Giac. O, es hat nichts zu sagen.

Lunardo. Nun, setzen sie sich, weil ich es haben will. Einem Pathen muß man gehorchen. Fort, setzen sie sich.

Giac. Weil sie so befehlen. (Sie zieht den Stuhl weit von ihm weg, und setzt sich.)

Lunardo. So weit setzen sie sich von mir?

Giac. Ich kann hier besser sehen.

Lunardo. Sie haben Recht. Ich will auch ein Bischen hinrücken. (Er will sich ihr mit seinem Stuhle nähern, sein Schmerz fällt ihm aber beschwerlich.) Ey, ey, ey, verflucht ist das Reissen!

Giac. (Ich bedaure ihn gar nicht.)

Lunardo. Was haben sie denn da für einen Fingerhut, mein Töchterchen?

Giac. Es ist ein schlechter messingener.

Lunardo. Soll ich ihnen einen silbernen kaufen?

Giac. Ich bedanke mich, ich bedanke mich; der ist schon gut genug für mich.

Lunardo. Lassen sie mich doch ihre schöne Arbeit ein wenig besehen. (Er setzt die Brille auf.)
Giac. O, es ist eben nichts Schönes.
Lunardo. Ey, so sind sie doch was Schönes. (indem er Giacominen betrachtet.)
Giac. (O, ich habe es recht satt.)
Lunardo. Lassen sie mich einmal das Maaß von ihrem Finger nehmen, mein Töchterchen.
Giac. Nicht doch, mein Herr.
Lunardo. Ih, ja doch.
Giac. Wollen sie es nachlassen? (Sie stehet auf.)

Funfzehenter Auftritt.

Margaretha und die Vorigen.

Marg. Da bin ich mit dem Zwirne.
Giac. Gebt her, gebt her.
Marg. Wo ist denn die Frau?
Giac. Sie ist nicht da. Sie wird aber gleich kommen. (im Begriff, abzugehen.)
Lunardo. Wohin, mein Töchterchen?
Giac. Ich will mir eine Schürze zuschneiden.
Lunardo. Soll ich auch mitgehen? (Er will aufstehen, und kann nicht.)
Giac. Nein, mein Herr; nein, mein Herr.
Lunardo. Helfen sie mir doch, daß ich aufstehen kann.
Giac. (Ey, geh du zum Henker!) (geht ab.)

Sechszehenter Auftritt.

Lunardo und Margaretha.

Marg. Soll ich ihnen helfen?
Lunardo. Ja, meine Tochter, thue mir die Liebe.

Marg. Von Herzen gern. (Sie hilft ihm.)
Lunardo. Ich danke dir. So gefällt mirs, wenn man was aus gutem Willen thut. Du bist doch wenigstens nicht so spröde, wie deine Jungfer Giacomina.
Marg. Ey, wenn ich Jemanden einen Gefallen thun kann!
Lunardo. Nicht wahr, mein Töchterchen? Komm, gieb mir die Hand.
Marg. Wollen sie weggehen?
Lunardo. Die Luft zieht da durch das Fenster, deswegen wollte ich gern ein Bischen weiter hierüber rücken.
Marg. Was fehlt ihnen denn, daß sie nicht gehen können?
Lunardo. Es reißt mich da in einem Knie.
Marg. Wovon ist denn das gekommen?
Lunardo. Ich weis es nicht, mein Töchterchen; wenn was Böses kommen soll, so kömmts. Man kann mir nichts nachsagen. Ich habe immer ordentlich gelebt.
Marg. Ja, sie sind auch ein rechter braver Mann.
Lunardo. Wer hat dir denn das gesagt, meine Tochter, daß ich ein braver Mann bin?
Marg. Die Frau.
Lunardo. Ja ich stehe, Gottlob! in dem guten Rufe. Schieb mir doch den Stuhl ein Bischen her.
Marg. Recht gern. (Sie giebt ihm den Stuhl.)
Lunardo. Ey, ey, ey! (indem er sich setzt.)
Marg. Der arme Mann dauert mich.
Lunardo. Setze du dich auch neben mich.
Marg. Soll ich, he? Nun, da sitze ich. (Sie setzt sich.)

Lunardo. Bist du noch ledig?
Marg. Ja, mein Herr.
Lunardo. Warum heirathest du denn nicht?
Marg. Weil ich arm bin, und mich Niemand haben will.
Lunardo. Es heirathen ihrer so viele, und wenn sie auch nichts haben.
Marg. Ja, wenn ich hübsch wäre!
Lunardo. Ey, geh doch, du hast ein Paar Augen im Kopfe, die recht brennen.
Marg. Wirklich?
Lunardo. Wenn du wüßtest, wie sehr du mir gefällst!
Marg. Bey alle ihrem Gliederreissen?
Lunardo. Sieh einmal, wie gefällt dir denn das Schnupftuch?
Marg. Es ist schön, wahrhaftig recht schön.
Lunardo. Wenn du es willst, so kannst du es nehmen.
Marg. Ich danke schön; ich will es von ihren gütigen Händen annehmen. (Sie nimmt es.)
Lunardo. Wie heißt du denn?
Marg. Margaretha.
Lunardo. Margaretha, bist du mir gut?
Marg. Warum das nicht? (Ih, wenn dich doch der Henker hätte! Da sehe mir nur ein Mensch den Spektakel an!)
Lunardo. Du mußt aber deiner Frau nichts davon sagen, verstehst du mich.
Marg. Bey Leibe nicht, lassen sie sich davor nicht leid seyn.
Lunardo. Wirst du mich auch besuchen?
Marg. Ey, was würden denn die Leute darzu sagen?
Lunardo. Ich bin ja auch noch ledig.

Marg. Wollen sie sich denn noch verheirathen?
Lunardo. Warum nicht?
Marg. (Wenn er nur das Reissen nicht hätte —)
Lunardo. Höre nur, ich habe auch hübsches Vermögen, verstehst du mich.
Marg. Ey, die Frau kömmt. (Sie steht auf.)
Lunardo. Sag ja kein Wort, verstehst du mich.
Marg. Ich sage nichts.

Siebenzehenter Auftritt.

Barbara und die Vorigen.

Barb. Ist mein Sohn nach Hause gekommen? (zu Margarethen.)
Marg. Nein, Madam.
Barb. Ach, ich arme Frau! Wo muß er doch nur seyn?
Marg. Hat er Frau Agnesen nicht nach Hause begleitet?
Barb. Ja freylich; ich bin auch bey ihr gewesen. Sie sagte mir aber, daß er sie kaum bis an die Thür begleitet hätte, und gleich davon gelaufen wäre; sie wüßte aber nicht, wo er hingegangen sey. Ach, ich arme Frau, und ich weis auch nicht, wo er ist.
Marg. Er wird im engen Gäßchen seyn.
Barb. Bey wem sollte er denn da seyn, in dem engen Gäßchen? Wenn ihr was wißt, so sagts.
Marg. Ja, meine liebe Madam, wenn ich auch was sage, so glauben sie mir es nicht; sie schelten mich noch darzu aus; sie denken, ich thue es aus böser Meynung.

Barb. Meine liebe Margaretha, wenn ihr mir gut seyd, so sagt mir alles; sagt mir, was ihr wißt. Ich sehe wohl, daß mein Sohn derjenige nicht mehr ist, der er sonst war. Ich bin dahinter gekommen, daß er lügt, und nun glaube ich ihm nicht mehr. Aber, wir müssen dem Dinge abhelfen, wenns möglich ist; sie auch, Herr Gevatter, stehen sie mir ja in der Noth, worinne ich jetzt bin, mit bey, und verlassen sie mich nicht.

Lunardo. Ich bin bereit, ihnen in allem zu dienen, wo ich nur kann. (Ich möchte aber gern fortgehen.)

Marg. Nun, soll ich es ihnen erzählen?

Barb. Ja, erzählt mir alles.

Marg. Nun, weil sie haben wollen, daß ich erzählen soll, so will ich auch alles erzählen. Wissen sie also, daß Monsieur Nicoletto, in dem engen Gäßchen, zu einem Mädchen geht, und daß das Mädchen ihre Mutter noch hat. Diese Mutter nun hat schon drey andere Töchter, ohne Aussteuer, verheirathet; und Monsieur Nicoletto hat ihnen zwey Schnupftücher geschenkt, eins der Tochter, und das andere der Mutter. Und wissen sie auch, wer ihn in das Haus geführet hat? Caspar Sallat, der Spieler, der lüderliche Kerl; und ihr Sohn, verstehen sie mich, der wollte durchaus, daß ich ihm einen Thaler leihen sollte, und da ich ihn ihm nicht geben wollte, so wünschte er mir alles Unglück auf den Hals, und sagte auch: hole dich der Teufel! Ja, soll ich ihnen noch was rechts erzählen? Er trägt ein Stilet im Schubsacke —

Barb. Wer?

Marg. Monsieur Nicoletto.
Barb. Mein Sohn?
Marg. Ja, so wahr ich ein ehrliches Mädchen bin!
Barb. Ach, ich arme Frau! Haben sie es gehört, Herr Gevatter?
Lunardo. Ich werde es ja gehört haben.
Barb. Nennen sie das nicht ein rechtes Hauskreuze?
Lunardo. Ich habe es ja immer gesagt: Das Frauenzimmer macht alles Unglück auf der Welt.
Marg. (Und doch hat er seine Freude an ihnen.)
Barb. Wißt ihr, wo das Haus ist von den beyden Frauenzimmern im engen Gäßchen? (zu Marg.)
Marg. Wissen sie, wer es weis? Wer sie kennt? Wer mir alles erzählt hat? Die Wäscherin, die ihnen auch wäscht; und wenn sie wollen, so geben sie ihr nur einen halben Gulden, und ich verspreche ihnen, daß sie sie bis an die Hausthür führen soll; und sie kann sie auch selber aufmachen, ja sie soll sie bis in die Stube bringen.
Barb. Wo trift man denn die Wäscherin an?
Marg. Eben jetzt, da ich von dem Kaufmanne zurück kam, sahe ich, daß sie anfieng zu waschen.
Barb. Geht gleich hin und ruft sie her; sagt ihr, daß sie zu mir kommen soll, daß ich ihr einen Gulden, einen Thaler, ja, was sie nur verlangt, geben will.
Marg. Ich will gleich hinlaufen, Madam. (Warte Schelm, ich will dich auf mich fluchen lernen!) (geht ab.)
Barb. Herr Gevatter, thun sie mir den Gefallen, und kommen sie mit mir.
Lunardo. Ja, wie mache ich denn das? Wissen sie nicht, daß ich nicht gehen kann?

Barb. Wir wollen uns hintragen lassen.

Lunardo. Liebe Frau Gevatter, verschonen sie mich immer damit.

Barb. Verlassen sie mich nicht; machen sie nicht, daß ich in Verzweifelung gerathe.

Lunardo. Ach, ich armer Mann! (Er bemüht sich aufzustehn, um wegzugehn.)

Barb. Geben sie mir ihre Hand. (Sie hilft ihm.)

Lunardo. In ein Haus, wo Frauenzimmer sind, schicke ich mich nicht; es gefällt mir nicht —

Barb. Wovor fürchten sie sich denn? Sie gehen ja mit mir. Nun, nur geschwind, Herr Gevatter.

Lunardo. Wenn ich aber kaum gehen kann.

Barb. Kommen sie nur, ich will sie führen. (Sie giebt ihm die Hand.) Wer sollte das wohl in aller Ewigkeit gedacht haben. Ein junger Mensch, wie mein Sohn! (Indem sie geht und eifrig redt, giebt sie Lunarden einige Stöße, der sich sehr darüber beklagt.)

Lunardo. Ey, ey!

Barb. Es war mein Herzblättchen, mein einziger Trost. Nun haben sie mir ihn verdorben.

Lunardo. Ey, ey, ey.

Barb. Nehmen sie es nicht übel, Herr Gevatter. (Sie stößt ihn voll Unruh von sich und geht ab.)

Lunardo. Frau Gevatter, stoßen sie mich nur nicht über den Haufen. (Er torkelt hin und her, und geht hinkend ab.)

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Ein Zimmer in der Ludovica Hause.

Ludovica, Daniela, und Nicoletto.

Ludovica.

Recht so, recht so, Herr Nicoletto, sie haben wohl gethan, daß sie wiedergekommen sind.

Nicol. Ist es ihnen denn auch lieb, daß ich wieder da bin? (zur Daniela.)

Daniela. Warum nicht? Ey, bleiben sie nur immer bey mir.

Lud. Wer weis? Es kann wohl kommen, daß er einmal, mit der Zeit, bey dir bleibt; nicht wahr, mein lieber Sohn?

Nicol. Ich habe immer noch gute Hoffnung.

Daniela. Wenn er mich lieb hätte —

Nicol. Glauben sie denn, daß ich sie nicht lieb habe?

Daniela. Ja, so ein Bischen.

Nicol. O! Ein Bischen, sagt sie. (zur Ludovica.)

Lud. Siehst du denn nicht, meine Tochter, daß er dich recht lieb hat? Er ist auf dem Markte gewesen, hat seine Sachen fein ordentlich verrichtet, und dann ist er gleich wieder hieher gekommen. Sagen sie mir doch, Herr Nicoletto, haben sie ihr Geld in Empfang genommen?

Nicol. Nein, ich habe es noch nicht ausgezahlt bekommen.

Lud. Warum denn nicht?

Nicol. Weil derjenige, der mir es auszahlen sollte, noch nicht da war; und weil ich nicht länger warten wollte, gieng ich wieder meiner Wege.

Lud. Sehen sie, da haben sie nicht recht dran gethan; sie hätten hübsch warten sollen.

Nicol. Ich hatte ja versprochen, wieder hieher zu kommen. Ich konnte es nicht erwarten, Mamsell Danielen wieder zu sehen.

Lud. Sind sie denn nicht den ganzen Vormittag da gewesen? War es denn so nothwendig, daß sie ihre Verrichtungen nicht abwarten konnten? Das sind Kinderpossen.

Daniela. Der gute Nicoletto! Man sieht es wohl, daß er mir gut ist.

Lud. Ey, was gut seyn, was gut seyn — es gehört noch mehr dazu, als gut seyn. Wenn er sein Geld eingetrieben hätte, wenn er mit den sieben oder acht hundert Thalern im Beutel wieder zu uns gekommen wäre, da wäre er dir recht gut gewesen.

Nicol. Denken sie denn, daß ich kein Geld habe? Wenn sie sehen sollten, wie viel ich dessen zu Hause habe!

Lud. Und bey sich tragen sie keines?

Nicol. Ich trage deswegen keins bey mir, weil ich gar zu freygebig bin; weil ich Löcher in Händen habe. Wenn ich welches habe, so ists, als wenns nicht meine wäre. Wenn einer was von mir verlanget, so kann ich ihm nichts abschlagen. Ich glaube, daß ich schon drey bis vier Tausend Thaler weggeborgt habe.

Lud. Ich denke immer, ich denke immer, Monsieur Nicoletto, daß sie ein kleiner Windbeutel sind.

Daniela. Pfui, so was muß sie ihm nicht sagen.

Nicol. Ich, ein Windbeutel? Wie so?

Lud. Weil wir noch keine Proben von ihrer Freygebigkeit in unserm Hause gesehen haben.

Nicol. Was wollen sie denn von mir? Sagen sie es nur.

Lud. O, ich verlange nichts, verstehen sie mich. Weder ich, noch meine Tochter, sind von der Art. Wenn man aber mit Jemanden umgeht, wenn man einer Person gut ist, und man hat es, und ist gutherzig, so sieht man immer zu, wie man es auf eine manierliche und gute Art an Tag giebt, und macht nicht so viele Aufschneiderey. Man sagt immer: Das und das habe ich, und giebt doch Niemanden etwas davon.

Nicol. Auf einer Seite haben sie Recht. Was ich aber nicht gethan habe, das will ich noch thun. (beschämt.)

Lud. Haben sie es übel genommen, mein lieber Nicoletto? Ich meyne es wie Mutter mit ihnen, verstehen sie mich. Und wissen sie warum? Weil ich gern wollte, daß Daniela sicher gienge und daß sie ihr gut wären.

Nicol. Ey, wenn ich ihr nicht gut wäre, so käme ich nicht her.

Lud. Ih, ja, ja, das geschieht manchmal, nur so zum Zeitvertreib.

Daniela. Wenn ich wüßte, daß er mich nicht lieb hätte, so spränge ich ins Wasser.

Nicol. O, ich habe sie so lieb!

Lud. Aber was ist denn ihre Absicht dabey? Erklären sie sich doch deutlich.

Nicol. Was soll ich ihnen denn mehr sagen? Wissen sie es denn nicht?

Daniela. Nun, hören sie nur, es liegt blos an ihnen. Ich bin gewiß nicht dawider.

Lud. Ey, es liegt weder an dir, noch an ihm, Mamsell. Man muß erst wissen, ob ich will.

Nicol. Warum wollen sie aber nicht?

Lud. Ich kann das lange Tändeln in meinem Hause nicht leiden. Ich habe meine Töchter so gut gehütet, als möglich gewesen ist. Ich habe ihrer schon drey verheirathet, mein guter Nicoleeto, und habe bey allen so gesagt: Entweder nein, oder raus!

Daniela. Ja, ja, sie mag es nun im Spaß' oder im Ernste sagen; wenn es aber ihr Ernst ist, so müssen wir dazu thun.

Nicol. (O, es zittern mir alle Glieder am Leibe!)

Lud. Von wem dependiren sie?

Nicol. Von Niemanden.

Daniela. Hat ihnen ihre Mutter nichts mehr zu befehlen?

Nicol. Bey Leibe nicht! Ich habe meine Kinderschuh zerrissen.

Daniela. Warum schieben sie es aber so lange auf?

Lud. Weil er dich nicht lieb hat.

Daniela. Wenn er mich nicht lieb haben will, so mag ers bleiben lassen. (aufgebracht.)

Lud. Wenn er nicht will, oder wenn er nicht kann, so darf er ein junges Mädchen auch nicht zum Besten haben.

Nicol. Der Henker! Ich habe ja nicht gesagt, daß ich sie nicht liebte.

Lud. Sie haben aber auch nicht gesagt, daß sie sie nehmen wollen.

Nicol. Ja, Madam, ich will sie nehmen.

Daniela. Ach, der brave Mensch! Er sagt ja, daß er mich nehmen will.

Lud. Versprechen sie das?

Nicol. Ja, ich verspreche es.

Daniela. Und ich, mein lieber Nicoletto, verspreche ihnen, daß ich sie haben will.

Nicol. Und ich sie.

Lud. Hören sie nur, erinnern sie sich ja, daß sie sich mit meiner Tochter versprochen haben, daß sie sich mit einem Mädchen verlobet haben, das zwar arm, aber dabey ehrlich ist, daß sie ihrentwegen drey bis vier Parthien ausgeschlagen hat, und daß sie der Himmel gewiß strafen wird, wenn sie ihr Wort nicht halten; glauben sie aber auch, daß man hier auf Recht und Billigkeit sieht, und daß ich gute Beschützer in der Stadt habe, vor denen sie gewiß erschrecken werden.

Daniela. Der Teufel! Wenn er so was thäte, ich risse ihm das Herz aus dem Leibe.

Nicol. Ach, geben sie mir einmal einen Stuhl. (zur Ludovica.)

Lud. Was fehlt ihnen denn? (Sie giebt ihm einen Stuhl, und Nicoletto setzt sich.)

Daniela. Wird ihnen schlimm?

Nicol. Nein, Mamsell. (Er wischt sich das Gesicht ab.)

Lud. Reuet es sie vielleicht?

Nicol. O, was sie da sagen!

Daniela. Ja, sehen sie nur, nun hilft nichts mehr darwider.
Lud. Wenn wollen sie ihr den Ring geben?
Nicol. Ehester Tage.
Daniela. Machen sie ja, daß er recht hübsch ist!
Lud. Und bringen sie die Sache bald zu Stande, und nehmen sie sie mit sich nach Hause.
Nicol. (Ach, ich armer Mensch! Was wird meine Mutter darzu sagen?)
Lud. Vergessen sie auch nicht, daß meine Tochter nichts hat, und daß sie sie vom Fuß auf kleiden müssen.
Nicol. O ja, ja, das wollen wir schon machen.
Daniela. Ich werde sehen, ob sie mich lieb haben.
Lud. Wenn sie was einzukaufen haben, so fragen sie mich erst um Rath, und geben sie mir das Geld. Sie sollen sehen, was ich ihnen ersparen will.
Nicol. Ja, Madam, ja doch, sie sollen alles machen.
Daniela. Wie wirds aber mit ihrer Mutter werden?
Nicol. O, das hat nichts zu bedeuten.
Daniela. Sollte sie nichts darzu sagen?
Nicol. Was soll sie denn darzu sagen?
Lud. Sie hat ihnen ja nichts mehr zu befehlen.
Nicol. Ja freylich!
Lud. Ich glaube, es pocht Jemand.
Daniela. Es kam mir auch so vor.
Lud. Geh hin, und sieh, wer es ist.
Nicol. Ach, meine liebe Mamsell, sehen sie ja zu, wer es ist. (furchtsam.)
Daniela. Vor wem fürchten sie sich denn, der es etwan seyn möchte?

Nicol. Das weis ich selber nicht; ich fürchte mich aber vor Niemanden.

Daniela. Wenn es ein Stöhrenfried seyn sollte, so schicke ich ihn wieder fort. (geht ab.)

Lud. Sehen sie, mein Sohn, in mein Haus kömmt Niemand.

Nicol. Kömmt Caspar Sallat nicht mehr?

Lud. O, den hat Daniela abgedankt. Ihnen zu Gefallen, sehen sie nur, hat sie ihn abgedankt. Ja, ja, er wollte sie durchaus haben; und sie würde auch gut mit ihm gefahren seyn. Aber, sie ist nun einmal für sie bestimmt gewesen; man kanns nicht anders auslegen.

Nicol. (Ich weis gar nicht, wo mir der Kopf steht.)

Daniela. Da bin ich wieder.

Lud. Wer ist es denn?

Daniela. Es ist die Wäscherin.

Lud. Was will denn die?

Daniela. Sie hat einen Korb. Sie wird wohl Wäsche bringen.

Lud. Ich habe ihr ja diese Woche nichts zu waschen gegeben. Hast du die Thür aufgezogen?

Daniela. Ja, liebe Mutter.

Nicol. Ich wollte nicht gern, daß sie mich sähe.

Lud. O, thun sie sich doch keinen Zwang an.

Daniela. Um alles in der Welt nicht.

Lud. He! Frau Erltin! (indem sie ruft.)

Nicol. Frau Erltin?

Lud. Ja; kennen sie sie?

Nicol. Ey freylich, es ist unsere Wäscherin auch.

Daniela. Nun, da sehe man nur an, das hat sie ihr Tage nicht gesagt.

Nicol. Sollte sie mich wohl verrathen?
Daniela. Bey wem denn? Vor wem fürchten sie sich denn?
Lud. Soll es etwan Niemand wissen? Immer herein, Frau Erltin.

Zweyter Auftritt.

Barbara und die Vorigen, hernach Lunardo.

Barb. Ihre Dienerin.
Nicol. (Ach, ich bin verlohren!)
Lud. Wer sind sie denn? (zur Barbara.)
Daniela. Was bringen sie hier? (zur Barbara.)
Barb. Was machst denn du hier, mein junger Herr? (zu Nicoletten.)
Nicol. Nichts. (zitternd.)
Lud. Antworten sie mir. Wer sind sie? (zur Barbara.)
Barb. Wenn sie wissen wollen, wer ich bin, so muß ich ihnen sagen, daß ich die Mutter von diesem Burschen da bin, Madam.
Lud. Ach, es ist deine Frau Schwiegermutter. (zur Daniela.)
Daniela. Ey, das ist mir ja in der That recht lieb.
Barb. Was wollen sie da mit der Schwiegermutter? Ich wundere mich, daß eine Mutter, die selbst Kinder hat, so dreiste seyn kann, einen jungen Menschen, auf eine solche Art, unglücklich zu machen.
Daniela. Was reden sie da, Madam?
Lud. Sprechen sie mit Bescheidenheit, wir sind rechtschaffene Leute.

Barb. Wenn sie rechschaffene Leute wären, so würden sie keine solche Streiche machen.

Daniela. Wer hat denn ihren Sohn hergebethen?

Lud. Wer hat ihm denn geheißen, daß er herkommen soll, meine arme Tochter zum Besten zu haben?

Barb. Frisch, Herr Taugenichts, Monsieur Thunichtgut, gleich fort aus diesem Hause.

Nicol. Ja, liebe Mutter, ich gehe gleich mit.

Daniela. Ja, liebe Mutter; was sagen sie da?

Lud. Ja, liebe Mutter; was sagen sie da?

Daniela. Fürchten sie sich, es ihr zu sagen, daß sie sich mit mir versprochen haben?

Lud. Schämen sie sich, ihr zu sagen, daß sie ihre Braut ist?

Barb. Ach, ich arme Frau! Braut? Versprochen? Verwünschtes Pack, Mörderinnen! Mörderinnen!

(zu den beyden Frauenzimmern.)

Lud. Stille! Stille!

Daniela. Was sagen sie da?

Lunardo. Sachte, sachte, ihr Leute. Werdet nicht närrisch.

Daniela. Sie bringet gar einen Renomisten mit?

Lud. Siehst du denn nicht, daß er auf keinem Fuße stehen kann?

Barb. Du unglücklicher, du unvernünftiger Bengel! Und du hast das Herz gehabt, dich und deine arme Mutter in ein solches Unglück zu stürzen? Dich zu versprechen? Ein Mädchen, das kein Hemde auf dem Leibe hat, zu nehmen? Womit willst du sie denn ernähren, Spitzbube? Du hast keine Einkünfte, keinen Dienst hast du auch nicht; bisher habe ich dich noch von meinem Bischen Eingebrach-

brachten erhalten, mit meiner und deiner armen Schwester Händearbeit ernährt; wir ließen es uns gefallen, selbst nackend zu gehen, um dir Kleider zu schaffen. Du weist, was ich alles für dich gethan habe. Ich schäme mich nicht, es zu sagen; ich habe, so zu reden, Almosen gefodert, um dich ehrlich zu erziehen und in die Schule zu schicken, weil du so ein redlicher Bursche zu seyn schienest, wie du, deiner Geburt nach, warest. Aber, wehe dir nun! In der Blüte deiner Jugend, gleich beym Anfange der besten Hoffnung, stürzest du dich so ins Unglück, bringst du dich so ins Elend? Ach, ihr Leute, verzeihet mir. Verzeihet mir, ihr bösen Leute, und denket doch auch an euch selbst. Das ist ein Bösewicht, er hat mich ins Elend gebracht, er wird euch auch hineinbringen. Sie heirathet einen Bettler. Sie wird die elendeste Frau von der Welt. Und ich arme Witwe, und ich arme Mutter, soll nach so vielen Kummer, nach so vielen Thränen, noch den Jammer erleben, mein eigen Fleisch und Blut in dem größten Elende zu sehen, und so zu sagen, daß das Bischen Brodt, das ich meinem eigenen Maule abgedarbet habe, einen Bösewicht, einen Verräther hat ernähren müssen!

(Sie weinen alle, eins nach dem andern; Nicoletto fängt an, dann folgt ihm Daniela, und Lunardo, alsdann Ludovica, nach.)

Nicol. (Verflucht sey doch der Tag, da ich hieher gegangen bin!)

Lunardo. Wenn ich Weibspersonen weinen sehe, kann ich mich der Thränen auch nicht enthalten.

Barb. Nicoletto. (zärtlich und seufzend.)

Nicol. Liebe Mutter. (beschämt.)
Barb. Sieh mich an.
Nicol. (Er fängt recht bitterlich an zu weinen.)
Barb. Du weinest? Wie, du weinest? Sind das Thränen eines Sohnes oder eines Crocodils?
Nicol. Ach, ich fühle es recht, wie mir das Herz im Leibe zerspringt.
Lud. Das Herz zerspringt ihnen, he? Cabalenmacher, Lügner; herzukommen, und so ein armes unschuldiges Mädchen zum Narren zu haben; und mich, arme Frau, die ich niemals dergleichen verliebte Possen in meinem Hause gelitten habe, mich hat er auf so eine listige Art hintergangen, daß ich gar nicht begreifen kann, wie er es muß gemacht haben, mich so zu hintergehen.
Barb. Meine liebe Madam, dem Uebel kann noch abgeholfen werden. Hat er ihre Tochter schon geheirathet?
Lud. Geheirathet hat er sie noch nicht, aber versprochen ist er mit ihr; sie hat auch seinetwegen verschiedene andere Parthien ausgeschlagen, die ihm alle bekannt sind; und wenn er sie nicht nimmt, so ist sie völlig unglücklich.
Daniela. Es ist nur jetzt die Rede, daß er ein Mädchen, wie ich bin, bey der Nase herumgeführt hat, und daß Jedermann sagen wird, sie ist in den und den verliebt, und sogar mit ihm versprochen gewesen, und da er sie nun nicht nimmt, so muß er doch seine gewissen Ursachen gehabt haben.
Barb. Haben sie denn aber nicht gewußt, in was für Umständen er ist?

Daniela. Darnach frage ich nichts. Und wenn ich unter der Treppe wohnen und trocken Brodt mit ihm essen sollte, so muß ich ihn haben.

Lud. Es betrifft hier unsere Ehre.

Lunardo. (Das arme Mädchen. Ich bedaure sie.)

Barb. Nun, aus unserm Discurs kann ich so viel abnehmen, daß sie desperate Leute sind. Mein Sohn hat sie nicht genommen, und er soll sie auch, beym Teufel noch einmal! nimmermehr nehmen.

Lud. Wenn ihm sein Leben lieb ist, so soll und muß er sie nehmen.

Barb. Nun, komm mit mir nach Hause. (zu Nicol.)

Nicol. Ja, liebe Mutter, ich gehe mit.

Daniela. Nicoletto, mein Kind, mein Schatz!

Nicol. Uh! (Er schlägt sich vor den Kopf.)

Barb. Esel, dummer Bengel! (Sie giebt ihm eins auf den Kopf.)

Nicol. Schlage sie mich, bringe sie mich um, sie hat Recht.

Lud. Das ist eine schöne Sache von einer Mutter! (zur Barbara.)

Barb. Schweige sie, versteht sie mich, schweige sie ja, und schone sie den Namen Mutter; und wenn ihr böses Herz die Schuldigkeit einer Mutter noch nicht kennet, so lerne sie es von mir. (zur Ludovica.) (Nun, komm fort mit mir.) (zu Nicoletten, indem sie ihn bey der Hand nimmt.)

Daniela. O, nun geht es nicht mehr an.

Lud. Auf so eine Art sollst du gewiß nicht aus dem Hause kommen. (zu Nicoletten, indem sie ihn bey der andern Hand nimmt, um ihn da zu behalten.)

Barb. Komm mit mir, und laß dich nichts irre machen. (Sie zerrt ihn.)

Lud. Und ich sage, du sollst da bleiben. (Sie zerrt ihn.)

Lunardo. Nun, meine liebe Madam, lassen sie ihn doch gehen. (zur Ludovica.)

Lud. Ich will nicht. (Sie zerrt ihn.)

Barb. Es ist mein Sohn. (Sie zerrt ihn.)

Lud. Er soll und muß meine Tochter nehmen. (Sie zerrt ihn.)

Barb. Den Teufel soll er nehmen und seine Großmutter, der sie holen soll. (Sie giebt Ludoviken einen Schub, die auf Lunarden torkelt, daß sie beyde zur Erde fallen; Daniela setzt sich auf den Stuhl; Barbara läuft eiligst davon und schleppt Nicoletten mit sich fort.)

Dritter Auftritt.

Lunardo, Ludovica und Daniela.

Lunardo. Ach, ich armer Mann! Helft mir doch. (Auf der Erde.)

Lud. Daniela, gieb mir die Hand.

Daniela. Ach, meine liebe Mutter, ich kann auf keinem Beine stehen.

Lud. Ach, ich arme Frau! (Sie steht auf.)

Lunardo. Wenn sie mir nicht helfen, so kann ich nicht aufstehen.

Lud. Nun, wunderliches Mädchen, komm her, und hilf dem ehrlichen Manne, er kann dir auch wieder einen Gefallen thun. Wenn es ein redlicher Mann ist, so kann er machen, daß dir Nicoletto sein Wort halten muß.

Daniela. Ach, ich bin zum Unglücke gebohren. (Sie helfen beyde Lunarden aufstehen.)

Lunardo.

Lunardo. Der Himmel wird ihnen das wieder vergelten, was sie an mir gethan haben. (Er setzt sich.)

Lud. Sage mir einmal, meine Tochter, bist du denn so sehr in den jungen Menschen verliebt? (sachte zu Danielen, indem sie sie auf die Seite zieht.)

Daniela. Ich kann eben nicht sagen, daß ich sehr in ihn verliebt wäre, aber gut bin ich ihm; und hernach überlege ich auch, daß immer ein Jahr nach dem andern vergeht, und wenn ich diese Gelegenheit aus den Händen lasse, so mag der Himmel wissen, wenn ich mich verheirathen werde.

Lunardo. (Konnte mir wohl etwas Aergeres begegnen?) Wenn der Schmerz nicht nachläßt, so kann ich nicht nach Hause gehen.

Lud. Höre nur, entweder er muß dich heirathen, oder sich mit dir abfinden.

Daniela. Wir wollen einen Proceß anfangen. Wenn er mich nicht nimmt, so soll er auch gewiß keine andere nehmen.

Lud. (Wir wollen doch hören, was der ehrliche Mann dazu sagt. Er scheint mir ein aufrichtiger Mann zu seyn.)

Daniela. (Es wird ein Verwandter von ihm seyn, er wird es wohl mit ihm halten.)

Lud. (Wir wollen hören; wir müssen nur ein Bischen freundlich gegen ihn thun. Man kann doch nicht wissen.) (Sie nähert sich Lunarden.)

Daniela. (O, das ist sehr empfindlich. In den Jahren seyn, sich gern verheirathen wollen, und doch nicht können!) (für sich, hernach nähert sie sich Lunarden.)

Lud. Haben sie sich Schaden gethan?
Lunardo. Ein wenig.
Daniela. Was haben sie denn an dem Beine?
Lunardo. Es hat sich ein Fluß daher gesetzt, und das schon vor zwey oder drey Jahren, aber dieß Jahr reißt michs am ärgsten. Ich habe zween Monate im Bette gelegen, daß ich mich nicht umwenden konnte. Seit zween bis drey Tagen aber befinde ich mich etwas besser; doch weis ich nicht, wie es nun werden wird, da ich den schweren Fall gethan habe.
Lud. Der gute Mann. Ist Nicoletto ein Verwandter von ihnen?
Lunardo. Nein, Madam. Er ist mein Pathe.
Lud. Was sagen sie zu dem Vorfalle?
Lunardo. Das arme Mädchen! Wahrhaftig sie thut mir leid.
Lud. Was meynen sie wohl? Mußte man einem Mädchen, wie sie ist, so mitspielen?
Lunardo. (Er setzt die Brille auf.) Soll ich ihnen sagen, daß das ein Leckerbischen ist, das einem Appetit macht?
Daniela. Sie belieben nur so zu sagen, ich verdiene dergleichen Lob nicht.
Lud. Und ich soll es leiden, daß das arme Kind, um eines lumpichten Sohnes und einer närrischen Mutter willen, ins Elend gerathe?
Lunardo. Nein, meine liebe Frau, der Himmel wird schon für sie sorgen. Wissen sie was, meine guten Leute, stehen sie doch nicht so; ich kann nicht aufstehen.
Daniela. Das thut nichts, bleiben sie immer sitzen.

Lud. Thut es sehr weh?
Lunardo. Jetzt nicht mehr so sehr; aber da ich fiel, wäre ich bald ohnmächtig geworden.
Daniela. Wollen sie ein Glas frisch Wasser?
Lud. Nein, ich dächte, ein Caffe wäre besser.
Lunardo. Wollten sie mir wohl einen Caffe machen?
Lud. Warum das nicht! Oder soll ich einen vom Caffehause holen lassen?
Lunardo. Sie werden mir einen Gefallen thun.
Lud. Gleich. Ich will ein kleines Mädchen rufen, das uns hier gleich gegen über wohnt, und die soll ihn holen.
Lunardo. Für sie auch eine Portion, verstehen sie mich.
Lud. Hörst du wohl, Daniela?
Lunardo. Daniela, was das für ein schöner Name ist!
Daniela. Für meine Parth danke ich. Ich mag keinen Caffe.
Lunardo. Was wollen sie denn?
Daniela. Gar nichts.
Lud. (Was das für eine dumme Miecke ist!)
Lunardo. Nun, mein schönes Kind, nur etwas. (zu Danielen.)
Lud. O ja, ja doch, für sie auch eine Portion. Mit ihrer Erlaubniß. (geht ab.)

Vierter Auftritt.

Lunardo und Daniela.

Daniela. (Ich weis nicht, was meine Mutter für einen Caffe nicht thäte.)

Lunardo.

Lunardo. Warum setzen sie sich aber nicht?
Daniela. Weil ich gern groß werden möchte.
Lunardo. Ey, ey, wenn sie noch ein Bischen größer wären, so könnte ich nicht einmal hinauf sehen. (Er setzt die Brille auf.) Mein gutes Kind, reichen sie mir doch ihre Hand ein wenig.
Daniela. Herzlich gern. (Sie hilft ihm)
Lunardo. Sie haben eine rechte schöne, qvatschlichte Hand.
Daniela. Ey, was sie da sagen!

Fünfter Auftritt.

Ludovica und die Vorigen.

Lud. Ich habe darnach geschickt. Recht so, meine Tochter, das freuet mich, daß du dich ein wenig niedergesetzt hast.
Daniela. Setze sie sich doch auch.
Lunardo. O, wenn sie was zu thun hat, so lassen sie sie nur gehen.
Lud. Ich will mich setzen, bis der Caffe kömmt. (Sie setzt sich.) Es thut mir leid, daß sie an so einem verdrießlichen Tage zu uns gekommen, da wir so in Unruhe sind; ein andermal hätten wir sie besser aufnehmen wollen.
Daniela. Ach, wenn sie wüßten! Ich bin auch so ärgerlich, daß ich es nicht genug sagen kann.
Lunardo. Hören sie nur, mein Kind, auf der einem Seite bedaure ich sie; aber auf der andern müssen sie auch wissen, daß es keine Sache für sie war. Was wollen sie denn mit einem armen Schelme machen, der nichts auf der Welt hat?

Lud. Wenn sie nur gehört hätten, was er für Aufschneidereyen gemacht hat.

Daniela. Er hat uns lauter Wind vorgeschwatzt, lauter Wind.

Lunardo. Die Jugend hat heut zu Tage lauter Eitelkeit im Kopfe. Ach, mein Kind, wenn sie mich in meiner Jugend gekannt hätten!

Lud. Sind sie verheirathet?

Lunardo. Nein, Madam.

Lud. Wahrhaftig, sie sind nicht verheirathet?

Lunardo. Ich sage es ihnen ja, nein.

Daniela. Warum haben sie sich denn nicht verheirathet?

Lunardo. Ich will es ihnen sagen, mein Töchterchen. So lange, als ich noch gesund war, brauchte ich mich nicht zu verheirathen. Nun aber, da ich in den Umständen bin, will mich keine haben.

Lud. O, höre nur, Daniela, es will ihn keine haben.

Daniela. Ey, das sagen sie nur aus Scherz.

Lunardo. Wer wird mich denn, bey meinen gegenwärtigen Umständen, nehmen?

Lud. Haben sie, außer dem Flusse, sonst noch was an sich?

Lunardo. Nein, dem Himmel sey Dank! sonst fehlt mir weiter nichts.

Lud. Wer besorgt denn ihre Wirthschaft bey ihnen zu Hause?

Lunardo. Ach, wenn sie das wüßten! Es meynt es Niemand mit mir gut! Ich bin in den Händen einer Magd und eines Bedienten, die mich bald rasend machen.

Lud. Hörst du, Daniela? Er hat eine Magd und einen Bedienten.

Daniela. Ey, man sieht es gleich, daß es ein Mann ist, der sein gutes Auskommen hat.

Lud. Der gute Herr! Gewiß, er brauchte eine Person, die seine Wirthschaft besorgte!

Lunardo. (Das ist eine verschlagene Hexe, die Alte!)

Lud. O, da ist der Caffe. Immer her —

Lunardo. Nein, nein, gehen sie nur hin, und lassen sie sich ihn geben; diese Leute müssen uns nicht sehen.

Lud. Ja, ja, sie haben Recht. (O, es ist ein wackerer Mann!) (Sie geht und kömmt mit dem Caffe wieder.)

Lunardo. Man muß sich ein Bischen vor den Leuten in Acht nehmen. (zur Daniela.)

Daniela. Ey, freylich.

Lud. Trinken sie gern viel Zucker? (indem sie das Nöthige ausleert.)

Lunardo. Versorgen sie sich nur.

Lud. Nein, mein Herr, sie müssen zuerst kriegen. Schenke du ein, Daniela, du kannst so hübsch damit umgehen. O, wenn sie wüßten, was das Mädchen für eine gute Hauswirthin ist!

Daniela. Ist es so genug? (Sie zeigt ihm den Zucker.)

Lunardo. Ja, ja, recht schön. (Sie schenckt drey Tassen ein, und sie sprechen unterdessen mit einander.)

Lud. Sagen sie doch, wie heißen sie denn?

Lunardo. Lunardo. Lunardo Vogelfang, ihnen zu dienen. Ich bin ein Mann, der in der Stadt bekannt ist, der von seinen Einkünften lebt, und der, dem Himmel seys gedankt, immer in dem Rufe eines ehrlichen Mannes gewesen ist, der Niemanden beleidiget, der allen Leuten, wo er nur kann, Gutes thut.

Daniela. Haben sie niemals ein Frauenzimmer geliebt?

Lunardo. Oeffentlich nicht.

Lud. Aber in Geheim?

Lunardo. Wo es angegangen ist.

Lud. Was für ein braver, was für ein angenehmer Mann!

Daniela. Sagen sie mir doch, mein werthester Herr Lunardo, warum sind sie aber heute mit hieher gegangen?

Lunardo. Meine Gevatterin hat mich, mit Gewalt, mit hergeschleppt.

Lud. Ihres Sohnes wegen, nicht wahr? —

Lunardo. Ja, ihres Sohnes wegen.

Daniela. Ey, die hat mir einen schönen Streich gespielt!

Lud. Stille, wir wollen nicht mehr davon reden. Du mußt es nun einmal vergessen. Er schickte sich nicht für dich. Der Himmel fügt alles zum Besten. Wenn du glücklich seyn sollst, so wirst du es doch seyn. Siehst du? Solche Leute wären für dich.

Daniela. O, so viel bin ich nicht werth!

Lunardo. (Das Mädchen hat so was Pathetisches an sich, das mir über die Maaßen gefällt.)

Lud. Soll ich die Tassen wieder zurückgeben?

Lunardo. Ja, wie sie wollen.

Lud. Soll ich den Burschen auch wieder fortschicken?

Lunardo. Ja, schicken sie ihn nur fort.

Lud. (Das wäre ein schöner Streich, wenn ich den Caffe auch bezahlen müßte!)

Lunardo. Ja, wahrhaftig, Mamsell Daniela —

Lud. Haben sie etwan kleine Münze? —
Lunardo. Ey, das habe ich in Tod hinein vergessen. Die Mamsell da hat mich so bezaubert, daß mir es ganz aus dem Gedächtnisse gekommen ist.
Lud. Es ist einmal so. Ich weis gar nicht, was sie an sich hat. Wer sie nur sieht, der wird von ihr bezaubert.
Lunardo. Da haben sie; ist es ein halber Gulden?
Lud. Ja, mein Herr. (Hast du gesehen, was er für Geld hat? Das ist was ganz anders, als mit dem dummen Jungen.) (sachte zur Daniela; dann trägt sie das Caffezeug wieder weg.)
Daniela. (O, wenn er mich nähme, ich wollte viel nach seinem Reissen fragen.)
Lunardo. (Ich will doch einen Versuch machen. Ich muß doch sehen, was das für eine Art Leute ist.)
Lud. Da bin ich wieder bey ihnen. (zu Lunarden, indem sie wiederkömmt.)
Lunardo. Madam — wie heißen sie denn?
Lud. Ludovica, ihnen zu dienen. (Sie setzt sich.)
Lunardo. Nun, Frau Ludovica, ich sehe, daß so wohl sie, als ihre Jungfer Tochter, viele Güte für mich haben; ich möchte ihnen wohl einen Vorschlag thun.
Lud. Sagen sie nur. Ich bin eine Frau, verstehen sie mich, die, wenn sie mich gleich nur da so sehen — Doch, genug, ich sage es nicht so —
Lunardo. Ich bin, wie ich ihnen schon gesagt habe, ganz allein in meinem Hause —
Lud. Höre doch auch zu, Daniela.
Daniela. O, ich höre ja wohl.

Lunardo. Ich habe Niemanden, auf den ich mich verlassen könnte, und in den Umständen, worinne ich bin, brauche ich anderer Leute Hülfe und Beystand —

Lud. O, dazu schickte sich Niemand besser, als meine Tochter. Würdest du es wohl über dich nehmen, Daniela?

Daniela. Warum das nicht? Da bin ich gleich!

Lunardo. Und sie könnten mir auch mit beystehen.
(zur Ludovica.)

Lud. Ich? Sehen sie nur, ich, so alt ich auch bin, ich würde nicht die geringste Schwierigkeit machen, die Sorge über mich zu nehmen, einem Hause vorzustehen.

Lunardo. Gut also, wenn sie alle Beyde zu mir ziehen wollen, so sollen sie keine Noth bey mir leiden; ich will gern hergeben, was man im Hause braucht; zu Kleidern will ich ihnen auch jährlich was aussetzen, und dann haben sie alles, was sie etwan nöthig haben.

Lud. Ja, ja, mein Herr, das Ding gefällt mir nicht übel.

Lunardo. Nun, und was meynen sie dazu, mein Töchterchen?

Daniela. Als was wollen sie mich denn zu sich nehmen, mein Herr?

Lunardo. Als Wirthschaftsvorsteherin.

Lud. Ja, meine Tochter, als Wirthschaftsvorsteherin.

Daniela. Es wundert mich, daß sie einem Mädchen so einen Antrag machen können. Ich bin zwar jung, aber doch nicht so einfältig, wie sie glauben.

Ehrliche Mädchen werden keine Wirthschaftsvorsteherinnen bey einer ledigen Mannsperson, bey einem Menschen, der in Geheim liebt. Es ist zwar wahr, daß meine Mutter auch dabey seyn würde; aber meine Mutter, sie mag mirs nicht übel nehmen, hat noch weniger Verstand, als ich. Leben sie wohl. (geht ab.)

Sechster Auftritt.

Lunardo und Ludovica.

Lunardo. (Die hat mir brav abgegeben.)

Lud. (Das unbesonnene Ding!) Sie scherzt, verstehen sie mich.

Lunardo. Nein, meine liebe Frau, sie scherzt nicht. Sie redt ernsthaft, und ich will auch ernsthaft reden. Aber sie, meine gute — helfen sie mir doch, daß ich aufstehen kann.

Lud. Da bin ich, was wollen sie weiter von mir?

Lunardo. Wir wollen hin zu ihrer Tochter gehen, ich habe noch was mit ihr zu sprechen.

Lud. Ja, mein Herr, wir wollen zu ihr gehen.

Lunardo. (Ich habe gemerkt, daß es ein Mädchen ist, das Verstand hat.)

Lud. Sollen wir noch zu ihnen ziehen?

Lunardo. Die Tochter wohl, aber sie nicht. (Er geht hinkend ab.)

Lud. Der alte Ehekrüppel! Ich will auch essen. (geht ab.)

Sieben=

Siebenter Auftritt.

Ein Zimmer in der Barbara Hause.

Giacomina und Margaretha.

Giac. Ach, meine gute Margaretha, schwatzt mir nichts mehr von meinem Bruder vor. Es ärgert mich nur, daß meine Mutter noch nicht wiederkömmt.

Marg. Es ist ein Bischen weit, verstehen sie wohl, wo sie hingegangen ist.

Giac. Ey, sie ist auch schon ziemlich lange weg.

Marg. Sie ist ins enge Gäßchen gegangen.

Giac. Ich weis gar nicht, wo sie bleibt.

Marg. Und hernach kann man ja auch nicht wissen, was sonst noch vorgefallen ist.

Giac. Nun, macht mir nur das Herz nicht noch schwerer.

Marg. Ja, wenn sie wüßten, was das für Weibspersonen dort sind!

Giac. Ich mag es aber nicht wissen.

Marg. Sie werden eine rechte schöne Schwägerin kriegen! (verächtlich.)

Giac. Ich hoffe, daß ich sie nicht kriegen werde.

Marg. Könnte sich der junge Mensch wohl in ein größeres Unglück stürzen?

Giac. Meine Mutter wird dem Dinge schon abhelfen.

Marg. Ach, sie glaubt ihrem Sohne gar zu viel.

Giac. Er hat ja eben sonst keine großen Ausschweifungen begangen.

Marg. Sie ist ihm gar zu gut.

Giac. Es ist ihr Sohn.
Marg. Es ist ein lüderlicher Mensch.
Giac. Hört, ich sage es euch, schimpft mir meinen Bruder nicht, sonst sage ichs der Mutter, und mache, daß sie euch aus dem Hause jagt.
Marg. Ja, gleich reden sie vom Fortjagen. Um alle Kleinigkeiten willen, gleich, fort, aus dem Hause. Glauben sie denn, daß ich deswegen auf der Gasse werde liegen bleiben? Meynen sie denn, daß es mir an Herrschaften fehlen wird? Weswegen bleibe ich denn hier? Es geschieht blos aus Liebe. Aber niemals mache ich was recht; man ist gar nicht erkenntlich gegen mich. Alle schelten mich aus, alle begegnen mir übel, und auch der junge, einfältige Mensch hat zu mir gesagt: Hol dich der —
Giac. Er hat euch das gesagt?
Marg. Ja, Mamsell, das hat er mir gesagt. Aber ich frage nicht viel nach ihm; es wundert mich nur über sie, da sie doch wissen, daß ich ihnen so gut bin, daß ich selbst nicht weis, was ich alles für sie thäte; und nur, da ich das Wort gesagt habe, gleich fahren sie mich an und drohen mir noch dazu, daß ich aus dem Hause gejagt werden soll. (weinend.)
Giac. Nicht doch, Margaretha, ihr seyd ja meine gute Margaretha, es fuhr mir nur so in der Bosheit heraus. (weinend.)
Marg. Ja, ja, ich sehe es schon, daß sie mir nicht mehr gut sind. (wie oben.)
Giac. Nun, stille doch, mache mich doch nicht auch zu weinen. (wie oben.)

Marg. Ich bin ihre liebe Margaretha gar nicht mehr. (wie oben.)

Giac. Ja doch, ja, ihr seyds ja noch. Kommt her. (Sie küssen sich und wischen sich die Thränen ab.)

Marg. Es wird angeklopft.

Giac. Ach, wenns doch meine Mutter wäre!

Marg. Ey freylich, wenn es doch ihre Mutter wäre! Sie werden wohl noch ein Weilchen warten müssen, ehe sie kömmt! Wer weis, was ihr für Teufeleyen begegnet sind! Wer weis, ob sie nicht gar ins Handgemenge mit ihnen gekommen! Ich vermuthe, ein großes Unglück zu erfahren. (Sie redt, indem sie geht, doch so, daß es Giacomina verstehen kann, und geht ab.)

Achter Auftritt.

Giacomina, hernach Margaretha, alsdann Agnese.

Giac. Es ist doch ein gutes Mädchen! Aber sie muß sich in alles mit mischen, in alles. Ich sehe es wohl, daß sie aus gutem Herzen spricht, und daß sie es gut meynt; aber sie bedenkt nicht, daß sie mir damit Angst macht.

Marg. Es ist Frau Agnese.

Giac. Sie kömmt heute noch einmal her?

Marg. Es muß was recht Nothwendiges seyn.

Giac. Es thut mir nur leid, daß meine Mutter nicht da ist.

Marg. Ey, wer weis, wenn die kömmt?

Giac. Sagt der Frau Agnesen ja nichts davon, versteht ihr mich.

Marg. Nein, nein, ich sage ihr kein Wort.
Agnese. Ihre Dienerin, Jungfer Giacomina.
Giac. Ihre Dienerin.
Agnese. Wo ist denn die Frau Barbara?
Marg. Sie ist nicht zu Hause, sehen sie.
Agnese. Wo ist sie denn hingegangen?
Giac. Sie hatte was zu verrichten, und zwar ein Bischen weit von hier.
Agnese. Wird sie bald wieder nach Hause kommen?
Giac. Ich glaube ja.
Marg. Denken sie nur, sie hat noch nicht einmal zu Mittage gegessen.
Giac. (War denn das auch nöthig, daß sie ihr sagen mußte, daß sie noch nicht gegessen hätte?)
Agnese. Sie hat noch nicht zu Mittage gegessen? Sie muß sehr nothwendige Verrichtungen haben.
Marg. Ey freylich ist es eine nothwendige Verrichtung!
Giac. (Sie hustet, Margarethen ein Zeichen dadurch zu geben.)
Marg. (Sie antwortet Giacominen durch Husten.)
Agnese. Ist Monsieur Nicoletto zu Hause? (zu Giacominen.)
Marg. Nein, Madam. (Sie antwortet Agnesen geschwind.)
Agnese. Wo ist er denn?
Giac. Bey der Mutter. (Sie antwortet Agnesen geschwind.)
Agnese. Nun, das gefällt mir! Wenn ich mit der einen spreche, so antwortet mir die andere.
Giac. Meine liebe Margaretha, erweist mir einmal einen Gefallen, und thut mir ein Paar Stiche an meiner Schürze. (zu Margarethen.)

Marg.

Marg. (Ich verstehe es schon, sie will haben, daß ich weggehen soll, damit ich nichts ausplaudere. Es ist auch in der That besser, daß ich weggehe; denn wenn ich da bleibe, so kann ich das Maul doch nicht halten.) (geht ab.)

Neunter Auftritt.

Giacomina und Agnese.

Agnese. Ich sähe gern, wenn sie nach Hause kämen.
Giac. Haben sie meiner Mutter was zu sagen?
Agnese. Ja, Mamsell.
Giac. Darf ich es nicht auch wissen?
Agnese. O, sie soll es auch erfahren. Ich muß nur ablegen. (Sie legt ihre Florkappe weg.)
Giac. Ja, ja, legen sie immer ab. (Sie hilft ihr.)
Agnese. Mamsell Giacomina, ich glaube, daß ich sie zur Braut gemacht habe.
Giac. Mich?
Agnese. Just sie.
Giac. Ah, gehen sie doch.
Agnese. Ja, es ist in der That wahr.
Giac. Ih mit wem denn, meine liebe Madam?
Agnese. Mit dem Herrn Rocco.
Giac. Mit dem Herrn Rocco?
Agnese. Ist sie es wohl zufrieden?
Giac. Wenn es meine Mutter zufrieden ist, und wenn ich wüßte, daß ich gut ankäme, so wäre ich es auch zufrieden.
Agnese. So ist es recht; sie denkt als eine vernünftige Tochter einer guten Mutter.
Giac. (O, wenn sie nur einmal käme!)

Agneſe. Und Monſieur Nicoletto iſt alſo mit ihr weggegangen?

Giac. Ja, Madam.

Agneſe. Der gute Menſch! Es iſt ein rechter ehrlicher Kerl! Ich habe was an ihm bewundern müſſen: Da er mich nach Hauſe begleitete, ſo gieng er mit mir bis an die Thür, und aus Furcht, daß ihn ſeine Mutter ausſchelten möchte, lief er gleich wieder fort, und wartete nicht einmal ſo lange, bis man mir die Thür aufgemacht hatte.

Giac. (Der Himmel gebe nur, daß man nichts Böſes von ihm erfährt.)

Agneſe. Kam er denn gleich wieder nach Hauſe?

Giac. Das weis ich nicht, ſehen ſie nur, ich ſaß bey meiner Arbeit. (Es thut mir leid, wenn ich lügen ſoll, gar zu leid.)

Zehenter Auftritt.

Margaretha und die Vorigen.

Marg. Ihre Frau Mutter iſt da. (zu Giacominen.)

Giac. So? Nun, das iſt mir recht lieb!

Agneſe. Und Monſieur Nicoletto?

Marg. Er auch. Er ſieht ganz blaß aus, der arme Schelm, wenn ſie ihn ſehen werden.

Agneſe. Das macht, weil der arme Schelm zu Mittage nicht gegeſſen hat.

Marg. Ja, ja, Madam, blos deswegen, weil er zu Mittage nicht gegeſſen hat. (ſpöttiſch.)

Giac. Nun, geht nur zu ihnen. Sehet nach, ob die Mutter nichts braucht.

Marg. Ja, ja, ſorgen ſie nur nicht dafür, ich gehe gleich. (geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Agnese und Giacomina, hernach Barbara.

Giac. (Es ist eine grausame Plaudertasche!)
Agnese. Sie wird recht erstaunen, wenn sie mich hier sehen wird.
Giac. Gewiß.
Agnese. Aber Monsieur Nicoletto?
Giac. Der auch.
Barb. O, ist sie da, Frau Agnese?
Agnese. Ja, ich muß ihr schon wieder beschwerlich fallen.
Giac. Willkommen, liebe Mutter. (Sie küßt ihr die Hand.)
Barb. Gott grüße dich, meine Tochter. (Es entfallen ihr einige Thränen, die sie sich abwischt.)
Agnese. Was fehlt ihr, Frau Barbara?
Barb. Nichts, Frau Agnese, der Wind wehet einem so in die Augen, wenn man auf der Gasse gehet.
Agnese. Wo ist denn Monsieur Nicoletto?
Barb. Er ist draussen, und ziehet sich wieder aus. (betrübt.)
Agnese. Und das sagen sie mir so auf eine wunderliche Art?
Barb. Ich habe zu Mittage noch nicht gegessen, versteht sie mich; ich bin so matt, daß ich kaum stehen kann.
Agnese. Der vielen Geschäfte wegen, nicht wahr?
Barb. Ja, meiner Geschäfte wegen.
Agnese. Ich will ihr nicht länger beschwerlich seyn, wenn sie zu Tische gehen will, und sie thut auch recht daran. Ich habe nur ein Paar Worte

mit ihr zu reden, hernach will ich gleich wieder fortgehen.

Barb. Geh weg, Giacomina.

Agnese. Nein, nein, sie kann immer da bleiben; ich habe ihr schon etwas davon gesagt.

Barb. Nein, meine Tochter, geh du nur hinaus.

Giac. Gleich, liebe Mutter. (geht ab.)

Zwölfter Auftritt.

Agnese und Barbara.

Agnese. Frau Barbara, ich habe mit dem Herrn Rocco gesprochen, und ich glaube, daß aus dem Spaße Ernst werden wird. Ich bin völlig überzeugt, daß der Mann in guten Umständen ist.

Barb. Ach, meine liebe —

Agnese. Lasse sie mich nur ausreden. Er hat sein Gewölbe von einem Oheim geerbt und noch sechs Tausend Thaler baar Geld dazu; und jetzt hat er es noch vermehrt. Weis sie, was das heißt, vermehren?

Barb. Ich verstehe es wohl, aber glaube sie mir nur —

Agnese. Lasse sie mich doch ausreden. Er hat es noch einmal so stark vermehrt, und vielleicht noch mehr. Daher glaube ich, daß ihre Tochter recht gut fahren würde, wenn —

Barb. Frau Agnese —

Agnese. Ih, so höre sie doch nur. Wenn sie ihr nun wenigstens Tausend Thaler baar Geld, und vier Hundert Thaler zu Kleidern mitgeben könnte? Es blieben ihr doch immer noch, von den zwey Tausend Thalern, sechs Hundert übrig.

Barb. Ist sie nun fertig?

Agnese. Ich weis schon, was sie mir sagen will. Sie will so viel sagen, daß, wenn ihr Sohn nicht erst versorgt ist, so kann sie auch noch nichts in der Sache thun. Nun, meine liebe Barbara, nur noch ein Paar Worte, dann bin ich fertig. Komme sie her, gebe sie mir ein Mäulgen. Sie weis, was ich für Liebe zu ihr habe. Ich weis, wie sie ihre Kinder erzogen hat; ich weis auch, was ihr Sohn für ein Mensch ist. Ich will ihr jetzt mein Herz entdecken; er gefällt mir, ich bin ihm gut, und wenn sie es zufrieden wäre —

Barb. Ach, Frau Agnese, Frau Agnese. Halte sie mich, ich falle übern Haufen, ich halte es nicht aus.

Agnese. Aber denke sie nur auch, Frau Barbara, so lange nüchtern zu bleiben; sie muß durchaus in Ohnmacht fallen.

Barb. Nein, meine liebe Frau, es ist keine Ohnmacht. Es ist Herzensangst.

Agnese. Was hat es denn gegeben? Was ist ihr denn wiederfahren?

Barb. Ach, lasse sie mich nur erst ein Bischen wieder zu mir kommen, hernach will ichs ihr schon sagen.

Agnese. Will sie ein wenig Melissenspiritus?

Barb. Ja, lasse sie mich einmal daran riechen.

Agnese. Da hat sie ihn. Er muß gut seyn; denn in dem Gewölbe, wo ich ihn kaufe, hat man lauter gute Sachen. (Sie giebt ihr das Fläschgen.)

Barb. (Sie riecht daran.) Da ist er wieder. Ich bedanke mich. (Sie giebt ihr das Fläschgen zurück.) Frau Agnese, nun sehe ichs erst recht, daß sie

meine

meine gute Freundin ist, und wofür ich ihr auch so viel Dank schuldig bin, daß ich es ihr, Zeit meines Lebens, nicht wieder werde vergelten können.

Agnese. Nun, meine liebe Frau Barbara, was meynt sie denn also dazu?

Barb. Ich darf ihre Freundschaft nicht misbrauchen, weil ich eine ehrliche Frau bin, sondern es ist meine Schuldigkeit, mit ihr mit gehöriger Aufrichtigkeit und Redlichkeit zu sprechen. Sie erbietet sich, meinen Sohn zu heirathen, und das sollte auch für mich die größte Freude seyn, die ich auf der Welt nur haben könnte. Mein Sohn könnte kein größeres Glück verlangen. Das ist eben die Sache, die ich so sehr bey mir gewünscht habe, daß ich mich so gar bemühet habe, sie durch List zu Stande zu bringen, und vielleicht will mich der Himmel, wegen der allzugroßen Liebe, die ich zu meinem Sohne habe, und wegen der Kunstgriffe, die ich zu dieser Absicht gebraucht habe, strafen. Ich muß ihr also nur die Wahrheit gestehen; ich will sie nicht hintergehen, und kann unmöglich falsch gegen sie seyn. Mein Sohn, der mir, als seiner Mutter, beständig gehorsam gewesen, der allen Umgang, alle böse Gelegenheit vermieden hat, ist endlich ins Unglück gerathen, und zu einem Mädchen geführt worden; diese hat ihn bezaubert, sie hat ihn so weit zum Besten gehabt, daß er sich sogar mit ihr versprochen hat. Ich bin hingegangen, und habe ihn auf frischer That ertapt, wobey ich fast selbst hätte können unglücklich seyn; ich habe ihn da angetroffen, weggeführt, ausgescholten, und alles gethan, was ich nur habe

thun

thun können. Er weinte die bittersten Thränen; er fiel vor mir auf die Knie, er bat mich so sehr um Vergebung, daß er endlich sagte: Ich will es Zeitlebens nicht mehr thun, und schwur dazu. Nun weis ich nicht, ob es Liebe oder die genaue Kenntniß ist, die ich von seinem Herzen habe, die mich verblendet hat. Es ist mir, als wenn ich ihm nun völlig trauen könnte. Aber deswegen will ich noch nicht zur Frau Agnese sagen: Da hat sie ihn. Ich bin auch versichert, daß er nichts Böses mit dem Mädchen vorgenommen hat. Ich weis gewiß, daß er sie nicht mehr besuchen, daß er sie ganz und gar vergessen wird. Aber Frau Agnese mußte das wissen; ich mußte ihr das sagen, damit sie mir nicht einmal mit der Zeit vorwerfen darf: Sie wußte es doch, und hat es vor mir geheim gehalten. Nun gut. Es komme, wie der Himmel will. Wenn ich Kummer ausstehen soll, so will ich ihn geduldig ausstehen; ich will leiden, meine Tochter mag leiden, wir wollen beyde leiden, und der arme unglückliche Schelm, mein Sohn, mag immer, weil er von einem bösen Buben verführt worden, und eines jugendlichen Fehlers wegen, um sein zeitliches Glück gekommen ist, sein Lebetage im Elende zubringen. (Sie wischt sich die Thränen ab.)

Agnese. (Nachdem sie eine Zeitlang geschwiegen und sich die Thränen auch abgewischt hat.) Sie sagte ja aber, daß er es so sehr bereuet hätte?

Barb. Ach, freylich hat er es bereuet. Wenn sie ihn sehen sollte, er würde sie wirklich und wahrhaftig zum Mitleiden bewegen.

Agneſe. Ich muß ihr nur ſo viel ſagen, Frau Barbara: Erſtlich und vor allen Dingen danke ich ihr recht ſehr für die Liebe, die ſie zu mir hat, und daß ſie mir dieſe Sache auch hat wollen bekannt machen. Eine Frau, wie ſie iſt, konnte hierbey nicht anders handeln. Nun muß ich ihr das noch ſagen: Ich bin auch eine Witwe, und weis, wie es in der Welt zu gehen pflegt, und daß es wenig junge Leute heut zu Tage giebt, die nicht einige Jugendſtreiche begehen ſollten; daß man aber auch im Sprichworte zu ſagen pflegt: Wer in der Jugend nicht ausraſt, der thut es im Alter. Bey allen dem macht auch eine Schwalbe keinen Sommer. Wenn ſie mir nur gewiß verſprechen kann, daß er mit dem Mädchen nichts Böſes vorgenommen, daß er ſie gänzlich verlaſſen und es im Ernſte bereuet hat, ſo verzeihe ſie ihm, und ich will es ihm auch verzeihen.

Barb. Ach, liebe Frau Agneſe, auf dieſe Art giebt ſie einer armen Mutter das Leben wieder, und rettet eine Familie, die ſchon völlig im Unglücke lag. Ich weis nicht, was ich ſagen ſoll. Glaube ſie aber nur, daß der Himmel alle das Gute, das ſie ihr erzeigt, vielfältig vergelten wird.

Agneſe. Nun, ſo rufe ſie nur Monſieur Nicoletten.

Barb. Ach meine liebe Frau Agneſe, er iſt gar zu ſchüchtern geworden; und wenn ich ihn gleich rufe, ja wenn er auch herkömmt, und mich ſieht, ſo wird er doch nichts weiter thun, als weinen, und wir werden kein Wort aus ihm bringen. Ich will lieber ſelber hingehen und ihn hieher zu ihr ſchicken.

Dann

Dann lasse sie sich alles von ihm selber erzählen, sehe sie zu, ob sie etwan meynt, daß man ihm trauen dürfe; dann will ich den Ausspruch thun, ob er ihrer Liebe und Gewogenheit werth ist, oder nicht. Könnte ichs wohl besser machen?

Agnese. Nein, so ist es gut; lasse sie ihn nur herkommen.

Barb. Höre sie nur, ich muß ihr noch was sagen, damit es ihr hernach nicht fremde vorkömmt. Wie gesagt, es hat ihr dieser leichtsinnige Schelm unter andern auch, ohne Nachsinnen, und ohne zu wissen, was es auf sich hat, zu dem Mädchen gesagt: Ich will sie nehmen; und die beyden Weibesleute dort sagen auch, daß er sich mit ihr versprochen hätte. Aber überlege sie nur selber, was das für ein Verlöbniß seyn kann. Sie haben nichts schriftliches und auch keine Zeugen dabey gehabt; es gilt gar nicht, versteht sie mich.

Agnese. Das ist wohl wahr; aber sie werden uns bey allen dem, den Kopf noch brav warm machen.

Barb. O, was das anbetrifft, so sind sie von denjenigen, die gleich nachgeben, so bald man ihnen nur seine Meynung recht deutlich sagt.

Agnese. Nun, nun, man muß Geduld haben, und das Ding abwarten.

Barb. Will sie denn etwan gleich dazu schreiten?

Agnese. Ja, vielleicht.

Barb. Ach, meine gute Frau Agnese!

Dreyzehenter Auftritt.

Margaretha und die Vorigen.

Marg. Herr Rocco, der Kaufmann ist da.

Agnese. O, dießmal wird er uns nicht zur Last seyn. Weis sie was, mache sie es so, Frau Barbara: Gehe sie hinaus zu dem Herrn Rocco. Höre sie, was er sagt; denn mir hat er gesagt, daß er um ihre Tochter anhalten wollte. Richte sie sich darnach, und mache sie es, wie sie denkt.

Barb. Ganz gut, meine liebe Frau Agnese, sie hat Recht. Ich will ihr gleich auch meinen Sohn herschicken. Ich empfehle ihr ihn, meine beste Frau Agnese.

Agnese. Lasse sie es nur gut seyn, er ist schon empfohlen genug.

Barb. Nun, nun, ich verlasse mich drauf. (Der Henker! Sie ist ganz in ihn vernarrt. Ach, das ist ein großes Glück für uns!) (geht ab.)

Vierzehenter Auftritt.

Agnese und Margaretha.

Marg. Haben sie es nun erfahren?

Agnese. Ja, ja, ich habe es erfahren.

Marg. Nun, was sagen sie dazu?

Agnese. Ja, was soll ich dazu sagen?

Marg. Wer hätte sich denn das wohl, in seinem Leben, eingebildt?

Agnese. Man muß sich auf der Welt über nichts mehr wundern.

Marg. Was meynen sie von der Kleinigkeit da? (Sie zeigt das Stilet, das Nicoletto bey sich trug.)

Agnese.

Agneſe. Was iſt denn dieß für ein Stilet?
Marg. Seine Mutter hat es ihm aus dem Schubſacke genommen.
Agneſe. Nicoletten?
Marg. Ja, Monſieur Nicoletten. O, da kömmt er ja, da kömmt er ja. (geht ab.)

Funfzehenter Auftritt.

Agneſe, hernach Nicoletto.

Agneſe. Ich weis nicht, was ich machen ſoll, da ich ſo viel wunderliches Zeug höre. Ich bin ihm zwar gut, und bin ihm auch ſchon lange gut geweſen; ich wollte aber doch nicht, daß ich es einmal bereuen dürfte. Ich muß nur hören, was er vorbringen wird.
Nicol. Gehorſamer Diener, Frau Agneſe. (beſchämt.)
Agneſe. Dienerin.
Nicol. Was befehlen ſie?
Agneſe. Ich wollte ihm mein Compliment machen. (ernſthaft.)
Nicol. Nein, nein, anſtatt mir ein Compliment zu machen, mich brav auszuſchelten.
Agneſe. Warum ſollte ich ihn denn ausſchelten? Er iſt ja ſo ordentlich. (ſpöttiſch.)
Nicol. Ja, ja, ordentlich! Ach, meine liebe Madam, machen ſie ja nicht, daß ich weinen muß; ich habe ſchon ſo viel geweint, daß ich bald nicht mehr aus den Augen ſehen kann.
Agneſe. Aber hat er es in der That auch bereuet?

Nicol. Ach, lieber Himmel! Wenn ich an meine Mutter denke, wie sie mich dort in dem Hause aufsuchte, so überfällt mich ein eiskalter Schauer.

Agnese. Thut es ihm leid, daß er das Mädchen verlassen soll?

Nicol. Ganz und gar nicht, sehen sie nur; wenn ich an den dummen Streich gedenke, den ich machen wollte, so ist mir es jetzt, als wenn ich im Himmel wäre.

Angese. Aber er war ihr doch gut.

Nicol. Ih ja! Ich wollte mir gern einen Zeitvertreib machen. Ich gieng bisweilen ein Stündchen hin, und machte ihr was weiß.

Agnese. Warum mußte er sich aber mit ihr versprechen?

Nicol. Ja, das weis ich selber nicht.

Agnese. Bedenke er nur, ein junger Mensch, wie er ist, mußte sich so ins Unglück stürzen. Wenn er sich ja verheirathen wollte, warum konnte er denn das nicht auf eine geziemende Art, und mit Genehmhaltung seiner Mutter thun?

Nicol. Ach, reden sie mir nur nichts mehr vom Heirathen vor; ich verheirathe mich nicht, und wenn man mich an Ketten legte.

Agnese. Er will sich nicht verheirathen?

Nicol. Nein, Madam.

Agnese. Also geschieht es vielleicht deswegen, um jener sein Wort zu halten?

Nicol. O der Henker! Wenn ich sie sehe, so thue ich einen Sprung drey Meilen weit von ihr.

Agnese. Wie ist er ihr denn so gram geworden?

Nicol. Ja, wenn sie gehört hätten, was meine Mutter alles gesagt hat!

Agnese. (Da sieht man, was ein Auspuzer zu rechter Zeit für Wirkung thun kann.) Also will er sich nicht verheirathen?

Nicol. Nein, Madam, sage ich ihnen.

Agnese. Warum aber nicht?

Nicol. Weil ich an das denke, was mir meine Mutter gesagt hat, daß ich nämlich ein armer Schelm wäre, der nicht das Mindeste von der Welt hätte, der sich selbst nicht ernähren könnte, geschweige denn eine Frau.

Agnese. Wenn er nun aber eine Frau kriegen könnte, die ihn ernährete?

Nicol. Giebt es denn auch Weiber, die ihre Männer ernähren?

Agnese. O ja, es giebt ihrer; sie thun es aber auf verschiedene Art. Sage er mir doch, hat ihm seine Mutter nichts gesagt?

Nicol. Wovon denn?

Agnese. Daß sie ihn verheirathen will.

Nicol. Ach, meine liebe Madam, plagen sie mich nicht mehr, ich bin so schon geplagt genug.

Agnese. Hat sie ihm von mir nichts gesagt?

Nicol. Von ihnen? Nicht ein Wort.

Agnese. (So schickt es sich auch nicht, daß ich es ihm sage.)

Nicol. Ich will ihnen wohl was Wichtigers sagen.

Agneſe. Nun, was denn?
Nicol. Daß wir noch nicht zu Mittage gegeſſen haben.
Agneſe. Will er mit zu mir kommen und dort bey mir eſſen?
Nicol. Wenn es meine Mutter zufrieden wäre.
Agneſe. Geht er auch gern mit zu mir?
Nicol. Herzlich gern.
Agneſe. Wollte er wohl bey mir bleiben?
Nicol. Wenn es meine Mutter zugäbe.
Agneſe. Aber verheirathen will er ſich doch nicht, nicht wahr?
Nicol. Ey, das kömmt mir gar nicht mehr in Sinn.
Agneſe. (Nun wirds ſchöne werden!)
Nicol. Aber was reden ſie mir denn immer von Heirathen da vor?
Agneſe. Ich thue es deswegen, weil ich ihm, wenn er es noch Willens wäre, eine Gelegenheit vorſchlagen könnte.
Nicol. Ich ſage ihnen aber, daß ich gar nichts mehr davon hören will. (Sie thut es blos, mich aufzuziehen.)
Agneſe. (Ich bin übel dran, wenn es ſo iſt. O da kömmt ja Frau Barbara; wenn ſie ſich nicht drein menget, ſo wird nichts aus der Sache.)

Sechsze-

Sechszehenter Auftritt.

Barbara, Rocco, Giacomina und die Vorigen, hernach Margaretha.

Barb. Da sind wir, Frau Agnese.

Rocco. Da sind wir, sehen sie nur. Den und den dieses Monats, das und das, und damit ist die Sache vorbey. (scherzhaft.)

Agnese. Wirklich? Recht so, Mamsell Giacomina, das freuet mich.

Giac. Ich danke schön.

Barb. Und bey ihr, wie geht es denn da?

Agnese. Ziemlich schlecht.

Barb. Wie so? Schlecht?

Agnese. Höre sie nur. (Er sagt, daß er sich durchaus nicht verheirathen will.) (sachte zur Barbara.)

Barb. (Sie muß es ihm nicht übel nehmen. Er ist noch zu furchtsam. Er scheuet sich vor mir. Jetzt wollen wir ihn gleich wieder aufmuntern.) Nicoletto.

Nicol. Liebe Mutter. (furchtsam.)

Barb. Siehst du? Herr Rocco ist deiner Schwester Bräutigam.

Nicol. Meine Schwester will sich also verheirathen?

Barb. Hörst du denn nicht, was ich dir sage?

Nicol. (Es verheirathet sich alles, und ich soll mich nicht verheirathen.)

Rocco. Herr Schwager, geben sie mir einen Kuß.

Nicol. (Mein lieber Herr Rocco, nehmen sie es doch ja nicht übel wegen der Schnupftücher.)

Rocco. (Ey, jetzt geht alles gerade mit einander auf.)
Barb. Komm her, Nicoletto.
Nicol. Was befiehlt sie denn?
Barb. Möchtest du dich wohl auch gern verheirathen?
Nicol. Ich, liebe Mutter? Nein, sehe sie nur. (furchtsam.)
Barb. Wenn ich dir aber eine Braut zuwiese, würdest du sie wohl nehmen?
Nicol. Ja, die nähme ich!
Barb. Wenn ich dir nun Frau Agnesen gäbe?
Nicol. Ja, Frau Agnesen! (indem er sich schämt.)
Agnese. Mich wollte er also nicht nehmen?
Nicol. O ja, sie nähme ich gleich. (sachte zu Agnesen.)
Agnese. Höre sie, er hat ja gesagt, er will mich nehmen. (lachend zur Barbara.)
Nicol. O, gleich sagen sie es auch wieder.
Barb. Nun, komm her, komm her, mein Sohn. Es soll alles vergessen seyn. Frau Agnese hat mich und dich lieb, und wenn du es zufrieden bist, so gebe ich dir sie zur Braut.
Nicol. Ach, meine allerliebste Braut! (Er springet zu ihr und umarmet sie.)
Barb. Lauter Unschuld, sehe sie nur, lauter Unschuld! (zu Agnesen.)
Agnese. Aber ich dachte, er hätte sich nicht verheirathen wollen? (zu Nicoletten.)
Nicol. Ja, davon wußte ich ja nichts, nicht das Geringste.
Agnese. Aber nun ist er es doch zufrieden?
Nicol. Ich? O ja. Aber wenn denn? —

Agnese. Ha! So bald, als möglich.
Barb. Lasse sie mich nur machen, Frau Agnese, ich will schon zusehen —
Agnese. Und vergesse er aber auch nicht, daß man keine Stilete bey sich führen darf.
Nicol. Wer hat ihnen denn vom Stilet was gesagt?
Agnese. Margaretha.
Nicol. Das Plappermaul, das!
Barb. Ja, Margaretha hat den Fehler; ich will ihr ihn aber schon abgewöhnen.
Marg. Madam —
Barb. Auch von dem Stilet habt ihr plaudern müssen?
Marg. Ach jetzt ist gar nicht die Rede vom Stilet! Wissen sie, wer angepocht hat? Wissen sie, wer unten an der Thür ist?
Barb. Wer denn?
Marg. Die Weibsen aus dem engen Gäßchen.
Nicol. Ach ich armer Mensch!
Barb. Machet ihnen auf, machet ihnen auf, und laßt sie hereinkommen. In meinem Hause sollen sie mir nicht viel Lerm machen.
Agnese. Schlägt ihm das Herz, mein Söhnchen? (zu Nicoletten.)
Nicol. Ach, daran denke ich gar nicht mehr.

Siebenzehenter Auftritt.

Ludovica und Daniela, hernach Lunardo, und die Vorigen.

Lud. Ergebene Dienerin.
Barb. Ihre Dienerin.

Daniela. Dero Dienerin.

Barb. Willkommen. Was bringen sie denn beyderseits?

Lud. Wir kommen nur her, ihnen zu sagen, verstehen sie mich, daß wir ehrliche Leute sind, daß die Jugend in unserm Hause nicht verführt wird, daß wir an ihrem Sohne nichts weiter zu fodern haben, und daß meine Tochter eine Braut ist.

Barb. Das ist mir wahrhaftig recht lieb.

Daniela. Ja, Madam, ich bin versprochen; und damit man nichts mehr von mir sagen möge, weil mir an meiner Ehre am meisten gelegen ist, so habe ich meinen Bräutigam mitgebracht.

Barb. Wo ist er denn, ihr Herr Bräutigam?

Lunardo. Ihr Diener, Frau Gevatter. (hinkend.)

Barb. Sind sie der Bräutigam, Herr Gevatter?

Lunardo. Ja, der bin ich.

Nicol. Der Herr Pathe ist auch ein Bräutigam?

Agnese. Mit samt dem Reissen?

Giac. Werden sie mich nun zufrieden lassen?

Marg. Werden sie noch sagen, daß ich sie besuchen soll?

Lunardo. Ihr lieben Leute, verzeihet mir. Ich bin auch nicht vom Himmel gefallen. In den Umständen, worinnen ich bin, brauchte ich Jemanden in die Haushaltung. Der Himmel verläßt Niemanden.

Barb. Sie werden mir aber einen Gefallen thun, Herr Gevatter, wenn sie nicht mehr in mein Haus kommen.

Lunardo. Sie hat Recht, Frau Gevatter, sie hat Recht. Aber überlege sie nur auch, daß ich ihrem Sohne seine völlige Freyheit wieder verschafft habe, indem ich dieses Mädchen heirathe.

Agnese. Das ist wahr, mein Herr. Nun kann mich Monsieur Nicoletto heirathen.

Nicol. O, das ist gut!

Barb. Gebet nun einander die Hände, meine Kinder.

Agnese. Da bin ich, mein lieber Nicoletto.

Nicol. Und ich auch. (Sie geben einander die Hände.) Nun bin ich verheirathet. Nun bin ich ein Mann, und habe auch eine Frau. (springend.)

Rocco. Und ich, Frau Barbara?

Barb. Ja, sie auch.

Rocco. Wollen sie, Jungfer Giacomina?

Giac. Was meynt sie dazu, liebe Mutter?

Barb. Ja, meine Tochter, gieb dem Herrn Rocco die Hand auch.

Giac. Da hier; von Herzen gern. (Sie geben sich die Hände.)

Rocco. Von Herzen gern?

Giac. Ja, ja.

Rocco. Ach, mein allerschönstes Kind!

Lud. Was das für Hochzeiten werden! Was da für Bräute und Bräutigame sind! Ich kriegte bald selbst auch Lust, eine Braut zu werden.

Lunardo. Sehe sie nur, sie ist ein altes, närrisches Weib, und in mein Haus darf sie mir nicht kommen. Ich will ihr des Tages acht Groschen, als ein Almosen, geben. Verzehre sie die, wo sie

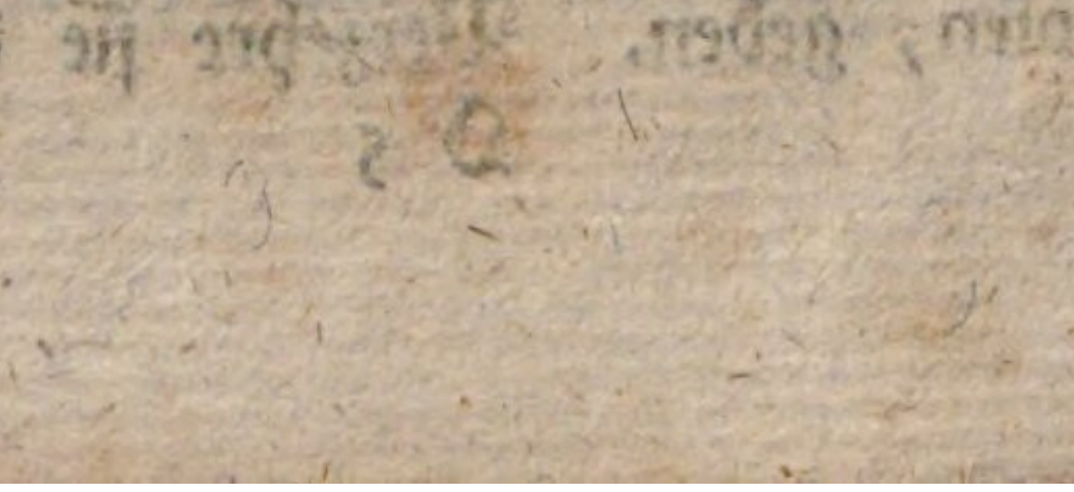
will; aber komm sie mir nur nicht in mein Haus. Leben sie allerseits wohl. Ey, ey, ey. (Er geht mit Danielen ab.)

Lud. (O, mit acht Groschen des Tages kann ich mich noch verheirathen.) Leben sie wohl.

Agnese. Nun, wahrhaftig, das ist auch so gut gegangen, daß es nicht besser hätte gehen können.

Barb. Sieht sie nun, meine Tochter? Wenn man eine gute Absicht bey einer Sache hat, so hilft einem der Himmel und es geht alles gut. Ich habe als eine gute Mutter gehandelt, sie als eine gute Freundin, und also sind wir beyde vergnügt, und meine Kinder werden auch vergnügt seyn.

Ende des Lustspiels.



Der
Vater aus Liebe.

Ein Lustspiel
von fünf Aufzügen,
aus martellianischen Versen
in Prosa übersetzt.

Personen.

Don Ferdinando, ein Neapolitanischer Prinz.

Donna Isabella, des Don Ferdinands Tochter.

Donna Mariana, in Reisekleidern.

Donna Placida, der Donna Isabella Gouvernante.

Der Herzog, Don Luigi, des Don Ferdinands Neffe.

Der Ritter Ansaldo, des Herzogs jüngster Bruder, und des Don Ferdinands Neffe.

Paolina, der Donna Mariana Kammerjungfer, in Mannskleidern.

Fabrizio, des Ritters Ansaldo Kammerdiener.

Beltrame, des Don Ferdinands Kammerdiener.

Don Roberto, ein Hauptmann.

Pasqvale, ein Herumstreicher.

Ein Lieutenant von der Wache.

Soldaten, die nicht reden.

Ein Schiffer, der redt.

Der Schauplatz ist in Neapel.

Der Vater aus Liebe

Der Vater aus Liebe.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Ein Zimmer in dem Hause des Don Ferdinands.

Der Ritter Anfaldo und Fabrizio, sein Kammerdiener.

Der Ritter.

Dir die Wahrheit zu gestehen, Fabrizio, so weis ich nicht, was ich mache, ob ich diese Schrift übergeben, zurückbehalten oder zerreissen soll. Meine Liebe ist dir bekannt, und die Gefahr, in der ich bin, siehest du auch. Ich will also deinen Rath mit anhören, ehe ich mich zu etwas entschließe.

Fabriz. Ich will mich nicht verstellen, gnädiger Herr, es ist aber eine große Uebereilung von ihnen gewe-

gewesen, daß sie diesen Brief erbrochen haben. Ihre Tante, die gute Dame, bat sie noch vor ihrem Ende, ihn ihrem Gemahl zu überbringen. Sie gaben ihr auch ihr Ehrenwort drauf, und dennoch erbrachen und lasen sie ihn. Ich muß ihnen also, nach meiner gewöhnlichen Aufrichtigkeit sagen, daß das eine große poetische Freyheit von ihnen gewesen ist.

Der Ritter. Es ist wahr, ich hätte den Brief nicht aufmachen sollen; wenn ich ihn aber nicht gelesen hätte, so wäre ich auch nicht hinter das Geheimniß gekommen. Da ich vorgestern von Neapel reisete, die Tante ganz allein, ohne ihren Gemahl, auf dem Landgute zu besuchen, fand ich sie von einer tödtlichen Krankheit befallen, die uns lange, ihres Lebens wegen, in Zweifel lies. Sie wußte, daß ich blos deswegen gekommen war, um bey ihr, als Muteer, um die Tochter anzuhalten. Von ihr hoffte ich, da es blos auf sie ankam, das Jawort und dann die Tochter, meinem leiblichen Bruder zum Trotze, zu erhalten. Und gesetzt auch, daß ihm der Vater geneigter, als mir, wäre, so konnte mir es doch sehr viel helfen, daß ich bey der Mutter zuvor kam.

Fabriz. Sagte sie denn nichts, ehe sie starb?

Der Ritter. Ja, da sie sich ein wenig, von dem ersten Anfalle, wieder erhohlt hatte, sagte ich ihr etwas, im Namen ihrer Tochter. Gleich floß ein Strohm von Thränen aus ihren Augen; ich schwieg, um sie nicht, in dem Augenblicke, sterben zu sehen. Sie seufzete, sie weinte, und verlangte Feder, Papier und Tinte. Dann schrieb sie den

Brief, ließ den Kammerdiener rufen, und ihn, in ihrer Gegenwart, zusiegeln. Sie übergab mir ihn, mit Bitte, ihn ihrem Gemahl einzuhändigen, und kurz darauf verschied sie. Auf der einem Seite machte mich meine Liebe, auf der andern aber ihre Bekümmerniß, sehr neugierig. Ihre Thränen konnten eine Wirkung ihrer mütterlichen Zärtlichkeit seyn; aber ihre geheimen Seufzer kamen mir verdächtig vor. Nach vieler Unentschließigkeit erbrach ich endlich den Brief, und entdeckte, zu meinem größten Erstaunen, daß ganze Geheimniß.

Fabriz. Und jetzt, da sie nun wissen, was Niemand, außer ihnen, weis, wette ich, daß sie es bereuen.

Der Ritter. Nein, das Geheimniß kann mir vielmehr zu meiner Absicht behülflich seyn, wenn ich mich nur dieses Briefs, auf eine kluge und vorsichtige Art, bedienen will. Ich gedenke, ihn heimlich bey mir zu behalten, und ihn nicht eher, als wenn es die Noth erfodert, dem Don Ferdinand zu weisen.

Fabriz. Also ist der gute Rath, den sie von mir verlangeten, umsonst.

Der Ritter. Ja, jetzt brauche ich ihn nicht.

Fabriz. Dafür danke ich ihnen, gnädiger Herr. Es thut mir nur leid, daß ich mir dießmal nicht schmeicheln kann, daß sie mich, als ihren Rathgeber, belohnen werden. Aber ein rechter freygebiger Herr sollte es wenigstens des guten Willens wegen thun.

Der Ritter. Du bist ein wenig gar zu begierig aufs Geld; blos deiner Verschwiegenheit wegen bin ich dir gut und kann dich leiden. Hier hast du zwo

Dublo-

Dublonen; stehe mir aber auch, bey meinem neuen Unternehmen, wenn es Gelegenheit giebt, mit deiner tiefen Einsicht bey. Ich liebe die Donna Isabella, und bin entschlossen, alle Mittel und Wege zu versuchen, daß sie, es koste auch was es wolle, die Meinige werden soll.

Fabriz. Gnädiger Herr, ich verspreche ihnen, nach meiner gewöhnlichen Art, treulich beyzustehen. Reden sie und gebieten sie über meine wenige Geschicklichkeit. Ich schwöre es ihnen bey diesen zwo Dublonen zu, (die der Himmel vermehren möge!) daß ich weder Gefahr scheuen, noch Mühe schonen werde.

Der Ritter. Geh also, und forsche nach, ob diejenigen, die um das Bette der Verstorbenen herum standen, etwas von dem Briefe wissen. Wenn es an dem wäre, so müßten wir einen oder den andern mit Gelde zu bestechen suchen.

Fabriz. Ja, man müßte einem Jeden ohngefähr eine Dublone geben. Donna Anna hatte gemeiniglich vier Bediente. Ich will also die vier Dublonen so lange in Verwahrung nehmen.

Der Ritter. Ich pflege einen Jeden, wo es nöthig ist, reichlich zu belohnen. Aber erkundige dich nur erst, ob mein Verdacht gegründet ist, oder nicht.

Fabriz. Um besser dahinter zu kommen, und um einen richtigern Versuch zu machen, so sagen sie mir erst aufrichtig, was in dem Briefe steht. Sie haben mir schon so etwas obenhin davon gesagt; damit ich aber die ganze Sache besser einsehe, so lesen sie mir den Brief vor.

Der Ritter. Nun, ich will dir doch dießmal dein Verlangen erfüllen. Höre nur, was er in sich hält — Doch, da kömmt der Prinz Ferdinand eilig auf mich zu. Geh fort, und laß mich mit ihm allein.

Fabriz. Geben sie mir den Brief mit.

Der Ritter. Nein, er kömmt durchaus nicht aus meinen Händen. Geh du nur fort.

Fabriz. Nun gut, gnädiger Herr. Ich will genau nachforschen, ob ich so, unter der Hand, von dieser Sache reden höre. Wenn was dran ist, so will ich, der Dublonen wegen, schon wieder zu ihnen kommen. (Wenn sie andern nichts helfen, so sollen sie mir zu Statten kommen.) (für sich, und geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Der Ritter Ansaldo, hernach der Prinz Ferdinand und Beltrame.

Der Ritter. Mein Leben wollte ich der Heftigkeit meiner Liebe aufopfern; aber vor allen Dingen muß ich die Gesinnungen des Prinzen Ferdinands ausforschen.

Ferd. Ritter, man hat mir gesagt, daß meine Gemahlin, kurz vor ihrem Tode, einen Brief geschrieben, und ihnen denselben, weil sie von ohngefähr dazu gekommen wären, übergeben hätte, damit sie mir ihn einhändigen möchten.

Der Ritter. Es ist wahr, meine Tante schrieb, nach ihrem ersten Anfalle, mit zitternder Hand, einen Brief an sie, und gab mir ihn, weil ich gleich

gegenwärtig war. Sie foderte ihn aber wieder zurück, da es etwas besser mit ihr wurde, und sagte: Ich glaube, noch selbst mit meinem Ge- Gemahl zu sprechen. Drauf zerriß sie den Brief, und bat mich, mit ihr wegzureisen. Gleich bekam sie einen neuen Zufall; sie foderte durch Zeichen Feder, Papier und Dinte, und da man es ihr gab, konnte sie die Hand nicht mehr regen, und starb kurz darauf.

Ferd. Die unglückliche Gemahlin! Der Himmel hat mir sie genommen, ohne daß ich am Ende ihres Lebens habe bey ihr seyn können. Sie hat mich von dem ersten Augenblicke an, da sie meine Braut wurde, zärtlich geliebt, und ist, ihr ganzes Leben durch, liebreich gegen mich gewesen. Ich glaubte nicht, daß ich sie so bald und so schleunig verlie- ren würde. Eben deswegen bin und werde ich Zeitlebens desto betrübter seyn. Wer weis, was mir diese gute Gemahlin noch hat sagen wollen? O, wenn sie mir doch wenigstens die zerrissenen Stückchen von dem Briefe gegeben hätten!

Der Ritter. Damals glaubte man nicht, daß sie ihnen was nützen würden; und ich schickte auch deswegen den zweyten Bothen an sie ab. Ich glaubte, sie hier zu sehen; aber meine Hoffnung war vergebens.

Ferd. Ich war, zu meinem Unglück, bey dem Mo- narchen. Ehe ich den Bothen sprechen und mich beurlauben konnte, kam die Nacht herbey, und da erfuhr ich den traurigen Ausgang. Was hilft es mir nun, zu der Erblaßten hin zu gehen, und den erstarrten Körper mit Thränen zu benetzen?

Der Ritter. Ihre Unterthanen, ihre Bedienten und Freunde sind schon bereit, ihr die letzte Ehre zu bezeigen. Ein gesetzter Muth heitere ihr Gesicht wieder auf, und die Liebe zu ihrer Tochter ersetze ihren Verlust.

Ferd. Ja, diese einzige Frucht unserer ehelichen Liebe ist auch der einzige Trost, der meinem bekümmerten Herze noch übrig bleibt. Geliebte Isabella, würdige Tochter einer Mutter, mit der ich mein Leben ruhig und zufrieden zubrachte! Gegen dich will ich nun meine Liebe verdoppeln, und, mit traurigem Herzen, die Mutter in dir betrachten.

Der Ritter. Sie ist schon mannbar, mein Prinz; und wenn sie sie so lieb haben, so vermählen sie sie lieber, ehe sie sterben.

Ferd. Ich werde es überlegen.

Der Ritter. Es hält schon einer von ihren Enkeln, demüthigst bittend, bey ihnen um sie an.

Ferd. Wer ist es? Der Herzog Don Luigi?

Der Ritter. Nein, es ist nicht mein Bruder, der um sie anhält, nein, mein Prinz, ich selbst bin es.

Ferd. Vergeben sie mir, mein lieber Neffe; es wundert mich sehr, daß sie, als der Jüngste von der Familie, um meine Tochter anhalten. Ein junger Cavalier, einer, der sich durch militärische Ehrenstellen noch zu erheben sucht, darf nicht ans Heirathen denken.

Der Ritter. Erlauben sie mir, daß ich wider eine solche hergebrachte Gewohnheit etwas einwenden darf. Mein Bruder und ich sind von einerley Aeltern gebohren. Es ist ein bloßer Zufall, daß einer zuerst und der andere nach ihm, aus eben

der Wiege, die Welt betreten hat. Ueberdieß setzte mir mein Vater, als dem Jüngsten, aus gütiger Vorsorge und zu meinem Besten, einen ansehnlichen Gehalt aus. Es ist wahr, man widmete mich dem Soldatenstande; aber ich habe zu leben, ohne daß ich ein größeres Glück in demselben zu machen brauche. Ich frage auch nichts darnach, ob man in der künftigen Geschichte liest: Der Ritter Ansaldo ist auf dem Bette der Ehre gestorben.

Ferd. Mein lieber Neffe, ein Mensch, wie sie, sollte ganz anders denken. Für Leute von Stande ist die Ehre das einzige Gut. Das Schicksal hat sowohl ihnen, als ihrem Bruder, seine gewisse Beschäftigung bestimmt; sie dienen im Felde, und er bey Hofe. Wenn man es recht betrachtet, so ist eine jede Pflicht der andern gleich, und das Gute, das daraus entstehet, dem Uebel angemessen. Die Beschwerlichkeiten des Krieges sind zwar groß, aber man kann auch hernach wieder lange dafür ausruhen. Hingegen wird der Dienst bey Hofe, der sonst eben nicht so mühsam zu seyn scheint, endlich eckelhaft und verdrießlich. Ueberdieß ist in jedem Stande noch der Unterschied, daß derjenige, der verheirathet ist, zwar mehr Bequemlichkeiten, ein Lediger aber mehr Freyheit hat. Nun überlasse ich es ihrer eigenen Ueberlegung, ob ihnen die Entziehung einer Frau beschwerlicher fällt, als die Ketten des Ehestandes.

Der Ritter. Ich will mir meinen eigenen Stand wählen. Ich entsage allen dem, was man an dem Soldatenstande so hoch zu schätzen pflegt. Ich kann selbst meine Familie fortpflanzen.

Ferd. Ja, ja, pflanzen sie sie immer fort; aber nur nicht mit meiner Tochter.

Der Ritter. Ich weis, daß sie sie für meinen Bruder bestimmet haben; daß ich es aber mit ansehen und dazu stille schweigen sollte, da schmeicheln sie sich vergebens. Ich kann auch, ohne mich zu schämen, um eine eheliche Verbindung mit ihr, bey ihnen anwerben; und wenn sie mir es abschlagen, so weis ich schon Mittel und Wege, mich zu rächen.

Ferd. Neffe, ich rathe ihnen, etwas weniger stolz mit mir zu sprechen. Sehen sie lieber zu, wie sie, auf eine vorsichtige Art, der Gefahr entgehen mögen.

Der Ritter. Die Liebe macht mich kühn, und sie thun unrecht, daß sie mich verachten. Von einem Onkel, von einem Bruder leide ich keine Beschimpfungen. Nehmen sie es nicht ungnädig, mein Prinz; ich weis, was ich mir schuldig bin. Sie werden dereinst schon noch erfahren, was ich jetzt in meinem Herzen verborgen halte. (geht ab.)

Dritter Auftritt.

Don Ferdinand und Beltrame.

Ferd. Hörst du, was der Ritter sagte? Er spricht von seinem Bruder, der schon mit einer Dame in Messina versprochen ist, Er weis nicht, daß es mir der Herzog selbst gestanden hat; er weis auch nicht, daß die Sache, durch meine Vermittelung, zu Stande gekommen und wieder rückgängig gemacht worden ist; daß er eine wahre Zuneigung

zu meiner Tochter hat, und daß er sie vielleicht erhalten kann, nachdem diese Hinderniß aus dem Wege geräumt worden ist. Er selbst, Don Luigi, weis es noch nicht, weil ich erst, vor einer Stunde, Briefe aus Sicilien erhalten habe. Ehe er es aber erfährt, will ich sein Herz erforschen, um gewiß zu seyn, ob seine erste Liebe völlig erloschen sey.

Beltrame. Donna Isabella und der Herzog lieben einander, und ein Jedes von ihnen spielt seine Rolle vortreflich. Don Luigi lächelt, wenn ihn die Prinzessin ansieht; und wenn er ihr ins Gesichte sieht, so seufzet sie. Wenn er lachelt, so bedeutet es so viel: Ich finde in der Liebe Vergnügen. Wenn sie aber seufzet, so sagt sie damit: Ach, wenn doch der glückliche Augenblick da wäre!

Vierter Auftritt.

Der Herzog Don Luigi und die Vorigen.

Ferd. Da kömmt mein lieber Neffe. Ein kluger Jüngling, der würdig ist, meine Tochter zu besitzen und ein Reich zu beherrschen.

Luigi. Mein Prinz, erheitern sie sich wieder. Es ist wahr, daß ihnen der Tod den Besitz ihrer liebenswürdigen Gemahlin geraubt hat, ich habe diesen Verlust selbst beweint und schmerzlich beklagt; allein der Kummer hat auch seine Grenzen, und man muß doch endlich einmal aufhören zu weinen. Die Tugend muß uns beystehen, die Vernunft die Oberhand behalten und ein Jeder muß sich der Fügung des Himmels überlassen. Sie

haben

haben eine Tochter, die sich sehr um ihre Mutter betrübt und grämt. Die Donna Isabella zu trösten, muß jetzt unsere einzige Beschäftigung seyn. Ihr Schmerz wird sich mindern, wenn sie den ihrigen mäßigen.

Ferd. Ach ja, ich will alle Mühe anwenden, sie zu besänftigen. Meine arme Tochter! Lassen sie uns hinschicken, sie hieher zu bitten. Gehe hin zur Donna Isabella, und sag ihr, daß ich sie gern hier zu sehen wünschte. (zu Beltramen, der abgeht.) Ich habe sie jederzeit zärtlich geliebt, und jetzt liebe ich sie noch mehr, und ich erdulde den Verlust meiner Gemahlin nur deswegen gelassener, weil ich in meiner Tochter meine Zufriedenheit und meine Ruhe wieder finde.

Luigi. Sie verdient auch, in der That, die Liebe eines Vaters, da ihr Herz voll Tugend und ihre Brust voll Güte ist.

Ferd. Es ist wahr, Donna Isabella ist klug und liebenswerth, und nicht unwürdig, ihre Gemahlin zu werden.

Luigi. O, mit so einer Gattin wäre ich freudig und glücklich; aber ein solches Glück kann ich mir noch nicht versprechen. Ich liebe sie so zärtlich, als man nur lieben kann. Von dem ersten Tage an, da ich sie sahe, wurde ich von Liebe gegen sie entzündet. Aber ich Unglücklicher, wie mußte ich nicht, da ich wieder in dieses Land kam, die schon geschlossene Verlobung mit einer andern Dame beklagen! Ihnen vertrauete ich dieses Geheimniß, das mich so beunruhigte, das mich so qvälte. Sie wissen noch, daß ich versprochen hatte, die Donna

Mariana zu heirathen, die arm und eine Waise von Messina war, in die ich mich, in meiner zarten Jugend, verliebt hatte. Ich Elender! Ich hatte Messina kaum gesehen, als ich auch meine Freyheit verlohr. Mein Vater, der als Commendant dahin geschickt war, hätte mich ja in Neapel bey meinen Verwandten lassen können. Aber wie viel Unglück vereinigte sich nicht! Mein Vater verlohr daselbst sein Leben, und ich mein Herz und meine Freyheit.

Ferd. Ich will es nur nicht länger mehr aufschieben, sie vergnügt zu machen. Durch diesen Brief erhalten sie ihre verlohrene Freyheit wieder. Ihre Verlobte hat ihrem Onkel, der ihr zu gebieten hatte, gefolgt, entsagt allen Ansprüchen, und schickt ihnen den Contrakt wieder zurück. Ich werde mir, aus Erkenntlichkeit gegen sie beyde, alle Mühe geben, daß sie mit einem andern verheirathet und ihr Onkel Gouverneur werden möge.

Luigi. Ach, mein Herr, eine solche Nachricht ermuntert und tödtet mich. Wie sehr bin ich ihnen nicht verbunden! —

Ferd. Da kömmt meine Tochter.

Fünfter Auftritt.

Donna Isabella, Donna Placida und die Vorigen.

Ferd. Komm, laß dich umarmen, geliebte Tochter; ich kann diese Merkmale des Kummers nicht länger auf deinem Gesichte sehen. Wer sollte sich wohl mehr über das Schicksal beklagen, als ich? Wenn

Wenn ich aber auf die Stimme der Natur höre, so verehre ich ihre Befehle. Und du, die du deine erblaßte Mutter schon so sehr beweinet hast, solltest dich nun bemühen, deinen Vater zu trösten.

Isab. Ich wollte es gern thun, wenn ich könnte, aber ich bin noch zu betrübt.

Plac. Das gute Kind hat ein gar zu zärtliches Herz. Ich gebe mir alle Mühe, sie aufzuheitern, aber umsonst.

Ferd. Folge du immer dem guten Rathe deiner Gouvernante. Ich weis, daß du sie eben so sehr, wie deine Mutter, liebst.

Isab. Ich würde sie eben so beweinen, wie ich jetzt meine Mutter beweine.

Luigi. Ihr zartes Herz kann dem Schmerze nicht Einhalt thun.

Ferd. Isabella, komm näher zu mir, vielleicht kann ich dich trösten. Ich weis, daß außer der Liebe zu deiner Mutter noch ein anderes heimliches Feuer in deinem Busen lodert. Schäme dich nicht, mein Kind, und bedecke dein Gesicht nicht. Ich misbillige die Liebe nicht, die in deinem Herzen verborgen liegt. Ich ermahne dich vielmehr und rathe dir, den Don Luigi zu lieben. Liebe ihn als deinen künftigen Gemahl; ich selbst liebe ihn, als meinen Sohn.

Luigi. O, lassen sie sich doch die Aufrichtigkeit, lassen sie sich die Zärtlichkeit meiner Liebe gefallen!

(zur Donna Isabella.)

Ferd. Nun, rede, ich erlaube es dir. (zur Donna Isabella.)

Plac. Ich werde für sie reden.

Isab. Nein, ich bitte sie, schweigen sie. (zur Donna Placida.)

Plac. Es wird ihnen vermuthlich nicht misfallen, (zur Donna Isabella.) wenn man, ohngeachtet ihrer unschuldigen Schamröthe, die Wahrheit saget. Gnädiger Herr, (zu Don Ferdinanden.) ihre Tochter hat, von dem ersten Tage ihrer Geburt an bis jetzt, mit ihrer Genehmhaltung, unter meiner Aufsicht gestanden. Sie blieb beständig in ihrer Unschuld und hatte ihr Vergnügen an Ruhe und Gehorsam. Allein, des Don Luigi Blicke hatten so viel Macht über sie, daß sie bis in das Innerste ihres Herzens eindrungen.

Isab. Ach, unbedachtsame Placida!

Plac. Mir sagen sie das? Mich nennen sie unbedachtsam, die ich sie so liebe?

Isab. Vergeben sie mir, ich bitte sie.

Ferd. Was ein Vater erlaubt, darüber darf man sich nicht schämen.

Isab. Erlauben sie mir, daß ich weggehen darf.

Ferd. Bleib da, ich befehle es dir.

Isab. Ach, meine Mutter, stehen sie mir bey. (zur Donna Placida.)

Plac. Geliebte Tochter, zeigen sie, bey dem Gehorsame gegen ihren Vater, auch noch die Tugend der Liebe. Bescheidenheit ist eine Gabe, die man heut zu Tage bey wenigen antrift; aber sie verliert ihren Werth, so bald man die Grenzen überschreitet. Man würde sie für frech halten, wenn sie einem jeden andern gestünden, daß sie liebeten; aber einem Vater es bekennen, dazu räth ihnen die Vernunft selbst. Die Natur hat ihm ein Recht

über

über ihr Herz gegeben, und wenn sie ihr Herz vor ihm verbergen, so rauben sie ihm dieses Recht. Ehrfurcht und Gehorsam sind Tugenden, die mit einander verschwistert sind. Sie dürfen also nur frey, in Gegenwart ihres Vaters, sprechen.

Isab. Mein Vater ist aber nicht allein. (zur Donna Placida.)

Plac. O ja. Sie hat Recht, gnädiger Herr. Sie kann, in des Herzogs Gegenwart, ohne Erröthen, nicht sprechen.

Ferd. Welche liebenswürdige Unschuld!

Luigi. Die Tugend, die sie schweigen heißt, spricht desto mehr. Man zwinge das unschuldige Kind nicht zum Reden; die Augen sind aufrichtiger und beredter, als der Mund. Ich verlange keinen mündlichen Beweis weiter von ihrer Liebe, da mir ihre Augen mehr, als zu sehr, sagen: Ich liebe dich.

Plac. Ist es ihnen vielleicht gefällig, gnädiger Herr, daß wir uns von hier wegbegeben? (zu Don Ferdinanden.)

Luigi. Warum wollen sie so geschwind gehen? Warum wollen sie uns ihrer Gegenwart berauben?

Plac. Verzeihen sie; meine Anvertrauete ist nicht gewohnt, sich um diese Zeit, hier lange aufzuhalten. Es kommen viele Leute hieher, und der Wohlstand verlanget, daß sie sich nicht öffentlich sehen lasse. Lassen sie uns gehen. (zur Donna Isabella.)

Isab. Mit ihrer Erlaubniß. (zu Beyden, indem sie sich verbeugt.)

Ferd. Wo wollen sie mit ihr hingehen? (zur Donna Placida.)

Plac.

Plac. Wir wollen nähen, gnädiger Herr. Sie wird ihre Zeit, bey ihrer Stickerey, ruhig zubringen. Sie will feines Nesseltuch sticken, und ihrem Herrn Vater ein Geschenk damit machen.

Ferd. Deine Liebe erfreuet mich; es wäre mir aber noch weit angenehmer, wenn du deine geschickte Arbeit besser anzubringen suchetest. Gieb sie, mit freudigem Herzen, dem Herzog Luigi, der noch jung und Bräutigam ist. Willst du es wohl thun? (zur Isabella.)

Luigi. Wollen sie, daß ich hoffen darf? (zur Isabella.)

Plac. Ey, so antworten sie doch. (zur Isabella.)

Isab. Ja, mein Herr, von Herzen gern. (geht ab.)

Plac. Mit Erlaubniß, gnädiger Herr. (Sie verbeugt sich, und will abgehen.)

Ferd. So vieles Vergnügen ich empfinde, wenn ich meine Tochter betrachte, so sehr muß ich ihre Aufseherin loben. (zur Placida.)

Plac. Die Güte des Herzens ist eine Gabe des Himmels. Sie ist von Natur gut, gnädiger Herr, und ich darf es meiner Geschicklichkeit nicht zuschreiben. Ich habe meine Pflicht, so viel ich gekonnt, beobachtet. Gute Früchte hat man einem guten Erdreiche zu verdanken. (geht ab.)

Sechster Auftritt.

Don Ferdinand und Don Luigi.

Ferd. Meine gute Gemahlin konnte, als eine kluge Mutter, ihrer Tochter keine bessere Hofmeisterin geben.

Luigi. Sie scheint mir sehr bescheiden und von gutem Herkommen zu seyn.

Ferd.

Ferd. Sie ist die Frau eines Hauptmannes, der Don Roberto heißt, und in spanischen Diensten ist. Er wurde, nebst andern Officieren, nach Indien beordert, und ließ sie, vor vielen Jahren schon, schwanger zurück. Nach seinem Abmarsche erfuhr man nichts weiter von ihm, daß man also nicht weis, ob er noch lebt oder todt ist. Die betrübte Donna Placida, die ganz allein und verlassen war, wurde von meiner Gemahlin, aus Gnaden, aufgenommen. Sie lebten drauf, wie Schwestern, mit einander, und meine Gemahlin gab ihr die Aufsicht über unsere Tochter.

Luigi. Ich habe mich also nicht geirret, da ich sie von gutem Herkommen hielt.

Ferd. Sie hat ihres Gleichen nicht, junges Frauenzimmer zu erziehen; sie ist klug, vorsichtig, verschlagen, und liebreich.

Luigi. Ich sähe es gern, wenn sie bey meiner Braut bliebe. Ich ersuche sie also, daß sie ihr, in meinem Namen, den Antrag thun mögen.

Ferd. Es wird ihnen beyden recht sehr lieb seyn. Meine Tochter ist, von Jugend auf, an sie gewöhnt; Donna Placida hat sie mit Liebe und Sanftmuth erzogen. Sie lieben sich nicht allein, sondern schätzen sich hoch und verehren einander, in gehöriger Verhältniß.

Luigi. Donna Isabella hatte zwar die besten natürlichen Fähigkeiten; aber ihre gute Erziehung hat das meiste zu ihrer Vollkommenheit beygetragen. Sie haben einen großen Schatz an ihrer Tochter, und ich freue mich, und bin höchst vergnügt, diesen Schatz dereinst zu besitzen. (geht ab.)

Sieben-

Siebenter Auftritt.

Don Ferdinand allein.

So lange Isabella noch bey mir ist, verbindet mich meine Liebe, sie eines so gefälligen Gemahls würdig zu machen, und ich bediene mich, mit vieler Vorsicht, bey ihrem folgsamen Gemüthe, theils der Gelindigkeit, theils auch einiger Strenge. So lange ein Bäumchen noch zart ist, so braucht man nur eine kleine Stütze, die schwachen Zweige vor den Anfällen der Stürme zu schützen; so bald aber ein Baum in eine schiefe Beugung zu wachsen anfängt, so ist größere Mühe nöthig, ihn wieder gerade zu biegen. Die Kinder schlagen gemeiniglich, durch der Aeltern Schuld oder Verwahrlosung, aus der Art. Die beste Regel ist der Aeltern Beyspiel, und oft macht eine allzugroße Liebe aus einem unschuldigen ein böses Kind.

Ende des ersten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Ein Seehaven mit verschiedenen Schiffen, unter denen eine Felucke, die eben angekommen ist, und aus der Schifleute und andere Reisende steigen, worunter auch

Donna Mariana, Paolina in Mannskleidern, und Don Roberto.

Mariana.

Hört einmal, mein Freund. (zu einem Bootsmann.)
Der Bootsmann. Was befehlen Ihro Gnaden?
Mar. Seyd ihr in Neapel bekannt?
Der Bootsm. Ja, ich bin etwas da bekannt.
Mar. Kennet ihr den Herzog Don Luigi, Herrn von Ventimiglia?
Der Bootsm. Die Familie ist mir bekannt.
Mar. Gehet und erkundiget euch nach ihm. Meldet ihm, daß ein Fremder gern das Vergnügen haben möchte, ihn hier am Haven zu sprechen. Saget aber ja nicht, daß euch ein Frauenzimmer abschickt. Kann ich mich also auf euch verlassen?
Der Bootsm. Ich will alles ausrichten, was sie mir befohlen haben. (Er verbeugt sich und geht ab.)
Roberto. Ich empfehle mich ihnen, Donna Mariana; ich will, mit ihrer Erlaubniß, hingehen und zusehen, ob ich ein beqvemes Qvartier finden kann.

Mar.

Mar. Gehen sie, Don Roberto, und machen sie, was ihnen beliebt.

Paol. Und wir sollen mitten auf der Gasse bleiben?

Mar. Wir werden schon einen Ort finden, wo wir unterkommen können, ich warte nur erst auf den Don Luigi.

Paol. Könnten sie ihn denn nicht in einem Gasthofe sprechen?

Mar. Da der Bootsmann noch nicht weis, wo ich abtreten werde, wie kann er ihn denn zu mir führen?

Paol. Don Roberto kann ja indeß für ein Qvartier sorgen, und wenn auch Don Luigi kömmt, so hat es dennoch nichts zu sagen; wir müssen doch alle beyde mit leeren Magen hier aushalten.

Marg. Ich denke ganz anders; indeß glaube ich doch, daß Don Roberto schon für ein Qvartier sorgen wird.

Roberto. Ich will es herzlich gern thun, weil mir das Glück ihre Gesellschaft auf dieser Reise verschaft hat. Es ist billig, daß ich mich ihrer eifrig annehme, weil sie mich mit ihrer Vertraulichkeit beehret haben.

Paol. Für uns war es ein großes Glück, daß wir einen Mann, wie sie, auf dem Schiffe fanden, der uns mit gutem Rathe beystehen konnte. Ich weis in der That nicht, wie es einem Paar Frauenzimmern auf demselben würde ergangen seyn, wenn sie keine Mannsperson bey sich gehabt hätten. Um mein gnädiges Fräulein zu bedienen, veränderte ich meine Kleidung und meinen Namen; man kannte mich aber doch, und ich weis gar nicht, wie

das

das muß zugegangen seyn. Ein englischer Capitain, ein rechter guter Mann, bot mir, im Scherz, die Hälfte seines Bettes an. Die Bootsleute, welches alle verschlagene, leichtfertige und durchtriebene Schelme waren, thaten, als ob sie mich nicht kannten, und knippen mich in die Backen. Ja, ohne Don Roberto, der mich noch gerettet hat, würden mich diese Bösewichte gewiß unglücklich gemacht haben.

Roberto. Ich habe mir ein Vergnügen daraus gemacht, eine Dame zu bedienen, und so wohl gegen sie, als gegen ihre Kammerjungfer, meine Pflicht beobachtet. Da sie nun jetzt noch so gütig sind, und sich auf mich verlassen wollen, so will ich sehen, ob ich ein beqvemes Qvartier für uns alle drey ausfindig machen kann.

Mar. Ja, suchen sie nur eins aus.

Paol. Sie sind aus Neapel, und hatten sonst ein Haus darinne; warum haben sie denn aber jetzt keines mehr?

Roberto. Es sind nunmehr schon funfzehn Jahr, daß ich von Hause weg bin, und nicht die mindeste Nachricht von meiner Frau habe. Jetzt komme ich unvermuthet aus der neuen Welt, wo ich bisher gewesen bin, nach Neapel zurück. Wie kann ich nun wissen, wo Placida, meine Frau, wohnet, in was für Umständen sie sich befindet, oder ob sie gar noch am Leben ist? Ich weis, daß sie in dem Hause, worinne ich sie verließ, nicht mehr wohnet. Neapel ist eine große Stadt, wo man nicht leicht Jemand finden kann, wenn man nicht die Lage des Hauses weis. Ich werde sie also von Thür zu

Thür aufsuchen müssen, wenn ich erfahren will, ob sie noch lebt oder todt ist.

Paol. Was sagt aber ihr Herz zu dergleichen Ungewißheit?

Roberto. Die Schamröthe steigt mir ins Gesicht, wenn ich an meine Undankbarkeit gedenke. Ich hatte eine vernünftige Frau, die ich nicht verdiente, und die ich, undankbarer Weise, eines Tages, verließ. Sie ertrug es geduldig, daß ich mich, wegen meiner militärischen Verrichtungen, im Dienste meines Souverains, von ihr entfernte. So weit ich aber auch von ihr war, ja selbst aus der neuen Welt, schmeichelte sie sich, Nachricht von meinem Aufenthalte einzuziehen. In diesem muntern Alter aber, bekümmerte ich mich wenig um sie und vergaß sie gänzlich, weil sie nicht bey mir war. Nun, da ich in mein Vaterland zurückkomme, denke ich wieder an meine Pflicht, bereue meinen Fehler, und verabscheue meine Undankbarkeit. Ich wünsche, sie noch beym Leben anzutreffen und sie um Verzeihung zu bitten. Ich erschrecke, daß ich mich, als ein Ungetreuer, vor ihr zeigen soll; doch, wenn sich ihr Herz nicht gegen mich verändert hat, so glaube ich, daß sie mich mit Liebe und Zärtlichkeit empfangen wird. (geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Donna Mariana und Paolina.

Paol. Das ist die gewöhnliche Art undankbarer Mannspersonen; wenn sie nur ein Paar Schritte von uns weg sind, gleich vergessen sie uns. Und

wenn

wenn hernach die treulosen Bösewichte wiederkommen, so verlangen sie, daß alles vergeben und vergessen seyn soll. Und sie sind noch so gutherzig, den Nichtswürdigen so sehr zu lieben, der so wenig nach ihrer Liebe fragt?

Mar. Wenn ich dir gut seyn soll, so schweig stille, Paolina. Ich habe dir ja noch nicht gesagt, ob ich ihn liebe, oder ob ich ihn nicht liebe. Ich verlange selbst nicht, daß du mir rathen sollst, ihn zu lieben; aber die Ehre treibet mich an, den Undankbaren aufzusuchen. Ich habe meinen Ansprüchen, weil ich von einem andern dazu gezwungen worden, mit Gewalt entsagen müssen, und komme blos in der Absicht hieher, mir Gerechtigkeit zu verschaffen, oder Rache zu suchen.

Paol. Wer wird wohl den ihnen angethanen Beleidigungen Gerechtigkeit wiederfahren lassen? Bey gewissen Vorfällen sind die Mannspersonen allemal unsere Freunde; so bald uns aber Unrecht geschehen soll, so bald sie uns in Verzweifelung bringen wollen, so wenden sie alle ihre Kunstgriffe, alle ihre Bosheit an. Wenn Weibspersonen zu befehlen hätten, so bin ich versichert, daß der Herzog gleich für schuldig erklärt werden würde. Da aber Mannspersonen das Recht zu gebieten in Händen haben, so müssen wir Weibspersonen allemal verlieren.

Mar. Ich hoffe doch immer noch, daß mir Don Luigi selbst, wenn ich nur erst bey ihm bin, Gerechtigkeit wiederfahren lassen soll. Er war sonst gefällig und verliebt, und ich hoffe ihn eben noch so zu finden, so bald er mich nur sieht. Seine Ver-

wandten werden ihn gezwungen haben, mich zu verlassen; er hat mir auch nichts geschrieben, was mir meine Hoffnung benehmen könnte. Man kann ihn also vielleicht eben so dazu genöthiget haben, unserer Verbindung, wider seinen Willen, zu entsagen, wie ich mich, aus Zwang, habe stellen müssen, sie völlig aufzuheben. Er sieht wohl meine Entsagung, mein Herz aber sieht er nicht, und kann mich deswegen für ungetreu halten. Ich will ihn aber aus dem Irrthum reissen. Ich will, wenn er vielleicht liebt und zugleich furchtsam ist, seine und meine Ansprüche zugleich geltend zu machen suchen.

Paol. Und wenn er nun in eine andere Person verliebt wäre?

Mar. So wollte ich gewiß machen, daß er seine strafbare Untreue bereuen sollte.

Paol. Und wie denn?

Mar. Und du fragst mich noch, wie? Du weist, wie ich bin, wenn ich mein Recht zu behaupten suche. Daß ich meine Vaterstadt verlassen habe, daß ich den Händen meiner geizigen Verwandten entgangen bin, das habe ich gewiß nicht umsonst gethan. Jetzt, da ich das meiste schon unternommen habe, so ist das wenigste, was mir noch übrig bleibt, ein elendes Leben, und auch das will ich dran wagen. Ich bin der Welt zum Gelächter geworden, aber beyde Sicilien sollen von meiner Rache hören.

Paol. Nur noch eins habe ich zu erinnern, hernach will ich gleich aufhören und stille schweigen. Getrauen sie sich denn in Messina keinen andern Mann zu finden?

Mar.

Mar. Weist du denn nicht, daß meine schlechten Glücksumstände gar zu wenig mit der vornehmen Geburt, von der ich abstamme, übereinstimmen? Daß mein Großvater, von väterlicher Seite, sein ansehnliches Vermögen, als ein unglücklicher Minister, bey Hofe zugesetzt hat, und daß mein Vater, der genöthiget war, Kriegsdienste zu nehmen, ehe er mich versorgen konnte, geblieben ist? Mein armer Onkel er duldete meinetwegen auch noch den Verdruß, und suchte, ein elendes Gouvernement, aus Gnaden, zu erhalten. Und ich, die ich hoffte, daß sich mein Unglück nun geändert haben würde, werde nun dem Vortheile von meinem Onkel aufgeopfert. In welchem Reiche könnte ich wohl einen würdigern Gemahl, als den Herzog Don Luigi, für mich antreffen? Er ist von hoher Geburt, mit Reichthümern überhäuft, jung, geschickt, schön, mit den größten Häusern verwandt, und wird von unserm Souverain die besten Ehrenstellen erhalten. Diesen, den ich glücklicher Weise in mein Netz zog, diesen sollte ich, auf eine so unanständige Art, fahren lassen, und auf ewig verlieren? Nein, nein, lieber will ich sterben, als elend, ohne diesen vornehmen Gemahl, Messina jemals wieder zu sehen.

Paol. Ja, ich weis nicht, was ich dazu sagen soll, gnädiges Fräulein; ich muß ihnen wahrhaftig Recht geben. Der Himmel gebe nur, daß er sie heirathet.

Mar. Ja, ich hoffe ihn auch noch zu bekommen.

Paol. Da kömmt der Bootsmann wieder.

Dritter Auftritt.

Der Bootsmann und die Vorigen.

Mar. Seyd ihr schon so geschwind wieder bey uns? (zum Bootsmann.)

Der Bootsm. Ich habe den Herzog, nicht weit von hier, angetroffen.

Mar. Wo?

Der Bootsm. In seinem Pallaste, der so nahe hier am Haven liegt, daß man gar nicht weit darnach zu gehen hat. Erst sahe ich eine Kutsche da stille halten; da ich nun erfuhr, daß er es selbst wäre, so brachte ich ihm meinen Antrag vor. Drauf antwortete er mir, daß der Fremde so gütig seyn möchte, zu ihm zu kommen. Ich aber sagte, daß er jetzt nicht vom Haven weggehen könnte. Dann stand er eine kurze Zeit unentschlüßig da, und rufte endlich einen Bedienten. Zuletzt sagte er zu mir: Gehet hin und sagt, daß ich gleich kommen will.

Mar. Kam es ihm gar nicht verdächtig vor?

Der Bootsm. Stille, gnädiges Fräulein, ich sehe da Jemand kommen, den ich für seinen Bedienten halte.

Mar. Nun, gehet nur wieder fort; hier habt ihr eine Belohnung für eure Mühe.

Der Bootsm. Ich stehe allemal wieder zu ihrem Befehl. (geht ab.)

Mar. Ich werde bey Seite gehen, weil ich mich nicht sehen lassen will. Dich kennet der Bediente nicht, rede du mit ihm. Dann komm zu mir, und sage mir, was er gewollt, und warum ihn der Herzog hergeschickt hat — Wenn es nicht nöthig

ist,

ist, so verrathe dein Geschlecht nicht; gieb dich für den Cavalier aus, der mit ihm sprechen will. Frage nach, ob Don Luigi selbst kommen will, oder, wenn er es ja nicht thun will, ob wir ihn besuchen sollen. Wer schon alles verlohren hat, muß sich nichts abschrecken lassen; und blos durch Kühnheit hoffe ich mir noch zu helfen. (Sie geht bey Seite.)

Vierter Auftritt.

Paolina, Mariana bey Seite, hernach Beltrame.

Paol. Sie läßt, ihren Absichten nach, bald Liebe, bald Verdruß, an sich blicken, und ich befinde mich, ihr zu gefallen, in großer Verlegenheit; nur Blinde und Narren können mich für eine Mannsperson halten. Man kann uns Frauenzimmer gar zu leicht am Gesicht und an den Knien unterscheiden.

Beltr. (Ich sehe sonst Niemanden, als ihn; dem Aufenthalte und dem Ansehen nach, muß er es seyn.) (indem er Paolinen betrachtet.)

Paol. (Was für ein hübscher junger Mensch!) (indem sie Beltramen betrachtet.)

Beltr. Ich möchte nicht gern einen Irrthum begehen. (zu Paolinen.)

Paol. Ist er ein Bedienter von dem Herzog Don Luigi?

Beltr. Ich diene zwar bey einem andern Herrn, aber, der Verwandtschaft wegen, hat er mir auch zu befehlen, und schickt mich jetzt hieher, mich zu erkundigen, wer nach ihm gefragt habe.

Paul. Ich bin es, der gern mit ihm sprechen möchte.

Beltr. Er läßt sich durch mich entschuldigen, daß er nicht selbst hergekommen ist, weil ihm etwas Nothwendiges abgehalten hätte. Wenn sie aber so gütig seyn wollten, eine Tasse Schokolate bey ihm zu trinken, so bittet sie der Herzog hiermit zu sich in sein Haus. Sollten sie aber ja nicht von hier weggehen wollen, so wollte er, im Kurzen, selbst herkommen, ihr Anbringen zu vernehmen.

Paol. Ich kann mich jetzt unmöglich von der Felucke entfernen, und werde also den Herzog lieber hier erwarten.

Beltr. So, wie es ihnen beliebt.

Paol. Sag er mir doch, mein Freund, wer ist denn sein Herr, da er nicht beym Herzoge dient?

Beltr. Es ist der Prinz Don Ferdinand, der nur eine einzige Tochter hat, und beyde, der Herzog und er, werden bald eine Familie ausmachen.

(Mariana läßt sich sehen.)

Paol. Also will Don Luigi des Prinzen Tochter heirathen? (hitzig)

Beltr. Ja, mein Herr; warum wundern sie sich denn so darüber?

Mar. (Ich Unglückliche, was höre ich? Ach, der Nichtswürdige hintergeht mich. Doch, jetzt muß ich noch schweigen, jetzt muß ich noch an mich halten.) (für sich, entfernt.)

Paol. Sag er mir doch, ist denn der Herzog zu dieser Heirath gezwungen worden?

Beltr. O, nein, mein Herr, sie ist schön, und er ist in sie verliebt.

Paol. (Ach mein armes Fräulein!) Wenn wird denn die Vermählung vor sich gehen?

Beltr. Bald. Sie kann es kaum erwarten, wie man sagt, und ihre Hofmeisterin dringet auch drauf.

Paol. Hat die Braut keine Mutter mehr?

Beltr. Nein; sie starb ihr vor Kurzen, und eine gewisse Donna Placida vertritt jetzt Mutterstelle.

Paol. Placida? (mit Verwunderung.)

Beltr. Ja, mein Herr. Kömmt das ihnen auch so fremd vor?

Paol. Ist ihr Mann nicht bey ihr?

Beltr. Er ist nicht allein nicht bey ihr, sondern sie weis auch nicht einmal, ob er noch lebt oder ob er umgekommen ist. Kennen sie sie, mein Herr?

Paol. Höre er doch, weis er nicht, wie ihr Mann heißt?

Beltr. Er heißt Roberto.

Paol. (Nun das ist wahrhaftig schön! Der Capitain Roberto findet seine Frau, auf eine recht unerwartete Art, wieder.)

Beltr. Haben sie vielleicht Nachricht von ihm?

Paol. Ja, er befindet sich jetzt in Neapel.

Beltr. Der Henker! Donna Placida wird sich recht über diese Neuigkeit freuen. Wo ist er? Wenn ist er angekommen?

Paol. Er ist eben jetzt in der Stadt. Wir sind mit einander in diesem Haven eingelaufen; er kömmt aus Indien, und hat mir alle seine Angelegenheiten anvertrauet. Er giebt sich alle Mühe, seine Frau aufzusuchen.

Beltr. Wo kann ich ihn zu sehen bekommen?

Paol. Hier; wenn er ein wenig warten will, er wird bald wiederkommen. Er gieng nur aus, ein Quartier zu bestellen.

Beltr. Es sind mir alle Wirthshäuser da herum bekannt. Ich will also sehen, ob ich ihn finden kann. Dann will ich ihn selbst in meines Herrn Haus führen, wo er seine Frau antreffen wird. Ich will diese Mühe ihrentwegen über mich nehmen, weil sie so gut ist. Beschreiben sie mir ihn doch einmal, wie er aussieht, damit ich ihn kennen kann.

Paol. Es ist ein Mann von mittler Statur, der ein sehr deutliches Kennzeichen an sich hat, das ist seine Nase, die so entsetzlich groß ist, daß man davor erschrickt. Er hat eine Warze auf dem einen Backen, und auch eine unten am Kinn, daß man ihn also unter Hunderten unterscheiden kann. Er trägt die Officieruniform, weiß und roth, und Stock und Degen.

Beltr. Ich will mir ein Verdienst bey der Frau Gouvernante machen, und ihren Gemahl zu ihr führen. Sie gilt viel im Hause, und durch sie kann ich meine Umstände sehr verbessern. Ich möchte gern Kammerdiener bey der Braut werden, und, durch ihre Vermittelung, gedenke ich diese Gnade zu erhalten.

Paol. Ist er verheirathet?

Beltr. Nein, ich bin noch ledig.

Paol. Aber er denkt doch, sich einmal eine Frau zu nehmen?

Beltr. Wer weis? Aber nur jetzt nicht.

Paol. Hat er keine Liebste?

Beltr. Mein Herr, ich sehe des Herzogs Kutsche stille halten. Er kann nicht weiter fahren. Wollen sie ihm entgegen gehen, oder soll er hieher kommen?

Paol. (Sie siehet erst nach der Donna Mariana.) Sag er nur, daß ich ihn hier erwarte.

Beltr. Ja, gleich, mein Herr. Gehen sie aber ja nicht weit vom Ufer weg, damit sie der Herzog siehet, wenn er kömmt. Indeß will ich den Don Roberto aufsuchen, und alle Leute anhalten, die große Nasen haben. (geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Paolina und Mariana.

Paol. Haben sie es gehört?

Mar. Du mußt ihn annehmen, und gleich von mir und meinen Angelegenheiten zu sprechen anfangen. Gieb dich für einen Verwandten von mir aus und sage, daß ich dich an ihn abgeschickt hätte, Rechenschaft von ihm zu fodern, warum er mich verlassen habe. Wir wollen aus seinem eigenen Munde hören, ob er unerkenntlich gegen mich ist, oder ob der Treulose Reue von sich spüren läßt, wenn er meinen Namen hört. Wenn er dich frech anredet, so antworte ihm stolz.

Paol. Mein gnädiges Fräulein, sie werden mich in einen schlimmen Handel verwickeln.

Mar. Fürchte du dich nur vor nichts, ich will hier auf der Seite schon auf alles Acht geben. Sey du nur, mir zu Gefallen, recht listig und verschlagen. Ich sehe den Undankbaren schon kommen.

Die

Die Wuth überfällt mich; bevor ich aber meinen Verdruß äußere, will ich sein Herz erforschen.

(Sie geht bey Seite.)

Paol. Ich glaube, daß die Sache für mein Fräulein gut ablaufen wird. Wer könnte dem Herzoge wohl zutrauen, daß er in eine andere Schöne verliebt seyn sollte? Da ist er: ich wüßte nicht, was ich drum gäbe, wenn ich mit der Sache nichts zu thun hätte. Wenn ich es ihr aber abschlüge, so wäre der Teufel los. Doch, ich will nur machen, daß ich geschwinde fertig werde, und wenn es ja schlimm ablaufen sollte, so mag sie für das Uebrige stehen.

Sechster Auftritt.

Der Herzog Don Luigi, Paolina, und Donna Mariana bey Seite.

Luigi. Hier bin ich, mein Herr. Verzeihen sie mir, wenn ich zu lange verzögert habe, ihre Befehle zu hören.

Paol. Ich danke ihnen, mein Herr, für ihre Gütigkeit. Sie kommen zeitig genug.

Luigi. Was steht zu ihrem Befehl?

Paol. Vergeben sie, mein Herr, wenn ich mich unterstehe — ihnen beschwerlich — zu fallen —

Luigi. Darf ich fragen, wer sie sind?

Paol. Ich bin ein Cavalier aus Messina.

Luigi. Eine Stadt, in der man mir, eine lange Zeit, freundlich und gefällig begegnet hat, und deren gütiges Bezeigen gegen mich ich niemals vergessen werde. Ein jeder Einwohner derselben findet allemal einen Freund an mir.

Paol.

Paul. Ich weis, daß Messina die Ehre gehabt hat, ihnen zu gefallen, und ich weis auch, daß sie in dieser Stadt zum erstenmale verliebt wurden, ja, daß die glückliche Person, die ihr Herz gefesselt hält, in meinem Vaterlande noch lebt.

Luigi. Dergleichen zärtliche Empfindungen sind unserm Alter angemessen. Entdecken sie mir doch, von was für einer Familie sie sind.

Paul. Ich bin Don Paolino, Graf dell' Infantado, und der nächste Anverwandte von der Donna Mariana.

Luigi. Ich habe die Ehre, diese Familie, als eine der berühmtesten im ganzen Königreiche Castilien, zu kennen. Es freuet mich, in ihnen einen Abkömmling derselben und zugleich einen nahen Verwandten von der Donna Mariana zu sehen. In was für Angelegenheiten kommen sie denn nach Neapel?

Paol. Ihnen die Wahrheit zu gestehen, so ist es eine Sache, die keinen Aufschub mehr litte. Ich komme, ihnen, im Namen meiner Verwandtin, zu sagen, daß sie auf dem Besitze ihres Herzens beharret.

Luigi. Sie kommen zu spät, mein Freund. Der zerrissene Contrakt hat mich längst wieder frey gemacht, und ich bin schon mit einer andern versprochen. Wenn der Rath ihres Onkels nicht so viel bey ihr vermocht hätte, so würde ich nicht so kühn gewesen seyn, mein Versprechen zurück zu nehmen. Ich bin aber nunmehr durch ihr eigenes Verfahren gerechtfertiget, ohne daß man mich beschuldigen kann, daß ich mein Wort nicht gehalten hätte.

Paol. Die gute Mariana ist durch anderer Leute Bosheit hintergangen worden; und wenn sie ein ehrlicher Mann sind, so lassen sie ihr Gerechtigkeit wiederfahren.

Luigi. Mein Herr, wenn ich ihnen sonst mit nichts dienen kann, so brauche ich mich nicht länger mit ihnen in Unterredungen einzulassen.

Paol. Man sieht wohl, daß sie ein — ein Treuloser sind, ein Mann, der sein Wort nicht hält —

Luigi. Ein ehrlicher Mann leidet keine Beschimpfungen; und sie, die sie mich hier, auf öffentlicher Straße, an meiner Ehre angreifen, sollen mir, für diese Beleidigung, mit dem Degen in der Faust, Rechenschaft geben.

Paol. Mit dem Degen? Sie kennen mich nicht, mein Herr. Sie müssen zu einer beqvemern Zeit kommen, wenn sie sich mit mir schlagen wollen.

Luigi. Ich sahe es ihnen gleich am Gesichte an; sie sind ein niederträchtiger Mensch.

Paol. Ich glaubte nicht, daß ich sie so geschwind böse machen würde.

Siebenter Auftritt.

Donna Mariana bey Seite, und die Vorigen.

Luigi. Gehen sie wieder hin, wo sie hergekommen sind, und sagen sie der Donna Mariana, daß sie mich, nach ihrer eigenen Entsagung, widerrechtlich beschuldiget; daß sie nicht mehr an eine aufgehobene Verbindlichkeit gedenken müsse.

Paol. (O, nun kömmt sie selbst.) Ja, Ehrloser — (sehr hitzig.)

Luigi. Diese freche Beschimpfung bringet mich in Wuth. (Er greift nach den Degen.)

Paol. (Sie weicht zurück.)

Mar. Barbar, richte deine Stöße auf diese Brust, gebrauche deinen Degen gegen mich, da du meine Ehre schon verwundet hast. Mariana soll dich, Treuloser, in deiner Gegenwart, Lügen strafen. Es ist nicht wahr, daß dein Herz von den Verbindlichkeiten gegen mich, frey sey; ein Verräther hat mir die verwerfliche Entsagung, mit Gewalt, entrissen. Man bedienet sich gemeiniglich der Macht auf dieser Welt wider arme Unterdrückte; allein, die Gerechtigkeit des Himmels schmeißt auch Riesen zu Boden. Ich weis, daß die Kunstgriffe, die Gewalt und der Stolz meiner Feinde nicht zulassen werden, daß ich vor den Thron des Königs kommen kann; aber, wo ich ihn nur, außer seinem Pallaste antreffen werde, und wenn es auf freyer Straße wäre, so will ich mich zu seinen Füßen werfen. Die treulose Bosheit dieser Verruchten soll nicht vermögend seyn, mich abzuhalten, sein königliches Herz um Gerechtigkeit anzuflehen. Ich entdecke dir jetzt meine verborgensten Gedanken, und versichere dich dabey, daß ich, im Angesicht der ganzen Welt, meinen Bräutigam zu behaupten suchen werde; diesen empfieng ich einst in dir von der Hand der Liebe, und den soll mir jetzt Gewalt und Rache erhalten. Wo du aber noch Herz genug hast, so mache, daß ich mich umsonst um dich beeifere, benimm mir alle Hoffnung, da du den Degen noch in deiner Hand hast. Durchstoße dieses Herz, ungetreuer Verräther,

ther, und laß die Grausamkeit siegen, wofern die Liebe nicht siegen kann.

Luigi. O, was soll ich mit einem erzürnten Frauenzimmer anfangen? Mein grausames Schicksal hat sie hieher zu mir geführt. (Er steckt den Degen wieder ein.)

Mar. Ich sehe, daß du, in meiner Gegenwart, weniger kühn und grausam bist. Mit mir verlangst du nicht zu streiten; du bietest mir Frieden an. (Er wirft den Degen weg.) Armer Don Luigi! Was muß es nicht für Mühe gekostet haben, ehe sie dein getreues Herz bezaubern konnten! Ich sahe dich schon, von einer Menge Verwandten und Freunden umringet, die dir eine neue Verbindung, unter königlicher Genehmhaltung, vorschlugen. Ich weis die listigen Vorschläge, ich weis die Bewegungsgründe, die dir die Treulosen, dich verbindlich zu machen, zu meinem Nachtheil vorgesagt haben: Und endlich mußtest du, einsam, unglücklich und betäubt, und von mir entfernt, zugeben, daß dein Herz, zu meinem Verdruß, nach und nach ungetreu wurde. Glaubest du, daß ich nicht weis, daß dein aufrichtiges und bekümmertes Gemüth, es mit Widerwillen wird vernommen haben, daß ich unsern Ehecontrakt habe zerreissen müssen? Daß es noch zweifelhaft gewesen seyn wird, ob ich nicht vielleicht dazu gezwungen worden sey, und daß du mich, wider deinen Willen, wirst beschuldiget und für undankbar gescholten haben? Ich schwöre dir aber zu, hier vor deinem Angesichte, bey unserer ersten Liebe, bey meinem eigenen Herze, schwöre ich dir zu, daß ich es nicht

bin.

bin. Ich bin noch eben dieselbe, die dir sonst so sehr gefiel; ich besitze alle die Reize noch, die du ehemals an mir entdecketest. Diese betrübten Augen, die du so erhubst, die dein schönes Herz bezauberten, sieh sie nur an, sind eben noch dieselben, so, wie diese Wangen, die du sonst so zärtlich klopftest, sind, geliebter Engel, auch noch dieselben. Arm bin ich zwar, das weis ich, aber das wußtest du auch. Ich habe kein neues Verbrechen begangen, das die Achtung gegen mich vermindern könnte. Ich bin deiner würdig, mein Geliebter, wenn du dir von der Liebe rathen lassen willst; wo du mich aber verläßt, so mußt du ein Tygerherz haben, Treuloser.

Paol. Und ich, mein Herr, den sie herausfoderten, muß ihnen gestehen, daß ich auch ein Frauenzimmer bin, und daß das die Waffen sind, deren sich unser Geschlecht bedient.

Luigi. Ach Donna Mariana, ich muß mich schämen; ihre Vorwürfe sind mir durchs Herz gedrungen; ihre liebreichen Worte haben mich dergestalt gerührt, daß ich nicht drauf antworten kann und ganz außer mir selbst bin. Wir haben aber nunmehr genug hier, auf öffentlicher Straße, gesprochen; kommen sie also, unter dem Namen einer Anverwandte von mir, mit in mein Haus. Da will ich ihnen meine Umstände erzählen, da sollen sie meine Gefahr sehen, da will ich ihrem Rathe, weil sie weise sind, folgen. Und wenn es wahr ist, daß sie mich lieben, so verlassen sie sich auf meine Ehre und hoffen sie.

Paol. (Merken sie nicht, gnädiges Fräulein, daß er sie nur einschläfern will?) (sachte zur Donna Mariana.)

Mar. Ja, Don Luigi, ich liebe sie, und will sie nicht unglücklich machen. Die gefährliche Verbindlichkeit, wegen ihrer neuen Vermählung, ist mir bekannt; ich bedaure sie, und will meinen Verdruß darüber noch aufschieben. Nur dieses verlange ich noch von der Aufrichtigkeit ihres Herzens zu erfahren, ob sie meine Nebenbuhlerin auch lieben?

Luigi. Sie sollen alles noch erfahren, kommen sie nur. (Er geht seufzend ab.)

Paol. Wenn er Nein dazu sagt, so glauben sie ihm nicht — so viel.

Mar. Von einem so guten Anfange vermuthe ich mir noch ein besseres Ende. (geht ab.)

Paol. Mein ganzes Herz zittert mir noch vor Schrecken. Du arme Paolina, du hast einen harten Streit auszustehen gehabt. Nun will ich auch, so geschwind, als mir nur möglich, dieses Kleid ausziehen. Ich wollte nicht, daß ich noch einmal herausgefodert würde. Anstatt der Degen, Dolche und großen Raufer, will ich mit Worten tödten, und mit Blicken umbringen.

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritter

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Ein Zimmer bey der Donna Isabella.

Donna Isabella, hernach der Ritter Ansaldo.

Isabella.

Und der Ritter kömmt so gerade herein, ohne sich anmelden zu lassen? Welche unerwartete Kühnheit, welche Dreistigkeit! Er weis doch, daß es nicht erlaubt ist, in meine Zimmer zu kommen. Ach wenn doch meine Gouvernante wieder da wäre.

Der Ritter. Ich bitte um Verzeihung, daß ich so kühn gewesen bin, mir diesen glücklichen Augenblick, zu meinen Absichten, zu Nutze zu machen.

Isab. Mein Herr, es schickt sich nicht, daß ich, wenn Niemand bey mir ist, eine Mannsperson annehme.

Der Ritter. Ich werde gleich wieder weggehen, ich gebe ihnen mein Wort drauf. Erlauben sie mir aber nur, daß ich mich gegen sie erklären darf, und zugleich von ihnen vernehme, ob ich vergebens hoffe.

Isab. Ich hänge nicht von mir selbst ab. Indeß gehen sie nur aus meinem Zimmer.

Der Ritter. Hören sie nur das geneigt an, was ich von ihnen will. Ich weis, daß sie, auf Befehl ihres Herrn Vaters, ihre Hand, zu meinem grösten Unglück, meinem Bruder geben sollen. Aber

der Vater gedenkt darum nicht, ihr Herz zu zwingen; deswegen möchte ich gern wissen, ob ihre Liebe auch dabey mit einstimmig ist.

Isab. Ich bin nicht Willens, ihnen meine geheimen Gesinnungen zu entdecken; ich bin ein unverheirathetes Frauenzimmer, und das mag genug für sie gesagt seyn. Mein Vater hat über mich zu gebieten.

Der Ritter. Diese zweifelhafte Antwort ermuntert mich zur Beständigkeit. Wenn sie ihr Herz noch nicht verschenkt haben, so bleibt mir also noch eine Hoffnung übrig. Der Herzog, mein Bruder, prahlt mit seinem großen Ansehen; wenn sie ihm aber nicht den Vorzug geben, so schreckt er mich nicht dadurch ab. Und was den Prinz Ferdinand anbetrifft, der meiner Verbindung zuwider ist, so bin ich völlig überzeugt, daß er seine Einstimmung gleich dazu geben wird, so bald sie nur wollen. Mein kühnes Unternehmen treibt mich, diesen Versuch noch zu wagen, in der Hoffnung, daß sie für meinen Bruder nicht eingenommen sind.

Isab. Nun, mein Herr, ich will ihnen nicht länger schmeicheln; ich gestehe ihnen also hiermit, daß ich des Herzogs Braut bin, und daß ich ihn auch liebe.

Der Ritter. Grausames Schicksal! Aber sagen sie mir nur, hat er denn ihr Herz gar zu sehr eingenommen, daß kein anderer sich darauf Hoffnung machen darf?

Isab. Sie zwingen mich, es ihnen zu sagen, und ich will aufrichtig mit ihnen reden. Wer jemals, außer ihm, meine Liebe zu erlangen denkt, der schmeichelt sich umsonst und hofft vergebens.

Der Ritter. Diese grausame Verweigerung erduldet kein verliebtes Herz. Ich werde deswegen nicht aufhören, neue Versuche in meinem Unternehmen anzustellen. Donna Isabella, die Art und Weise, mich zu rächen, ist in meiner Gewalt. Ich kann ein Geheimniß entdecken, das sie zu Schanden macht. Wenn sie nicht unerkenntlich gegen mich sind, so soll es unter uns verschwiegen bleiben; wofern sie aber halsstarrig seyn wollen, so will ich es der ganzen Welt bekannt machen. Hören sie nun, und thun sie selbst den Ausspruch, wieviel dieses Geheimniß auf sich hat. Sie sind des Prinzen Ferdinand Tochter nicht.

Isab. O Himmel!

Der Ritter. Ja, das versichere ich sie; ich pflege nie zu lügen. Hier, auf diesem Blatte, haben sie den zuverläßigsten Beweis davon. Ist ihnen diese Hand bekannt? (indem er ihr den Brief zeigt.)

Isab. Ach ich arme Unglückliche! Diesen fatalen Brief hat meine Mutter geschrieben.

Der Ritter. Sehen sie, die arme Kranke schrieb an ihren Gemahl, und wer seinem Ende so nahe ist, der lügt nicht.

Prinz Ferdinand, geliebter Gemahl,
Von ihnen entfernt, liegt ihre kranke
Gattin in den Armen des Todes. Eine
innerliche Gewissensangst nöthiget sie, ih-
nen zu entdecken, daß Isabella ihre Toch-
ter nicht ist.

Isab. O wehe! Lesen sie fort. Lassen sie mich doch, ums Himmels willen, wenigstens wissen, mein Herr, wer mein Vater ist.

Der Ritter. Es mag für dießmal genug seyn. Ich thue besser, wenn ich es ihnen noch verschweige; wenn sie aber noch unerkenntlich gegen mich sind, so soll es die ganze Welt erfahren. Es steht blos bey mir, die Ehre ihrer Geburt zu retten; ich darf nur das Geheimniß verschweigen und den Brief zerreissen. Es kömmt nur blos auf sie an; ich will alles thun, was sie verlangen. Ich verlasse sie jetzt hier in ihrer völligen Freyheit; überlegen sie es und entschließen sie sich. (geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Donna Isabella allein.

Ich Unglückliche! Was höre ich? Ach nun bin ich der Verbindung mit dem Herzoge nicht mehr würdig. Ich vergehe in meinem Elende. Wenn mir nur wenigstens Donna Placida in meinem Jammer beystünde. Vor ihr wollte ich mich nicht schämen, es ihr zu entdecken. Mein Vater soll mir auch, in diesem bekümmerten Zustande, beystehen. Aber ach! Ich habe ja keinen Vater mehr. Leb wohl, angenehme Hoffnung. Von der Grausamkeit meines Verhängnisses so weit erniedriget, soll nichts, als Thränen, meinen innern Kummer stillen. (Sie setzt sich an einen kleinen Tisch, weint, und bedeckt sich das Gesicht mit der Hand.)

Dritter Auftritt.

Der Herzog Don Luigi und die Vorige.

Luigi. Wer kann wohl jemals mehr Marter ausgestanden haben, als ich? Wo muß doch Donna

Placida

Placida seyn? Ich suche sie, und kann sie nirgends finden. Bevor ich mich dem Prinzen Ferdinand zeige, will ich der Donna Placida guten Rath anhören. O Himmel! Donna Isabella? Was macht sie? Sinnet sie oder ruhet sie? Sollte mir mein Schicksal wohl jemals eine so liebenswürdige Braut rauben können?

Isab. Ach, da ist keine Hülfe mehr übrig. Himmel, was sehe ich? (Sie richtet sich ein wenig auf und erblickt den Herzog.)

Luigi. Verzeihen sie, ich bitte sie, daß ich so kühn gewesen bin, herein zu kommen. Ich suche ihre Gouvernante überall vergebens.

Isab. Gehen sie, mein Herr, gehen sie, und verlassen sie dieses Haus.

Luigi. So strenge sollte man demjenigen nicht begegnen, der ihnen zum Bräutigam ausersehen ist.

Isab. Ein vormals lieblicher Name, den ich mich aber jetzt nicht mehr auszusprechen unterstehe.

Luigi. (O! Der Name Bräutigam beunruhiget Isabellens Herz?) Ach, die unglückliche Begebenheit, wegen der Donna Mariana, ist gewiß bekannt geworden; und das Geheimniß ist, zu meinem größten Unglück, schon entdeckt. (Es ist doch vergebens, daß ich meinen geheimen Kummer zu verbergen suche.)

Isab. Ich bitte sie, ums Himmels willen, gehen sie nur aus diesem Zimmer.

Luigi. Sagen sie mir nur wenigstens, warum?

Isab. Nöthigen sie mich nicht zum Sprechen.

Luigi. O, nun verstehe ich sie schon, und die Ursache davon ist sowohl ihrem, als meinem Herzen, empfindlich

pfindlich und fatal. Es ist leider alles, zu meinem größten Kummer, offenbar.

Isab. (Ach der boshafte Ritter hat das ganze Geheimniß entdeckt!)

Luigi. Die Wahrheit läßt sich nicht verschweigen: und ich selbst wollte diesen Zufall nicht länger verborgen halten. Ich kam in der Absicht hieher, der Donna Placida das Geheimniß zu entdecken. Welcher schwatzhafte Mund muß aber meinem eigenen Geständisse zuvorgekommen seyn?

Isab. Der Ritter Ansaldo versetzte mir diesen tödtlichen Streich.

Luigi. Ich weis, was dieses boshafte Gemüth für eine Absicht gehabt hat. Er beneidet mich um ein Glück, das mir der Himmel versprach. Die Liebe, die er zu ihnen hat, bedeckt des Bösewichts Eifer.

Isab. Er gab vor, das Geheimniß sey ihm nur allein bekannt, und der Lügner versprach auch, es vor der Welt verborgen zu halten. Nun aber, da Jedermann meine unglückliche Begebenheit weis, warum müssen sie nun noch kommen, mich hier, in meiner Einsamkeit, zu betrüben?

Luigi. Sie sehen die Schamröthe auf meinem Gesichte; aber, selbst dem Schicksale zum Trotz, will ich sie beständig lieben. Ja, wenn mich auch auf der einem Seite eine Ursache verhindert, ihnen meine Hand zu reichen, so sollen sie doch dieses Herz, das ihnen zugehört, nicht verstoßen können.

Isab. Ihr Stand, mein Herr, verbindet sie, sich zu vermählen; ich aber bin nunmehr, durch mein widriges Verhängniß, nicht mehr würdig, sie zu

besitzen.

besitzen. Ich will sie also nicht verhindern, daß eine andere glücklichere Gemahlin diejenige Liebe, die ich mir nicht versprechen darf, sich zueigne.

Luigi. O Himmel! So gelassen, ohne sich zu erzürnen, entsagen sie der Treue, die ihnen mein Herz geschworen hatte? Verzeihen sie mir, wenn mein Verdacht zu weit gehet; aber man kann dieses als ein Merkmal von einer sehr kaltsinnigen Liebe ansehen. Selbst der Stolz wird bey dem, wer eifrig liebt, zur Tugend.

Isab. Ueber wen soll ich mich denn beklagen, wenn mir ein schriftlicher Beweis das Urtheil spricht?

Luigi. Der ist zerrissen; alles, was meinem Herzen noch im Wege ist, bestehet blos in der Ehre.

Isab. Ach, Herzog, ich muß ihnen Recht geben. (seufzend.)

Luigi. Da kömmt Don Ferdinand.

Isab. Ach ich arme Unglückselige!

Luigi. Und ihre Gouvernante kömmt auch zugleich mit ihm.

Isab. Ich will mich entfernen.

Luigi. Nein, bleiben sie. (Er hält sie zurück.)

Isab. Ich habe das Herz nicht, sie anzusehen.

Luigi. Sie sind nicht Schuld daran. Ich sollte mich schämen.

Vierter Auftritt.

Der Prinz Ferdinand, Donna Placida, und die Vorigen.

Ferd. Wenn ihre Liebe denn gar zu groß ist, Herzog, so stehet es blos bey ihnen, den Tag der Vermäh-

lung zu bestimmen. Ihr und mein Monarch giebt seine Genehmhaltung dazu.

Isab. (Es ist ihm noch nichts davon bekannt.)

Luigi. (Er weis noch nichts von der Sache.)

Ferd. Meine Tochter, ich füge zu deiner Freude noch eine andere. Der Donna Placida Gemahl ist endlich, nachdem er so viele Jahre abwesend gewesen, wieder hier in Neapel angelanget.

Plac. Man hat mir es eben jetzt gesagt. Ich habe ihn aufsuchen lassen, kann ihn aber noch nicht zu sehen bekommen.

Ferd. Freue dich mit ihr über diese glückliche Nachricht. (zur Donna Isabella.) Warum siehst du so traurig, so betrübt aus, meine Tochter? Ist ihnen die Ursache nicht bekannt, die ihr Herz beunruhiget? (zur Donna Placida.)

Plac. Ehe ich sie verließ, sahe sie ganz heiter aus. (zu Don Ferdinand.) Nun aber finde ich sie völlig verändert. Sagen sie, geliebte Isabella, welcher neuer Kummer stört die Ruhe ihres Gemüths?

Ferd. O, ich sehe Thränen aus ihren Augen fließen. Sie, Don Luigi, werden wohl die Ursache ihrer Betrübniß wissen, weil sie bey ihr gewesen sind.

Luigi. O, ich weis die Ursache mehr, als zu wohl, mein Herr.

Plac. O Himmel! Das Herz bebet mir.

Luigi. Ach der Schmerz betäubt mich in Gegenwart meiner Schöne. Die Pflicht verlangt, daß ich rede; aber die Schamhaftigkeit gebeut mir, zu schweigen.

Isab. O, daß sich mein trauriges Schicksal nicht verbergen läßt!

Ferd. Nun, meine Tochter, rede.
Plac. Nun, fassen sie einen Muth.
Isab. Hören sie nur. (Sie ziehet die Donna Placida bey Seite und schlägt die Arme um ihren Hals.) (Ach, ich habe nicht Herz genug, es ihnen zu entdecken. Prinz Ferdinand ist nicht mein Vater.) (Sachte zur Donna Placida.)
Plac. (O Gott! Wie ist dieses Geheimniß, in aller Welt, bekannt geworden?) Herzog, sollte das wohl wahr seyn? (laut.)
Luigi. Man darf nicht mehr daran zweifeln.
Ferd. Lasset mich nicht länger in qvälender Ungewißheit. (zur Donna Placida und Isabellen.)
Plac. (Wer hat ihnen das gesagt, mein Kind? (sachte zu Isabellen.)
Isab. (Meine Mutter hat vor ihrem Ende noch einen Brief geschrieben, den ich eben jetzt in den Händen des Ritters Ansaldo gesehen habe.)
Plac. (Stehet des Vaters Name darinne?)
Isab. (Den habe ich noch nicht erfahren können.)
Ferd. O, man macht, daß ich alle Geduld verliere. Was ist es denn für ein Geheimniß? Ich will es wissen; redet.
Isab. (Ich unterstehe mich nicht, mit ihm zu reden.) (zur Donna Placida.)
Luigi. Ich will das Geheimniß nur entdecken —
Plac. Niemand, als ich, kann ihnen die Wahrheit sagen. Dieses unschuldige Kind, das sie so betrübt hier vor sich stehen sehen, ist nicht, wie sie geglaubt haben, ihre Tochter.
Ferd. Gerechter Himmel!

Luigi. (Ach, ich Unglücklicher! Was höre ich?) Sollte dieß nicht ein Betrug von meinem Bruder seyn?

Plac. Ein Brief von der Verstorbenen hat alles entdeckt. Ich weis um das Geheimniß, und will nichts verschweigen. Hören sie also die Wahrheit aus meinem Munde gelassen an; ich hoffe ihr zweifelvolles Herz zu besänftigen. Sie wünschten, gnädiger Herr, zehen ganzer Jahre umsonst, von ihrer Gemahlin, die sie so sehr liebten, Erben zu bekommen. Die Kennzeichen ihrer Schwangerschaft verursachten ihnen große Freude, und endlich, nach neun Monaten, gebahr sie ihnen eine Tochter. Sie waren alsdann sehr zufrieden mit ihr, und freueten sich so darüber, als sich jemals ein Vater gefreuet hat. Da sie nun den Himmel so eifrig nur um eine Frucht ihrer Liebe angeflehet hatten, so war ihnen auch das Geschlecht ihres Kindes gleichgültig. Dieses wohlgestalte Kind, das ihnen der Himmel verliehen hatte, machte, daß sie ihre Liebe gegen ihre Gemahlin verdoppelten. Aber kaum waren drey Tage vorbey, als der Tod dieses geliebte Kind der betrübten Mutter wieder raubete. Der Schmerz, den dieser unerwartete Schlag dem Vater verursachen würde, lag ihr mehr am Herzen, als ihre eigene Betrübniß. Gleich trieb sie die Liebe an und rieth ihr, das erblaßte Kind mit einem andern zu vertauschen. Um dem betrübten Vater allen Kummer zu benehmen, überwand sie die Vorwürfe, die ihr ihr Gewissen, bey diesem liebreichen Betruge, machen konnten. So oft sie nun kamen, ihr kleines Töchterchen zu

küssen,

küssen, so glich es ihnen an Mienen und Gesicht. Sie sahen, daß ein artiges und wohlgezogenes Kind aus ihm wurde, waren vollkommen mit ihm zufrieden, und das ist eben diese Tochter.

Ferd. O, so will mir also mein Schicksal die Ehre rauben, dein Vater zu seyn, geliebte Isabella? Nein, mein Herz liebt dich nur gar zu sehr. Du bist bisher meine Tochter gewesen, und ich werde Zeitlebens dein Vater bleiben.

Isab. Ach mein Herz unterliegt bey dieser allzugroßen Gnade.

Plac. O, welche Zärtlichkeit!

Luigi. (Ich bin ganz außer mir.)

Ferd. Aber von was für einer Geburt ist sie, da sie ein so edles Herz hat? (zur Donna Placida.)

Plac. Gnädiger Herr, bey dieser Frage fange ich an, mich zu schämen; doch ich erwarte alles von ihrer Gnade — Ich bin Isabellens Mutter.

Isab. Ach geliebte Mutter! (Sie fällt der Donna Placida um den Hals.)

Plac. Ach meine Tochter! (indem sie sie zärtlich küßt.)

Luigi. (Ach, ich kann mich der Thränen nicht enthalten.)

Ferd. (Welche wunderbare Bezauberung für mein zärtliches Herz!)

Fünfter Auftritt.

Der Ritter Ansaldo und die Vorigen.

Der Ritter. Mein Herr, ich weis, daß es nicht erlaubt ist, so frey herein zu kommen; aber die Nothwendigkeit wird meine Kühnheit entschuldigen. Ich ersuchte sie diesen Morgen —

Ferd.

Ferd. O, undankbarer Ritter! Wo haben sie den vorborgenen Brief meiner verstorbenen Gemahlin?

Der Ritter. Mein Herr, ich sahe das traurige Unglück, das ihr Herz dadurch erdulden würde, voraus, und das Mitleid rieth mir, ihn vor ihnen verborgen zu halten. Da aber andere die Schwachheit begangen haben, ihnen das Geheimniß zu entdecken, so übergebe ich hiermit den verlangten Brief in ihre eigene Hande.

Ferd. (Er geht bey Seite, den Brief zu lesen.)

Der Ritter. Herzog, beklaget euch nicht, wenn euch etwas beschämen wird, daß mir die Ehre befohlen hat, bekannt zu machen.

Luigi. Mein jüngerer Bruder ist mein Lehrmeister nicht.

Plac. Mein Herr, Isabella ist die Tochter eines rechtschaffenen Vaters. Don Roberto, mein Gemahl, ein Edelmann aus Capua, wurde Capitain unter den spanischen Truppen. Arm an Vermögen, suchte er ein besseres Glück zu machen, und ich diente bey meiner Prinzessin, als Ehrendame. Es ist wahr, daß ich dieser erlauchten Dame mein Kind abtreten mußte, doch hatte ich dabey das Vergnügen, beständig bey demselben zu seyn, und schätzte mich, bey allem meinem Unglück, noch glücklich, daß ich Hofmeisterin von meiner eigenen Tochter wurde. Nun muß ich zwar selbst gestehen, daß sie einer ehelichen Verbindung mit dem Herzoge nicht würdig ist, und bitte sie deswegen um Verzeihung, daß ich es bisher zugelassen habe. (zu Luigi.) Wofern aber Prinz Ferdinand noch eben

dieselbe

dieselbe Liebe für sie hat, so ist sie ihres Herzens auch nicht unwürdig. (zu Luigi.)

Luigi. Ich bin allzu unglücklich, und verdiene sie nicht einmal.

Ferd. Du Angedenken meiner Gemahlin, dich küsse ich, und verzeihe ihr. Diese liebreiche List hat meine Zufriedenheit unterhalten; einen so glücklichen Betrug muß man nicht bereuen. Es war ein Werk des Mitleids der himmlischen Güte, daß Donna Placida gleich ein Kind bereit hatte. Der schmerzliche Verlust, (ach ich erschrecke noch, wenn ich daran gedenke!) würde mir zu der Zeit das größte Herzeleid verursachet haben. Isabella ist zwar nicht die Tochter meiner Gemahlin, das ist wahr; aber sie hat doch eine rechtschaffene, vernünftige und redliche Frau zur Mutter; ja, ihre erhabene Tugend, die ihr Herz beseelt, macht sie meiner väterlichen Zuneigung desto würdiger. Und da mir nun der Himmel, in dem Alter, worinne ich bin, keine Erben gelassen, so nehme ich meine geliebte Isabella an Kindes Statt an. Sie soll die einzige Erbin meines Vermögens seyn, ich nehme sie in meine Familie auf, und bey mir soll sie beständig wohnen. Meine erste Liebe ist gegen diese würdige Tochter nicht erloschen; und ich wäre bereit, mein Leben selbst für sie aufzuopfern.

Plac. Ach, aus dem Innersten meines Herzens steigen die dankbaren Thränen, die meine Augen benetzen. Ach meine beste, meine geliebte Tochter, du hast ihn bisher nicht vergebens Vater genannt; geh jetzt hin, und küsse ihm die Hand.

Isab. (Sie nähert sich, dem Don Ferdinand die Hand zu küssen.)

Ferd. Komm, meine Wertheste, komm in meine Arme.
Isab. O, liebreicher Vater!
Luigi. (Ich getraue mich nicht, diese zärtliche Empfindung, durch mein Sprechen, zu stöhren. Ich glaubte, verrathen zu seyn; aber ich darf das gute Kind jetzt nicht betrüben, da sie noch nichts von meinem Zufalle weis.)
Der Ritter. (Bisher sind meine angewandten Kunstgriffe umsonst gewesen; aber nun soll eine andere und bessere Entdeckung meinen Bruder stürzen.) Ihre Liebe, mein Prinz, die alle Grenzen übersteigt, (zu Don Ferdinanden.) könnte den Herzog, meinen Bruder, leicht bewegen, sein Wort zu halten, und die in seinem Herzen verborgene Flamme könnte, aus Liebe gegen die schöne Isabella, die sie nun an Kindes Statt angenommen haben, unvermuthet wieder auflodern; aber ich sage es, hier in seiner Gegenwart, daß er sie hintergeht. Er muß die Donna Mariana heirathen, er mag wollen oder nicht.
Isab. (O weh!)
Luigi. Was unterstehet ihr euch? (zum Ritter.)
Ferd. Seine Verbindlichkeit gegen sie ist längst aufgehoben.
Der Ritter. Donna Mariana ist hier in Neapel, und ich habe sie mit Augen gesehen.
Ferd. Ist das möglich! (zu Luigi.)
Luigi. Nichtswürdiger Bruder!
Ferd. Entdecken sie mir das ganze Geheimniß. (zu Luigi.)
Luigi. Ja, Don Ferdinand, es ist wahr, Mariana ist hier in Neapel.

Isab.

Isab. (Ach, meine Mutter, ich bin verlohren!) (sachte zur Donna Placida.)

Plac. (Betrübe dich noch nicht.) (sachte zu Isabellen.)

Luigi. Dieses Herz hier verehret die Donna Isabella beständig. Ob sich gleich ihr Herkommen verändert hat, so verändert sich doch meine Liebe nicht. Wenn sie ihrer würdig ist, so ist sie es meiner auch. Und was die Weibsperson anbetrift, die von Messina gekommen ist —

Der Ritter. Die sucht ihr Recht, die will heirathen. Verschiedene Personen haben sie heute am Haven wider meinen Bruder selbst aufgebracht und bey ihrem Vorsatz unverändert gesehen. Der sicilianische Steuermann von der Felucke hat ihren Stand und ihren Namen bekannt gemacht; und ich, der ich die Donna Isabella aufrichtig liebe, bin, ohne daß ich mich habe verstellen dürfen, selbst hinter die Wahrheit gekommen. Wenn man nun meine Liebe mit Undank belohnen sollte, so versichere ich sie, mein Herr, daß es eben diese Liebe nicht so leicht verzeihen wird. (geht ab.)

Sechster Auftritt.

Don Ferdinand, Donna Isabella, der Herzog Don Luigi, und Donna Placida.

Ferd. Herzog, kommen sie mit mir. Fürchte dich nicht, meine Beste, die Verfolgungen deines erzürnten Schicksals werden endlich doch aufhören müssen. Es eräuget sich zwar wieder eine neue Ursache, dich zu beunruhigen; allein, kränke dich

nur nicht, auch diese wird ihr Ende erreichen. Wenn ich den Gesetzen der Natur nach bisher dein Vater gewesen bin, so ist es nun meine Pflicht, dein Vater aus Liebe zu werden. Da nunmehr das große Geheimniß, das dein Herkommen entwickelt, bekannt geworden, so sollte auch der ganze verwirrte Handel zu Ende seyn; aber die Zärtlichkeit deiner Liebe und deiner Nebenbuhlerinn ihre, vergrößern die Pflicht, die mein Herz beseelt. Die Geschichte ist voll von dergleichen Entdeckungen, und wir sehen solche Begebenheiten oft auf der Schaubühne vorstellen; da mich aber nichts mehr befriediget, als die Erfüllung meiner Absicht, so will ich auch jetzt ein neues Beyspiel der väterlichen Liebe geben. Ja, ich bin dein Vater, und meine ganze Pflicht treibt mich an, ein so edles Herz, wie das deine, zu beruhigen.

(geht ab.)

Luigi. Auch ich füge dieses mit zu seinen Versprechungen. Mein Herz soll ihnen ewig treu bleiben. Und wenn mich das Schicksal hindert, ihr Gemahl zu werden, so schwöre ich ihnen zu, daß ich eher sterben, als einer andern zu Theil werden will.

(geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Donna Placida und Donna Isabella.

Plac. Bey dieser Hoffnung darfst du nicht mehr weinen, meine Tochter.

Isab. Ach, das Verhängniß hat mich einmal dazu verdammt, daß ich unglücklich seyn soll.

Plac.

Plac. Die Vorsicht hat dich mit so viel Wohlthaten überhäuft, daß du undankbar gegen den Himmel seyn würdest, wenn du dich beklagtest. Wer hätte wohl jemals hoffen sollen, daß die Entdeckung dieses wohlgemeynten Betrugs uns keinen schimpflichen Verdruß zuziehen würde? Ich lebte bisher immer in Angst; mein nagendes Gewissen erlaubte mir nicht, frey zu reden. So oft dich der Prinz Ferdinand in seine Arme schloß, so freuete ich mich über dein Glück, aber nur zitternd freuete ich mich darüber. Wenn ich mir im Geiste vorstellete, daß du dereinst die Erbin seiner großen Reichthümer werden würdest, so kam mir dieser unrechtmäßige Besitz als ein Raub vor. Tausendmal trieb mich die Ehre an, das Geheimniß zu entdecken; aber die Liebe zu dir hielt mich davon ab. Nun bin ich für diese Liebe, die bestraft zu werden verdient hätte, von aller Beschuldigung losgesprochen, und sehe alle meine Furcht geendet. Der Eifer zwoer zärtlichen Mütter hat Vergebung erhalten; danke deswegen dem Himmel, meine Tochter, und nimm seine Geschenke mit Freuden an. Ach, und damit ja unser Glück recht vollkommen seyn möge, so giebt mir auch der Himmel meinen Gatten, nach so vielen Jahren, wieder. Ich habe mehr, als einen guten Freund abgeschickt, ihn aufzusuchen, und hoffe, ihn auch noch, ehe der Tag zu Ende gehet, zu sehen. Aber ach! die mütterliche Liebe hat beynahe gemacht, daß ich ihn, anstatt ihn auszukundschaften, deinetwegen fast gar vergessen habe. Bisher beständig im Herzen betrübt und der Freude ungewohnt,

bin ich über mein doppeltes Vergnügen ganz bestürzt. Und du beklagst dich noch? Nein, meine Tochter, thue mir diese Beleidigung nicht an! Dein heiteres Gesicht vermehre meine Freude. Hoffe, und dein Herz wird vollkommen befriediget werden. Wenn man einmal das Große überstanden hat, so kann man das Kleine viel leichter überstehen. Ja, der Herzog wird der Deine werden.

Isab. O Himmel, wie erfreun sie mich! (Sie umarmt die Donna Placida.)

Plac. Ja, meine Tochter, meine geliebte Tochter, verlaß du dich nur auf die Fügung des Himmels. (Sie umarmt die Donna Isabella und gehen mit einander ab.)

Ende des dritten Aufzugs.

Vierter Aufzug.

Erster Auftritt.

Eine Straße.

Der Ritter Ansaldo und Fabrizio.

Der Ritter.

Es ist nicht die Liebe allein, die mich so aufbringet. Ehre und Rache liegen mir mehr am Herzen. Und wenn ich alle Kunstgriffe vergebens werde versucht haben, so muß es endlich mein oder meines Bruders Leben kosten.

Fabriz. Es ist doch sehr wunderbar, daß der Prinz Ferdinand, ein so vornehmer, ein so verehrungswürdiger Mann, der nunmehr weis, daß das Mädchen seine Tochter nicht ist, sie dennoch so sehr liebt, als wenn sie aus seiner Familie herstammete. Und der Herzog, Don Luigi, der so sehr auf Ehre hält, wie kann der, in aller Welt, auf eine solche Vermählung dringen? Man kann nicht anders sagen, als daß sie beyde, für Liebe, blind seyn müssen.

Der Ritter. Ich glaube, daß sie es aus Scham oder Verdruß thun. Wenn sie aber denken, mich ungestraft zu hintergehen, so irren sie sich. Tausend Gedanken von Rache beschäftigen mich jetzt. Die Entdeckung des Geheimnisses half mir zu nichts; nun aber habe ich mir schon wieder einen neuen Plan gemacht. Du weist, daß Donna Mariana hier angekommen ist; du weist, daß sie sich Recht zu

verschaffen sucht; der will ich also, zu Unterstützung ihrer Ansprüche, und der Verbindung mit meinem Bruder, bey Hofe mit meinem Schutze beystehen. Durch diesen Weg hoffe ich, mich zu rächen. Entweder muß sie der Herzog heirathen, oder ich stürze ihn.

Fabriz. Es kann seyn, daß sie ihre Absicht erreichen; aber, ihnen die Wahrheit zu gestehen, dieser Weg scheint mir ein wenig zu weitläufig. Wenn der Herzog ihr Vorhaben merkt, so heirathet er die Donna Isabella im Geheim. Und wenn eine Ehe einmal, den Rechten nach, vollzogen worden ist, so nützt ein bloßer Contrakt zu nichts, sie wieder aufzuheben.

Der Ritter. Ich will sie in ganz Neapel aufsuchen lassen. Du bist aber gar nicht mehr, wie du sonst warest, Fabrizio. Sonst warst du ein gescheider Kerl, nun aber bist du ein Narr.

Fabriz. Warten sie, jetzt will ich ihnen einen guten Rath geben.

Der Ritter. Nun, so entdecke mir deine Gedanken.

Fabriz. Sie wissen, daß der Mann von der Gouvernante Neapel verlassen hat, daß er, wie man sagt, in Indien seyn soll, und daß seine Frau seitdem nicht die geringste Nachricht von ihm erhalten hat. Nun kenne ich einen gewissen lüderlichen Kerl hier in der Stadt, der sich überall herumtreibt. Der sieht ihnen dem Capitain Roberto so ähnlich, daß ich ihn mehr, als zehenmal, für ihn angesehen habe. Er gleicht ihm so wohl im Gesichte, als an Gestalt; und beyde haben eine außerordentlich große Nase; ja, und was noch

wunder-

wunderbarer ist, so haben sie alle Beyde eine Warze auf dem Backen und eine am Kinn.

Der Ritter. Ist das möglich?

Fabriz. Glauben sie nur, was ich ihnen sage. Ich war sehr wohl mit dem Don Roberto bekannt, da er noch in Neapel war; und wenn mir der obbemeldete Herumstreicher auf der Straße begegnet, so muß ich mich allemal, so oft ich ihn sehe, über diese Aehnlichkeit verwundern. Ich habe vielmal mit ihm davon gesprochen, da er mir denn gesagt hat, daß ihn andere Leute auch, aus Irrthum, dafür gehalten, und daß ihn so gar die Soldaten für ihren Capitain angesehen hätten. Drauf gestand mir der Schelm, daß er sich in elenden Umständen befände, und daß er es wagen wollte, sich für den andern auszugeben, und wenn er eben solche Kleider finden könnte, wollte er des Don Roberto Frau selbst hintergehen.

Der Ritter. Der Narr! Bey der Frau sich für den Mann auszugeben?

Fabriz. Der Capitain ist schon über sechszehn Jahr weg; und ich wollte wohl wetten, daß sie ihn, dem Gesichte und der Gestalt nach, für ihren Mann halten sollte. Es ist zwar wahr, daß er ihm, der Stimme nach, nicht so sehr gleicht; aber darinne kann sie die Länge der Zeit irre machen. Einer, der vorgiebt, daß er aus der neuen Welt zurückkömmt, kann auch den Ton seiner Stimme verändert haben. Kurz, ich wollte selbst dafür stehen, daß die Sache gut ablaufen würde.

Der Ritter. Nun gut; was helfen mir aber alle diese Possen zu meinem Vorhaben?

Fabriz. Es ist mir, bey dieser Verstellung, eingefallen, diesem lüderlichen Kerl eine Uniform anzuziehen. Ich habe schon eine bey einem Trödler gefunden, die eben solche Aufschläge hat, wie der Capitain trug. Ich habe auch einen Stock und Degen, wie die Officier tragen, für ihn ausgesucht, wodurch er dem Don Roberto noch ähnlicher sehen wird. Das ganze Ding ist mir erst alsdann eingefallen, da man hinter die Geburt der Donna Isabella gekommen ist. Roberto ließ seine Frau schwanger zurück; doch wußte es weder er noch sie recht gewiß. Also kann er vor aller Welt sagen und behaupten —

Der Ritter. Es ist mir, als wenn ich meinen Bruder und den Prinz Ferdinand da kommen sähe. Laß uns also anderswohin gehen.

Fabriz. Kommen sie, ich will ihnen meinen Plan haarklein erzählen. Geben sie mir nur Geld und stehen sie mir bey.

Der Ritter. Du sollst alles haben, was du verlangest. (geht ab.)

Fabriz. Ich kenne meinen Herrn; bey gewissen Gelegenheiten ist er allemal freygebig gewesen. Wenn ich mir jetzt kein neues Kleid verdiene, so verdiene ich mir Zeit meines Lebens keins. (geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Der Prinz Ferdinand, der Herzog Luigi, und Beltrame.

Luigi. Was macht der verwegene Ritter hier?

Ferd. Es wäre mir lieb, mein Sohn, wenn sie friedfertig gesinnet wären. Bey gleichgültigen Dingen

immer

immer einen Verdacht zu haben, ist ein Uebel, das sich nicht so leicht aus dem Herzen rotten läßt. Welcher Zweifel fiel ihnen denn ein, da sie ihren Bruder jetzt hier sahen?

Luigi. Ich glaube, daß er Willens gewesen ist, mit der Donna Mariana zu sprechen.

Ferd. Ist sie in ihrem Hause? Das wußte ich nicht. Wir wollen uns bey ihr melden lassen.

Luigi. Gehen sie nur hinein, ich habe es ihr schon zu wissen thun lassen; der Kammerdiener kann sie in ihr Zimmer führen.

Ferd. Und sie, Herzog, gehen sie indeß nach Hofe, oder sonst wohin. Sie könnte nur noch aufgebrachter werden, wenn sie sie sähe. Mit einem hitzigen Frauenzimmer, das leicht in Zorn zu bringen ist, muß man sehr behutsam umgehen.

Luigi. Sie wird bald demüthig, bald stolz gegen sie seyn; sie werden sie aber, nach ihrer gewöhnlichen Klugheit, schon zu leiten wissen. Retten sie meine Ehre, ohne daß meine Liebe dabey verliehrt. Ich bin in ihrer Gewalt, und erwarte mein Urtheil von ihnen.

Ferd. Ich will alle mögliche Klugheit anwenden, die Einwürfe eines verschlagenen Frauenzimmers zu entkräften. Ich muß ihnen aber gestehen, daß es mir nicht so schwer ankommen sollte, wenn ich mit zehn Abgesandten einen Frieden zu schließen hätte. Doch die gute Isabella, die mir an Herzen liegt, treibt mich an, mir alle Mühe zu geben, um sie glücklich zu machen. (Er geht mit Beltramen ins Haus.)

Luigi. Der Himmel stehe seinem wohlmeynenden Unternehmen bey. Ich sehe es selbst ein, daß dieses

eines der verdrießlichsten Geschäfte ist. Wenn er ihr vergebens zuredt, wenn sie auf ihrem Sinne beharret, so bin ich Elender verlohren, und sehe meinen Untergang vor Augen. (geht ab.)

Dritter Auftritt.

Ein Zimmer.

Donna Mariana und Paolina.

Mar. Der Prinz Ferdinand bleibt sehr lange, und ich erwarte seinen Besuch mit der größten Ungeduld. Wer weis, was er für Absicht hat, mit mir zu reden? Wer weis auch, ob ich nicht gar durch ihn siege? Alle Welt hält ihn für einen sehr klugen und verschlagenen Mann; aber ich selbst weis auch, daß er Ehre und Gerechtigkeit liebt. Ja, ob ich gleich ein Frauenzimmer bin, und er ein großer Minister ist, so schmeichele ich mir doch, ihn blos durch überzeugende Gründe auf meine Seite zu bringen.

Paol. Gnädiges Fräulein, es kömmt Jemand.

Mar. Ist es vielleicht der Prinz Ferdinand?

Paol. Ja, der ist es auch.

Mar. Er mag immer kommen.

Paol. Ich rathe ihnen, ja nicht solche Auftritte mit ihm zu machen, wie sie mit dem Herzoge zu machen pflegen. Lassen sie sich von der Vernunft führen und leiten. (geht ab.)

Vierter Auftritt.

Donna Mariana, hernach der Prinz Don Ferdinand.

Mar. Ich kann mich, zu seiner Zeit, in alle Vorfälle schicken; ich kann drohen, wenn es nöthig ist, und meinen Zorn auch wieder mäßigen. Dem äußerlichen Ansehen nach soll mich der Prinz sehr demüthig finden; ich werde aber auch, wenn er mir hart begegnet, allen Respekt aus den Augen setzen. Da ist er. Seine Bildung zeigt von einem guten Charakter, und ich hoffe, daß seine freundliche Miene auch mit seinem Gemüthe übereinkommen wird.

Ferd. Verzeihen sie, Madam —

Mar. Mein Herr, es hätte mich in der Welt nichts mehr erfreuen können, als die Ehre, die sie mir erzeigen. Ich kenne kein größeres Vergnügen, als mich zu ihren Füßen zu werfen; erlauben sie also, daß ich meine Schuldigkeit gegen sie beobachte.

(Sie will ihm die Hand küssen.)

Ferd. Was wollen sie machen? (indem er die Hand zurück ziehet.)

Mar. Erlauben sie immer, daß ich ihnen, zum Zeichen meiner Ehrfurcht, die Hand küssen darf.

(wie oben.)

Ferd. O nein, das kann ich unmöglich zugeben.

(wie oben.)

Mar. Wenn sie mir es ja aus Bescheidenheit abschlagen, so glaube ich wenigstens, daß sie mich dieser Gnade nicht für unwürdig halten.

Ferd. Ich kenne die Achtung, die ich Damen von ihrem Stande schuldig bin. (Wenn nur kein Gift unter diesem Honig verborgen liegt.)

Mar. Ich bitte, setzen sie sich doch.

Ferd. Setzen sie sich erst, Madam. (Mariana setzt sich, hernach Don Ferdinand auch.) (Noch nie habe ich mich in einer solchen Verlegenheit befunden.)

Mar. In was für Absicht kommen sie denn zu mir, mein Prinz? Wollen sie mich vielleicht mit ihren Befehlen beehren?

Ferd. Donna Mariana, ich bin jederzeit, da ihr Herr Vater noch lebte, ein Freund und Diener von ihm gewesen. Ich habe noch eben dieselbe Achtung für seine Familie, und komme deswegen, meinen Besuch bey seiner einzigen Tochter abzulegen.

Mar. Ich verdiene so viel Gnade nicht, und ich werde sie dafür eben so verehren, wie meinen leiblichen Vater.

Ferd. In was für Angelegenheiten sind sie denn nach Neapel gekommen?

Mar. Ich scheue mich nicht, gnädiger Herr, ihnen die Wahrheit zu gestehen; ich kann sie einem Jeden frey bekennen, und noch vielmehr einem Prinzen, in dessen Gewalt ich bin. Es war mir unmöglich, es in meiner Vaterstadt länger auszustehen, daß Jedermann, von dem Adel bis zum Pöbel, mit Fingern auf mich wies. Das ist sie, schrie das lüderliche Gesindel hinter mir drein, das ist die Verlassene, die weder Witwe noch Braut ist. Sie muß doch, da ein so rechtschaffener Cavalier sein gegebenes Wort nicht hält, nicht würdig

seyn, seine Gemahlin zu werden. Der Herzog Luigi, der so edel denkt, hat keine so lasterhafte Seele; und da er sie verläßt und ihr nicht getreu bleibt, so muß es eine verdiente Strafe für ihre Verbrechen seyn. Alle Damen in Messina sehen mir ins Gesicht, und erheben ein höhnisches Gelächter unter sich. Ich habe selbst gehört, daß eine sagte: Die gute Mariana, die wird wohl Zeit ihres Lebens nicht verheirathet werden. Selbst meine nächsten Verwandten haben mich verlassen, und ich bin ein Spott der Bedienten und des Pöbels geworden. Mein karger Onkel, der meine Ehre verhandelt hat, ist so gar, aus Scham, mein Feind geworden. Er redte mir vom Kloster vor; aber die Welt würde gesagt haben, daß ich mich, der Schande wegen oder aus Verdruß, hineinbegäbe; ja ich hätte in einem Stande leben mögen, in welchem ich gewollt hätte, allein oder in Gesellschaft mit andern, so würde man mir allemal mein Elend vorgeworfen haben. Jedermann schämte sich meiner und bezeigete Verdruß und Abscheu gegen mich. Nun war mir weiter nichts übrig, als daß ich bey dem äußersten Uebel auch die äußersten Mittel ergriff. Ich verließ also, in Gesellschaft meines getreuen Kammermädchens, die Mannskleider anzog, Messina und mein väterliches Haus. Mit dem Verlust meiner Ruhe und meiner Ehre bin ich nun hier in Neapel angekommen. Machen sie also, daß ich an ihnen einen Freund, einen Beschützer finde, der mir Recht verschaffen und meine Ehre wieder erlangen hilft.

Ferd. (Ihr Zustand ist wahrhaftig mitleidenswerth; und ihre Ehre muß wiederhergestellet werden.) Meine Tochter, durch Standhaftigkeit und Geduld überwindet man alles. Ich versichere sie übrigens, daß sie einen Vater an mir gefunden haben. Diese unüberlegte Flucht ist zwar ihrem guten Namen nachtheilig; doch geben sie sich nur zufrieden, ich will sie vertheidigen. Einem Frauenzimmer, wie sie sind, wird es nie an einem Gemahle fehlen; und ich selbst will ihnen eine gute Parthie aussuchen. Wenn ihr unbescheidener Onkel seine Enkelin verläßt, so verspreche ich ihnen, bey meinem Ehrenworte, daß ich sie ausstatten will.

Mar. Eine Ausstattung versprechen sie mir? Mariana sollte sich mit einem solchen Schandflecke bezeichnen lassen? (Etwas erzürnt.)

Ferd. (Sie fängt schon an, eifrig zu werden.)

Mar. Mein Herr, was dieß anbelanget, so bedanke ich mich für ihre Gütigkeit. Don Luigi ist mein Bräutigam, den mir der Himmel bestimmet hat. Da ich mich mit ihm versprach, verlangte er keine Aussteuer; und wenn ein Contrakt einmal geschlossen ist, so darf man keine fernern Ansprüche mehr machen. Die Aussteuer, die ich zu ihm bringe, übertrifft alle Reichthümer. Er findet in mir ein Frauenzimmer von vornehmen Stande und unbefleckter Ehre.

Ferd. Aber haben sie denn die Verbindung mit dem Herzog nicht wieder aufgehoben? Haben sie den Ehecontrakt nicht selbst zerrissen?

Mar. Sehen sie, mein Herr, ich will sie gleich von diesem Betruge überzeugen. Der Herzog glaubt

frey

frey zu seyn, er irret sich aber. Die Treue, die er mir versprochen hat, die Treue, die er mir zugeschworen hat, war nicht vergänglichem Papiere anvertrauet. Ehecontrakte eines Frauenzimmers von Stande und eines rechtschaffenen Cavaliers, werden ins Herz geschrieben. Schriftliche Aufsätze sind hiebey eine unnütze Sache. Gleiche Gesinnungen stiften das Eheverlöbniß zwischen zwey freyen Herzen; und es geht nicht an, dieses unzertrennliche Band wieder aufzulösen, wenn es gleich ein Theil bereuet; genug, wenn der andere dawider ist. Wer sich also, wider meinem Willen, von seiner mir versprochenen Treue loszumachen gedenkt, der muß, mit dem Dolche in der Faust, diese Brust durchstoßen, und dann mit dem lauen Blute, das aus dem Herzen fließt, den Namen, der in dasselbe geschrieben ist, auslöschen.

Ferd. (Die Wuth nimmt zu; ich muß sie zu besänftigen suchen.) Wenn aber eine allzugroße Liebe —

Mar. Ey, jetzt spreche ich gar nicht von Liebe. Der Herzog mag mich lieben oder nicht; aber Verdruß, Leidenschaft, Rache, und was das Meiste, die Ehre bringt mich wider ihn auf. Welches Frauenzimmer würde wohl zugeben, daß man ihre Ehre, nach dem Werthe einer Aussteuer, erkaufete? Sie wissen, wer ich bin; aus vornehmen Blute entsprossen, und deren berühmte Vorfahren in keiner niedern Dürftigkeit lebten. Wenn mein Vater nicht so sehr auf Ehre gehalten hätte, so würde er sich auch bey seinen Stadthalterschaften haben bereichern können. Er folgte aber den Fußtapfen

seiner Ahnen, und diente blos der Belohnung wegen, um die ehrliebende Gemüther zu dienen pflegen. In den vielen Jahrhunderten, die unsere Familie zählen kann, ist sie noch niemals, durch eine schimpfliche Heirath, befleckt worden, und ich will auch nicht die Erste seyn, sie, auf eine unverschämte Art, zu verunehren, und wenn es mir auch, Trotz aller Verspottung, mein Leben kosten sollte. Der Herzog hat es bey der ganzen Familie zu verantworten, weil er eine Unschuldige an ihrer Ehre gekränkt hat. Und ich, die ich die Letzte von diesem unglücklichen Stamme bin, werde meine Abkunft gewiß nicht, bey dieser Schande, ungerächet lassen. Ich will mich zu des Königs Füßen werfen, und will um Rache flehen, wofern ich keine Hülfe erhalten kann. Und dann will ich, in Angesicht des ganzen Hofes, hingestreckt vor dem königlichen Throne — Ach, ich bitte sie um Verzeihung, mein Prinz, der Kummer reißt mich hin. In Gegenwart eines so gütigen, eines so gefälligen Beschützers, befürchte ich kein Unglück, besorge ich keine Beleidigung. Sie haben der Gerechtigkeit einen Thron in ihrem Herzen errichtet; sie sind mein liebreicher Vater, und sie sollen auch mein Richter seyn.

Ferd. (Ach, wer sollte die verlassen?) Ich möchte sie gern befriediget sehen; aber eine gewisse Ursache verhindert es, eine neuere Liebe beunruhiget mich. In seinem jugendlichen Alter verliebte sich der Herzog in sie; und jetzt, da er von ihnen entfernt gewesen, hat ihn eine andere Schönheit eingenommen. Er hat sich mit einem solchen Frauenzimmer versprochen, daß ich — Mar.

Mar. Wie! Und wer ist die Nichtswürdige, die sich unterstehet, mir das Herz dieses Verräthers zu rauben? Ich muß sie kennen, und die Freche vor aller Welt beschämen.

Ferd. Es ist meine Tochter.

Mar. Was, mein Herr, aus ihrem Blute ist meine Nebenbuhlerin entsprossen? O, glückliche Tochter eines so würdigen Vaters! Wenn sie ihrem Vater in der Tugend nachahmt, so bin ich überzeugt, daß sie auch den Werth der Ehre zu schätzen wissen wird. Ja, wenn sie nur meine Gründe anhören will, so glaube ich gewiß, daß sie mir das Herz, welches sie mir geraubt hat, auch wiedergeben wird; und dieses Glück erwarte ich von ihrer Gnade, mein Prinz.

Ferd. Der Geburt nach ist sie meine Tochter nicht, sondern sie ist es blos aus Liebe; ich erzog sie von ihrer Kindheit an und mein Herz liebt sie noch.

Mar. Ihre Tochter aus Liebe? Sie muß um desto würdiger seyn. Die Natur kann Aeltern böse und ungerathene Kinder geben; wenn aber ein Vater wählen darf, so pflegt er sich selten zu irren. Und sie würden gewiß keine mit dem Namen einer Tochter beehret haben, wofern sie kein edles Herz an ihr gefunden hätten.

Ferd. (Die Ausdrücke dieses Frauenzimmers kommen mir so ungewöhnlich vor, daß ich meinen Enkel fast für undankbar gegen sie halte.)

Mar. Prinz, mein Kummer vermindert sich, da ich meine Hoffnung auf sie setze; aber diese ganze Hoffnung kann auch ein eitler Betrug seyn. Wofern ihnen aber mein Unglück zu Herzen geht, wenn

sie mein Beschützer seyn wollen, so sagen sie mir, was sie mit mir vorzunehmen gedenken?

Ferd. Meine Tochter, wenn ich ihnen nicht so offenherzig antworte, als sie wünschen, so schreiben sie dieses der Ueberlegung zu, die ihr Zufall verdient. Ich liebe den Herzog, meinen Enkel, recht herzlich, und zu der an Kindes Statt Aufgenommenen habe ich eine zärtliche Liebe. Ihre Tugend, mein Fräulein, verehre ich, und möchte die Früchte der Liebe gern mit allen, einträchtig theilen. Sie gründen sich auf ihre Geburt und auf ihre Ehre, und ich kann selbst nicht läugnen, daß des Herzogs Herz ihnen gehört. Er hat ihnen auch, bevor der Contrakt zerrissen worden, seine Treue versprochen und sie redlich gehalten; da er sich aber wieder in Freyheit sahe, seiner Neigung zu folgen, trennete er sein erstes Band und machte sich anderswo verbindlich. Was mich aber am meisten rührt, und mir gar zu sehr am Herzen liegt, das ist die unschuldige Liebe der zärtlichen Tochter. Wie kann ich, da sie sich so lange geschmeichelt hat, mit dem Herzoge vereiniget zu werden, wie kann ich nun zulassen, daß das arme Kind verstoßen wird? Um nicht drey Herzen auf einmal unglücklich zu sehen, so ist es nöthig, eins aufzuopfern; allein, meine Liebe, die eins so hoch, wie das andere, schätzt, möchte gern allen helfen, ohne eins zu beleidigen. Jene verlassen sich eben so sehr auf mich, wie sie. Ich bin um ihre Ehre besorgt, hier haben sie mein Wort; hoffen sie.

Mar. Ach, mein Prinz, da sie aber allen zu dienen bereit sind, so sagen sie mir nur, auf

was für Art man aus diesem Labyrinthe kommen soll.

Ferd. Diese einzige Ueberzeugung verlange ich noch von der Tugend, die in ihrem Herzen wohnt: nöthigen sie mich nicht, ihnen jetzt meine Gedanken zu sagen.

Mar. Ich bin in ihren Armen.

Ferd. Donna Mariana, leben sie wohl. (geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Donna Mariana allein.

Meine ganze Hoffnung kömmt mir als eine thörichte Fantasie vor. Warum läßt man mich in dieser zweifelhaften Marter? Welche unmenschliche Grausamkeit! Oft tröstet ein entferntes Gut unsere Seele. Bisweilen benimmt die Verzweifelung alle Furcht. Aber so zu leben, ungewiß über sein Schicksal, das ist eine Höllenpein, ein fortdaurender Tod. Doch ich soll mich auf des Don Ferdinands Eifer verlassen; gut, ich will ihm trauen, und meine Hoffnung auf den Himmel setzen.

Ende des vierten Aufzugs.

Fünfter Aufzug.

Erster Auftritt.

Ein Zimmer in des Don Ferdinands Pallaste.

Fabrizio und Pasqvale.

Fabrizio.

Ja, Pasqval, das versichere ich dich. Ich stelle mir den Don Roberto jetzt vor, und du gleichest ihm vollkommen. Man hat wohl noch nie ein solches Spiel der Natur gesehen; verstelle nur deine Stimme etwas mehr.

Pasqual. Schon gut; wenn es ja mislingen sollte, so verlasse ich mich auf dich.

Fabriz. Jetzt sind wir nun hier in des Prinzen Ferdinands Pallaste. Beltrame, der dich für der Placida Mann hält, ist schon hingegangen, ihr zu sagen, daß du hereingekommen bist. Ich mag nicht bey dir bleiben, damit ich keinen Verdacht erwecke. Fange immer an, dein Projekt vernünftig auszuführen. Hernach will ich, im Namen meines Herrn, wiederkommen, und sein Schutz soll zu deiner Vertheidigung dienen. So bald wir nur den ersten Schritt gethan haben, so verspricht der Ritter, dir hundert Dukaten auszuzahlen.

Pasqval. Hundert schöne Dukätchen? Nun braucht es nichts mehr. Ich will mich dreiste für der Hofmeisterin Mann ausgeben. Ich will sagen, daß

meine Frau einen Unterschleif begangen hat, und daß es mit Einstimmung des Prinzen Ferdinand geschehen sey. Ueberlaß es mir nur, ich will meine Gründe schon anführen, daß Don Luigi das junge Frauenzimmer fahren lassen soll.

Fabriz. Wenn sie der Herzog verläßt, so will sie mein Herr, dem dieser Betrug und ihre Unschuld bewußt ist, hernach heirathen. Wir werden alsdann schon Mittel finden, die Sache ins Reine zu bringen.

Pasqval. Mit Geld können wir alles zwingen.

Fabriz. Sieh, da kömmt Donna Placida mit Beltramen. Ich will gehen und dich allein lassen, damit du deine Schelmerey ausführen kannst.

Zweyter Auftritt.

Pasqval allein.

Leute von meiner Art pflegen sich vor keinem Unternehmen zu fürchten; und was sollte ich wohl nicht, hundert Dukaten wegen, thun? Wie oft habe ich nicht, eines Guldens oder eines Thalers wegen, diesem und jenem zu Gefallen, ein falsches Zeugniß abgelegt. Ich bin recht dazu gemacht, andere Leute anzugeben; es fehlt mir nicht an Lügen, an Frechheit, noch an Unverschämtheit. (Er geht ein wenig bey Seite.)

Dritter Auftritt.

Donna Placida, Beltrame und Pasqval.

Beltr. Kommen sie nur hurtig.

Plac. Wo ist mein Mann?

Beltr. Hier, Madam, hier ist er.

Plac. O Himmel! Ich bin außer mir.
Beltr. Kommen sie doch ein wenig näher. (zu Pasqvalen.)
Plac. Ach da ist mein Schatz. Die Freude überwältiget mich. Wer hält mich? Ach, ich sterbe.
Beltr. Ey, ey, was machen sie? Wird ihnen übel? Ermuntern sie sich, Madam, hier ist Arzeney für sie.
Plac. Geliebter Gatte, komm, laß dich umarmen. (indem sie Pasqualen entgegen geht, der auch auf sie zukömmt.)
Pasqval. (Ich wollte, und wollte auch nicht. Ich weis nicht, was ich machen soll.)
Plac. Mein allerliebster Don Roberto, und du erscheinest, nach einer so langen Abwesenheit, so traurig, so bestürzt vor mir? Mache, daß ich dich munter und freudig sehe.
Pasqval. Es ist gar kein Wunder, wenn du mich so wiedersiehest. Ich habe recht sehr nach dem Tage geseufzt, bey dir zu seyn; und jetzt, da ich dich wieder angetroffen habe, verfluche ich mein Schicksal.
Plac. Himmel! An einer so ungewöhnlichen Stimme bemerke ich die Stimme meines Mannes nicht. Ich sehe die Merkmale in seinem Gesichte wohl, die eben dieselben sind, und die ich noch ganz wohl kenne; aber Don Roberto hatte keine solchen finstern und starren Augen. Wie hat die Länge der Zeit die gefälligen Manieren meines Roberto in solche grobe Sitten verwandeln können? O Himmel! Wer sagt mir gewiß, ob dieses auch wirklich Don Roberto sey?

Beltr. Mein Herr selbst hat ihn gleich gekannt. Und eine gewisse Dame, die mit ihrer Kammerjungfer, mit Namen Paolina, von Messina gekommen, und die zusammen auf einem Schiffe angelanget sind, die hat mir das Zeichen gesagt, woran ich ihn erkennen könnte. (Er tipt ihm auf die Nase.)

Pasqval. Du willst mich nicht an meinem Gesichte erkennen, weil du dich befürchtest, daß ich dir Arm' und Beine entzwey brechen werde.

Plac. Gerechter Himmel! Welche Art zu reden!

Pasqval. Nun frisch, mit einem Worte, sage mir, ob es wahr ist, daß du eine Tochter hast?

Plac. Ach ja, diese unschuldige Frucht ist aus unserer Liebe entsprossen.

Pasqval. Wie, aus unserer Liebe? Davon weis ich kein Wort. So viel weis ich wohl, daß du eine Tochter hast; wo du sie aber hergekriegt hast, ist mir völlig unbekannt. Prinz Ferdinand hat sie ja für sein eigen Kind erklärt.

Plac. Ach ich arme Frau!

Beltr. Ich kann selbst bezeugen, daß sie mein Herr bisher für seine eigene Tochter gehalten hat, bis man endlich dahinter gekommen ist, daß sie aus ihrer Ehe entsprossen sey.

Pasqval. Bist du vielleicht einer von denen, die falsche Zeugen abgeben? Warte, ich will dich heute noch in die Hände der Gerechtigkeit ausliefern, und der Staupbesen und die Galeeren sollen deine Belohnung seyn, Spitzbube.

Beltr. Ich sage, was ich weis, und menge mich weiter in nichts. Was gehts mich denn an, wenn andere was vorgeben, und verwirrte Händel machen? (geht ab.)

Vierter Auftritt.

Pasqval und Donna Placida.

Plac. Nun, mein geliebter Roberto, thue doch deiner unschuldigen Frau, gleich in den ersten Augenblicken unserer so lange gehofften Freude, nicht so sehr Unrecht. Sie ist noch eben so getreu und ehrlich, als lieb sie dir sonst war. Gleich von dem ersten Tage unserer Ehe an, liebte ich dich, und werde dich auch unaufhörlich lieben. (Sie nimmt ihn bey der Hand.)

Pasqval. (Es gefällt mir nicht übel, wenn man mich ein Bischen caressirt.)

Plac. Eben in diese Hand — O weh, wie hat nicht die Zeit und die Arbeit diese Hand verändert, in die ich mein Jawort gegeben habe! Sie war sonst so weiß, wie ein gefallener Schnee.

Pasqual. Ich werde auch bald wieder so weiß werden, wie ehedem. Komm; mein Zorn möchte sich sonst nach und nach legen.

Plac. Sieh, da kömmt deine Tochter.

Pasqual. (Der Zufall ist mir nicht lieb.) Nein, das ist meine Tochter nicht. Ich bin nicht dabey gewesen, wie sie auf die Welt gekommen ist, und hernach sieht sie mir auch nicht ähnlich. Doch, ich will mir, beym Teufel! schon Recht verschaffen. (geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Donna Placida, hernach Donna Isabella.

Plac. Ich unglückliche Frau! Konnte ich wohl was Aergeres befürchten? Ach ich sehe wohl, daß mich

der

der Himmel für mein Vergehen straft. Ich bin schuld, weil ich meine Tochter zu sehr geliebt habe, und um eben dieser Tochter willen, sucht mich der Himmel zu strafen.

Isab. Nun, geliebte Mutter, haben sie meinen Vater noch nicht gesehen? Wenn werde ich mich denn in seine Arme werfen können? Ich verehre einen liebreichen Vater, der für meinen Unterhalt sorgt; ich verlange aber auch, denjenigen zu kennen, der mir das Leben gegeben hat.

Plac. (Ach, ich bin nicht vermögend, ihr Kummer zu erregen.)

Isab. Beruhigen sie sich, liebste Mutter, unsere Freude ist nicht weit mehr entfernt. Er wird gewiß bald kommen. Mein Herz sagt mir, daß er nahe bey uns ist.

Plac. Du armes unschuldiges Kind! (zur Donna Isabella, mit Zärtlichkeit, und geht ab.)

Sechster Auftritt.

Donna Isabella allein.

Ich bedaure sie, wenn sie, als eine liebreiche Gattin, verdrießlich und ungeduldig wird. Ich, als eine zärtliiche Braut, empfinde es nicht weniger, als sie. Eine jede Stunde, die der Herzog von mir abwesend ist, wird zu einem Jahrhunderte. Wie unglücklich würde ich nicht seyn, wenn ich ihn verlieren sollte! Doch ich will mich auf den Eifer meines Pflegevaters verlassen. Ja, ich will mein Vertrauen auch auf den Herzog und auf den Himmel setzen. Da kommen sie. Ach, was für eine Nachricht werden sie mir bringen, eine traurige oder eine erfreuliche? Ich zittere schon, und habe das Herz nicht, sie anzusehen.

Siebenter Auftritt.

Der Prinz Ferdinand, der Herzog Luigi, und die Vorige.

Ferd. Meine Tochter, wo ist Donna Placida?

Isab. Sie gieng eben jetzt ganz traurig von hier weg.

Ferd. Hat sie ihren Mann gesehen?

Isab. Nein, sie hat ihn noch nicht gesehen.

Ferd. Er könnte doch wenigstens schon da seyn; denn ich habe ihm vorhin, nicht weit von hier, begegnet. Geh doch hin, und siehe, ob er angekommen ist.

Isab. Erlauben sie, mein —

Ferd. Was willst du mir sagen, meine Tochter?

Isab. Verzeihen sie, wenn ich zu kühn bin; ich wollte gern schweigen; aber mein Herz nöthiget mich, zu fragen, ob mein Schicksal entschieden sey?

Ferd. Wir sind hergekommen, dir eine fröhliche Nachricht zu hinterbringen. Geh nur erst zu deiner Mutter, und komm hernach wieder mit ihr hieher.

Isab. Darf ich mir wirklich Hoffnung machen?

Ferd. Ja, meine Tochter, hoffe du nur.

Isab. Und was sagen sie dazu? (zu Don Luigi.)

Luigi. Daß ich ihnen nicht ungetreu bin.

Ferd. War das nicht genug, was ich dir sagte? (zur Donna Isabella.)

Isab. O ja, verzeihen sie mir. (Sie verbeugt sich und geht ab.)

Achter Auftritt.

Don Ferdinand und der Herzog Luigi, hernach Beltrame.

Luigi. Ich wußte wahrhaftig nicht, was ich ihr sagen sollte. Mein eigenes Herz ist jetzt noch selbst bestürzt und in Ungewißheit. Ich habe Ursache zu hoffen, wenn ich sie, mein Prinz, reden höre; aber das ist die rechte Art nicht, meine Ruhe zu erhalten.

Ferd. Donna Mariana wird herkommen. Ich habe ihr meinen Wagen geschickt. Ich hoffe sie, wenn sie vernünftig ist, nicht widerspenstig zu finden. Ja, geliebter Neffe, mich selbst wollte ich aufopfern, um das Vergnügen zu haben, alle zufrieden zu sehen. Donna Mariana verlanget Gerechtigkeit oder dringet auf Rache; von mir fodert sie sie, und erwartet sie von meiner Ehre. Und wenn sie sich vergebens schmeichelt, sie zu bekommen, so will ich ihren Verlust selbst ersetzen. Da sehen sie einen neuen Beweis meiner väterlichen Liebe zu der guten Isabella, die mein ganzes Herz besitzt. Das Verlangen nach einer neuen Liebe ist zwar nicht groß bey mir, weil die Wunde, die mir der Tod meiner erblaßten Gemahlin geschlagen, noch ganz frisch in meiner Brust ist; aber ich glaube, daß ihre redliche Seele, selbst an dem Orte ihres gegenwärtigen Aufenthalts, meinen Entschluß billiget.

Luigi. Ich sehe, daß ihre Gedanken blos darauf gerichtet sind, wie sie drey Herzen glücklich machen wollen. Der Himmel gebe nur, daß Mariana

diese

diese gute Absicht mit befördern hilft, und daß die Vernunft ihren Verdruß zähmt.

Ferd. Wenn sie es blos der Ehre wegen thut, so schmeichele ich mir, sie meiner Absicht noch geneigt zu sehen. Dieses einzige kann die gerechten Wünsche aller erfüllen. (Beltrame kömmt.) Wir wollen doch hören, wie es mit dem Don Roberto steht. Komm näher, Beltrame.

Beltr. (Er kömmt näher herbey.)

Ferd. Wie ist es mit dem Capitain? Ist er noch nicht zu uns gekommen?

Beltr. Ja, gnädiger Herr, es ist nicht lange, daß er seine Frau besucht hat.

Ferd. War die erste Zusammenkunft sehr zärtlich?

Beltr. So zärtlich, daß die gute Frau für Freuden in Ohnmacht fiel. Er redte ihr aber zu, und sagte, auf Soldaten Art, daß er ihr Arm' und Beine entzwey brechen wollte.

Ferd. Was? Ist er vielleicht närrisch geworden?

Beltr. Drauf sagte er, mit einem Worte, daß er Isabellen nicht für seine Tochter erkennete, und daß er nicht wüßte und auch nicht glaubte, daß sie in diesem Hause gebohren sey, und hieß die Donna Placida ein unverschämtes Weib.

Ferd. Ha, wo ist der Bösewicht? Er soll zu mir kommen.

Beltr. Nachdem er das gesagt hatte, lief er schnell wieder aus diesem Pallaste.

Ferd. Suche mir ihn gleich auf.

Beltr. Es ist ein gottloser Kerl, ein rechter Teufel; er drohete mir, mich als einen falschen Zeugen zu verklagen. Ich will also sehen, ob ich ihn in

Güte oder mit Gewalt, wieder hieher bringen kann. Dann lassen sie ihn nur gleich ins Gefängniß schmeissen und drauf hängen. (geht ab.)

Neunter Auftritt.

Don Ferdinand und der Herzog Luigi.

Ferd. Die unglückliche Placida!

Luigi. Ich Elender, was höre ich! Soll ich wohl diesen schimpflichen Vorwurf, den man meiner Braut macht, leiden? Ich kenne die Donna Placida, und stehe für ihre Ehre; wer kann aber der Welt das Reden verbieten? Ach, mein Onkel, wenn dieser Bösewicht seine Tochter unglücklich macht, wie kann ich da die Ehre unserer Familie noch weiter in Gefahr setzen? O, kommen sie doch ja der armen Verlassenen bey Zeiten zu Hülfe. Entweder muß ihre Ehre gerettet werden, oder ich lasse mein Leben.

Ferd. Wer muß nur in aller Welt den Nichtswürdigen zu dieser Lügen gezwungen haben? Wer lehrt ihn, dergleichen Schande ausstreuen? Doch zuletzt verläßt der Himmel die Unschuld nicht; ich hoffe, daß der Verläumdung die Decke noch abgezogen werden soll. Man muß diesem boshaften Gemüthe nur keine Zeit lassen, damit diese Lügen nicht überall ausgesprenget werde. Vor unsern Augen soll der Bösewicht sie widerrufen, uns den ganzen Betrug entdecken, oder sein Leben verlieren.

Zehenter Auftritt.

Donna Isabella, die ganz bestürzt und weinend gelaufen kömmt, Donna Placida, die sie aufzuhalten sucht, und die Vorigen.

Plac. Warte doch, warte doch, meine Tochter.
Ferd. Wovor ist sie so sehr erschrocken?
Isab. Ach ich Unglückliche!
Ferd. Was giebt es denn?
Isab. Ach ich Unglückliche! Ich bin des Todes.
Ferd. Aber warum mußte man denn dem armen Kinde diese Beschimpfung bekannt machen? (zur Donna Placida.)
Plac. Gnädiger Herr, sie hat es von den Leuten im Hause gehört.
Luigi. Wir sind alle verloren, mein Onkel.
Ferd. Die arme Unglückliche!
Isab. Mein Vater. Geliebter Bräutigam. O Gott! Ich bin voller Verzweifelung.

Eilfter Auftritt.

Beltrame und die Vorigen.

Beltr. Ihro Gnaden, der Capitain ist da.
Ferd. Der Schurke soll hereinkommen.
Beltr. Des Ritters Ansaldo Bedienter ist bey ihm.
Luigi. Ich besorge immer, daß die ganze Betrügerey von meinem verwegenen Bruder herkommen wird. Aber, wenn es wahr ist, so mag er sich nur nicht einbilden, daß ich es gelassen ertragen werde.

Ferd.

Ferd. Geh gleich hin an Hof, und erkundige dich nach dem Minister vom Kriegsdepartement; bitte ihn, daß er eine Wache von der Garde hieher schicke, und einem Officier völlige Order ertheile, damit mein Vorhaben sogleich ausgeführt werden könne. (zu Beltramen.)

Beltr. Ich will, mit dem größten Vergnügen, sogleich hinlaufen. Mir mit Staupbesen und Galeren zu drohen? Warte, wir wollen es gleich sehen. (geht ab.)

Plac. Ach, gnädiger Herr, ihnen empfehle ich meinen guten Namen. (zu Don Ferdinando.)

Isab. Und ich mein Herz und mein Leben. (zu Don Ferdinando.)

Luigi. Da kömmt der boshafte Betrüger.

Zwölfter Auftritt.

Fabrizio, Pasqvale und die Vorigen.

Fabriz. Mein Herr schickt mich, in seinem Namen, hieher, Ihro Gnaden, und empfiehlt ihnen diesen ehrlichen Mann recht sehr. Er wird auch selbst bald kommen; indeß aber hat er den Don Roberto her gehen heißen, auf den er deswegen so viel hält, weil er Capitain von seinem Regimente ist, und durch Briefe aus Spanien an ihn empfohlen worden.

Luigi. Eine pöbelhafte Seele, die sich zu lügen unterstehet, prahlt zu seiner Schande mit der Officier-Uniform. Und der freche Beschützer, der ihm zum Führer dient, bringt ihn eben durch seine treulosen Rathschläge zu diesem thörichten Unternehmen.

ternehmen. Ich weis, daß sich der Ritter dadurch zu rächen gedenkt.

Ferd. Herzog, erlauben sie, ich muß darauf antworten. Der Ritter Ansaldo soll meine Gesinnung gleich erfahren. (zu Fabrizio.) Rede jetzt, Bösewicht, und wofern du lügst, so kostet dir es dein Leben. Wer hat dich zu dieser abscheulichen Ausschweifung verleitet? Um welchen Preis hast du so gar dein eigenes Kind verkauft?

Pasqval. Mein Herr, sie sind ein Prinz, und ich bin arm; aber ich bin doch, beym Teufel, auch ein ehrlicher Mann. Das sage ich und behaupte es, ich schwöre es und habe es geschworen, daß das meine Tochter nicht ist, und es auch niemals werden wird; und wenn sie beweisen können, daß sie von mir ist, so will ich meinen Kopf zum Pfande setzen und ihn mir vor die Füße legen lassen.

Ferd. Treuloser! Eine zuverläßige und den Gesetzen gemäße Vermuthung kann hinlänglich darthun, daß es dein Kind ist. Du hast mit deiner Gattin gelebt und sie schwanger verlassen; auch selbst das Alter deiner Tochter hebt allen Zweifel auf.

Pasqval. Ich weis sonst von keinem Gesetze, als daß ich sage, daß es meine Tochter nicht ist, und das kann Niemand besser wissen, als ich. Und überdieß, was braucht man denn da auch so viel Lärm zu machen? Alle Welt sagt ja, daß es Ihrer Excellenz Tochter sey.

Ferd. O Himmel! Diese boshafte Lügen gründet sich, zu unserm Nachtheil, auf den entdeckten Betrug wegen der Vertauschung dieses unschuldigen Kindes. Wer kann nun der Welt, nach Ver-

lauf

lauf von so viel Jahren, den einmal gefaßten Eindruck benehmen, daß sie mein Kind nicht ist? Die Mutter könnte die Wahrheit hinlänglich darthun, wenn sich der freche, lügenhafte Vater nicht dawider setzte. Nun aber läuft in den Augen der Welt, durch diese falschen Gründe, und mit Hülfe des Lügners, der dawider ist, meine eigene Ehre Gefahr. Nicht blos eine Rache, nicht tausend Tode, sind hinreichend, die Welt von dem Unrechte, das sie dem Unschuldigen anthut, zu überführen. Man lasse also die Liebe dem Wohlstande nachgeben, und dieser zärtlichen Neigung der Vernunft ihren gebührenden Tribut abtragen. Ja, Herzog, da der Himmel nicht zugeben will, daß Isabella die Ihrige sey, so gebietet er ihnen vielleicht dadurch, ihr Versprechen bey der andern zu halten. Das ist der einzige Weg, wodurch ich die Ehre dieser rechtschaffenen Tochter und dieser redlichen Mutter retten kann. Um diesen Schandfleck in deinem Gesichte auszulöschen, Isabella, so muß ich dich selbst zu meiner Braut erwählen.

Isab. (O Himmel!)

Plac. (Gerechter Gott!)

Luigi. (Ach, ich bin des Todes!)

Pasqval. (Cammerad, da kriegen wir eine harte Nuß aufzuknacken.) (sachte zu Fabrizio.)

Ferd. Für dich ist also diese Hand, die ich einer andern zugedacht hatte, nach des Himmels Schluß, bestimmt. Aus Liebe zu dir wollte ich mich erst mit der Donna Mariana vermählen; nun aber

will ich dich aus Liebe und der Ehre wegen heirathen. Und du schlägst die Augen nieder? (zur Donna Isabella.) Und sie, Herzog, sie seufzen? Die Vernunft erleuchte euch, ihr verliebten Herzen. Ich weis, was euch martert. Ich weis, was für Kummer euch naget.

Dreyzehenter Auftritt.

Beltrame und die Vorigen.

Beltr. Gnädiger Herr, Donna Mariana ist, auf ihrem Befehl, erschienen.

Ferd. Sie kömmt gleich zu rechter Zeit, und ihr gutes Geschick hat sie jetzt hieher geführt.

Isab. (Ich Unglückliche, ich bin verlohren!)

Luigi. (Nun bin ich völlig in Verzweifelung.)

Beltr. Hören sie nur. (Die Wache erwartet ihre Befehle.) (sachte zu Don Ferdinand.)

Ferd. Donna Mariana soll hereinkommen. (Die Wache soll sich verborgen halten.) (sachte zu Beltramen, der abgeht.)

Pasqual. (Fabrizio, ich dächte, wir giengen auch.)

Fabriz. (Nein, wir müssen auf den Ritter warten.)

Ferd. Herzog, ich bedaure sie. Aber der Himmel schickt es nun einmal so.

Vierzehenter Auftritt.

Donna Mariana, Paolina in Frauenzimmerkleidern, und die Vorigen, hernach Beltrame.

Mar. Hier bin ich, mein Prinz, zum Beweis meiner Hochachtung gegen sie, vielleicht mit einigem Verdienst, das ich zuerst nicht hatte. Ihnen habe ich, da ich vorhin noch einsam, betrübt und von allen verlassen war, meinen elenden Zustand empfohlen; und man hätte meine bezeigte Gelassenheit für eine List eines verschlagenen Frauenzimmers oder auch für Verzweifelung halten können. Vor wenig Minuten kam ein gewisser Ritter zu mir, und both mir seinen Beystand an, ohne daß ich noch weis, was für Absichten er dabey gehabt hat. Er erboth sich selbst, mich bis zu des Königs Füßen zu begleiten, um mir Gerechtigkeit zu verschaffen und Gnade für mich zu erhalten; und um mich völlig zu überzeugen, daß der König von meinen Umständen benachrichtiget sey, brachte er sogar einen Minister vom Hofe mit zu mir. Er both mir, bey dieser stürmischen See, einen sichern Haven an; aber ich wollte meinen ersten Beschützer dadurch nicht beleidigen. Ich verlasse mich so sehr auf sie, ich setze mein Vertrauen so fest in ihre Gnade, daß ich den Ausgang meines Schicksals von Niemand anderm erwarten will. Voll Zuversicht, daß Don Ferdinand eine edeldenkende Seele hat, glaube ich,

daß ich nicht verlassen, noch hintergangen werden kann. Nun ist der entscheidende Augenblick eines ungewissen Schicksals da, und ich empfinde, daß mir nichts, als die Größe meines Zutrauens, Muth zuspricht! Herzog, ich sehe die Reue, die ihr Herz beunruhiget; ich sehe, daß die Schamröthe sie zwinget, die Augen niederzuschlagen. Hier ist unser Richter. Ich weis, daß sie in ihm einen Schwiegervater, einen Freund, einen Onkel verehren; aber er hat sich auch erbothen, mein Vater zu seyn.

Ferd. Ja, Donna Mariana, sie verdienen es um desto mehr, da sie sich auf die Ehre eines rechtschaffenen Mannes verlassen. Aus Bescheidenheit oder Achtung will ich den Namen ihres neuen Beschützers von ihnen nicht wissen; aber einen Verdacht behalte ich in meinem Herzen. Derjenige, der ihn zu ihnen geführt hat, gedenkt, es sey nun aus Beflissenheit oder Bosheit, mit seinem falschen Ansehn der Gerechtigkeit ein Opfer zu bringen. Bey Sachen von dieser Art, wo die Ehre mit drein verwickelt ist, räth die Klugheit, allen Lärm zu vermeiden. Ich hatte mir hauptsächlich vorgenommen, ihre Sache auf eine weit edlere Art auszuführen. Ich verheele diese Absicht, die mir mein beflissentlicher Eifer eingab, vor ihnen. Der Mensch nimmt sich oft etwas vor, und der Himmel schickt es ganz anders. Ich gedenke, ihr Glück durch einen viel leichtern Weg zu befördern. Sehen sie, hier ist der Herzog Luigi — —

Beltr. Gnädiger Herr — O was sehe ich da?
(Er will mit dem Don Ferdinand reden, und erstaunt, da er Pasqvalen sieht.)
Ferd. Worüber verwunderst du dich so? (zu Beltramen.)
Beltr. Ich glaube, daß ich nicht recht sehe. (wie oben.)
Ferd. Rede, worüber erstaunest du?
Beltr. Ich komme gleich wieder, Ihro Gnaden. (geht ab)
Ferd. (Beltrame ist sonst kein Narre; es muß was Wichtiges dahinter seyn.)
Pasqval. (Komm, Fabrizio, laß uns fortgehen.)

Funfzehenter Auftritt.

Der Capitain Don Roberto, Beltrame und die Vorigen.

Beltr. Da haben sie zween Capitaine.
Plac. O Gott!
Luigi. Gerechter Himmel!
Fabriz. (Was sehe ich?)
Ferd. Was ist das für ein wunderbarer Zufall?
Pasqval. (Ach nun ist es aus mit uns, ich sehe es schon.) (Er sucht sich hinter Fabrizio zu verstecken.)
Ferd. Wer sind sie? (zu Don Roberto.)
Roberto. Mein Herr, ich bin so frey gewesen, hier hereinzukommen, weil mich das Verlangen, meine Frau zu umarmen, hergeführt hat. Ich weis, daß ich deine Liebe nicht ganz verdiene, und deswegen bitte ich dich, geliebte Placida, vielmal um Vergebung.

Plac. O das ist mein Gemahl. Ach, gütiger Himmel! ja, das ist er. Ich kenne ihn an seinem Bezeigen und an seiner edlen Denkungsart. Und du Bösewicht, Verräther! (indem sie sich nach Pasqvalen umsieht.)

Fabriz. (Laß dich nicht abschrecken; immer dreiste.) (sachte zu Pasqvalen.) Dieser ist ein ehrlicher Mann, und jener ein Betrüger.

Roberto. Welcher erschreckliche Betrug! Ich sehe, daß die Natur, was sowohl das Gesicht als die Gestalt anbetrift, mit zwo verschiedenen Personen ihr Spiel getrieben hat; und da die Kunst die Natur zu Hülfe genommen, so will sie dadurch die Wahrheit verdunkeln und die Unschuld unterdrücken. Doch, wenn mich nur meine Angehörigen wieder kennen. Das ist, ja mein Herz sagt mirs, das ist meine Tochter. Komm, erfreue deinen Vater; komm, geliebte Placida, erfreue deinen Gatten; und ob er euch gleich wider Willen verlassen hat, so kömmt er doch liebreich wieder zu euch. (Donna Placida und Isabella wollen auf ihn zugehen, und ihn umarmen.)

Plac. Ach, mein Herz überzeugt mich, und mein Herz trügt nicht.

Ferd. Wartet! (zu den Frauenzimmer.) Man muß hinter die rechte Wahrheit kommen, um zu erfahren, wer von euch beyden der wahre Roberto sey, und welcher bestraft zu werden verdient. Indeß gehet beyde ins Gefängniß.

Roberto. Immerhin, ich bin gleich bereit.

Pasqval. Was! Das wundert mich. Einen Capitain, wie ich bin, schickt man nicht so gerade

ins

ins Gefängniß. Der lüderliche Kerl kann immer hinein gehen.

Fabriz. (Geh nur ein Bischen hinein, ich will dir schon wieder heraus helfen.)

Pasqval. (Nein, beym Teufel! Ins Gefängniß gehe ich dir gewiß nicht.)

Luigi. Sie, die sie mit einem von diesen beyden hier in Neapel angekommen sind, müssen wohl wissen, welches der rechte ist. (zur Donna Mariana.)

Roberto. Ich habe die Ehre gehabt, in ihrer Gesellschaft zu seyn.

Pasqval. Wie? Bin ich nicht mit ihnen zu Schiffe gegangen, Madam?

Mar. Komm doch ein wenig näher, Paolina.

Paol. Da bin ich, gnädiges Fräulein.

Mar. Hilf mir doch, hinter diesen Betrug zu kommen.

Pasqval. (Cammerad, nun ists ganz aus mit uns.) (zu Fabrizio.)

Fabriz. (Das befürchte ich auch.)

Pasqval. (Bald wird mein Herr Capitain zum Ruder verdammt seyn.)

Mar. Derjenige, der mit uns gekommen ist, mag den zweyten Sturm erzählen, den wir auf der See gehabt haben.

Pasqval. (Was soll ich denn da sagen?) (zu Fabriz.)

Fabriz. (Ih, so sinne doch was aus.) (zu Pasqval.)

Pasqval. (Wenn ich im Aussinnen stecken bleibe, so stoße ich, mitten im Sturme, auf eine Klippe.)

Roberto. Weil sie es verlangen, so muß ich ihnen sagen, daß das Meer, so bald wir aus dem Haven

von Messina gelaufen waren, stürmisch wurde, und daß unsere Felucke, wofern man ihr nicht gleich zu Hülfe gekommen wäre, an dem Leuchtthurme gestrandet hätte. Ich will mich aber, bey dieser ersten Gefahr, nicht länger aufhalten, sondern die zwote, mit allen Umständen, erzählen.

Mar. Hieraus kann ich schon deutlich genug sehen, daß sie der rechte Gefährte sind.

Paol. Es scheint aber, als wenn der andere eben derselbe Capitain wäre. Ich muß also hinter die Wahrheit kommen. Sagen sie mir doch einmal, was ich sogleich verlangete, da wir in die Felucke gestiegen waren. (zu Pasqval.)

Pasqval. Zu essen.

Paol. Das ist nicht so.

Pasqval. Zu speyen.

Paol. Was das für ein Schwein ist!

Roberto. Ich wollte es wohl sagen, aber ich schäme mich ein wenig.

Paol. Recht so, sie wissen es; ich aber schäme mich nicht, es zu sagen. Ich habe nach demjenigen gefragt, was Jedermann nöthig hat.

Ferd. Nun glaube ich, daß wir schon hinlänglich genug hinter die Wahrheit gekommen sind. Dieser ist ein Betrüger. Jener ist der wahre Don Roberto. Du, Lügner, sollst uns nunmehr den Ursprung, und die Absicht deiner Betrügereyen, in Ketten und Banden, entdecken. Der Officier soll zu mir kommen. (zu Beltramen.)

Beltr. Nun sieht es schlimm aus. (geht ab.)

Pasqval.

Pasqval. Ich will ihnen alles, gnädiger Herr, ohne weitere Umstände, erzählen Derjenige, der mich zu dieser Bosheit, mit Hülfe des Fabrizio, verleitet hat, ist der Ritter Ansaldo.

Fabriz. Alles, was ich gethan, habe ich auf Befehl meines Herrn gethan.

Ferd. Ihr Bösewichter, ihr sollt eure Belohnung dafür bekommen. Du schelmischer Vollbringer boshafter Befehle — (zu Fabrizio.)

Beltr. Gnädiger Herr, der Ritter Ansaldo ist da.

Ferd. Er soll hereinkommen. Er kömmt gleich zurechte. (zu Beltramen, der abgeht.)

Luigi. Ach, treuloser Bruder!

Ferd. Nein, nein, in meinen Zimmern dürfen sie keinen unnöthigen Lärm anfangen. Ich bin mehr, als sie, beleidiget, und blos von mir soll man doppelte Gerechtigkeit, bey Verschaffung der Rache, erwarten.

Sechszehenter Auftritt.

Der Ritter Ansaldo und die Vorigen.

Der Ritter. Mein Herr, der Capitain, der ihnen empfohlen worden, verlanget von ihnen, seiner beleidigten Ehre wegen, Genugthuung, und sie werden sich seiner Anfoderung vergebens widersetzen.

Ferd. Mein Freund, welches ist denn ihr Capitain von diesen Beyden? (indem er ihm den Don Roberto auch vorstellt.)

Der Ritter. Was ist denn dieß für ein wunderlicher Handel? (zu Fabrizio.)

Fabriz. Ja, das ist ein ganz unerwarteter Zufall.
Pasqval. Der Teufel hat ihn aus Indien hergeführt.
Der Ritter. (O, nun ist der Betrug bekannt. Welche Schande für mich!)
Ferd. Ritter, ist das ein Verfahren für Leute von ihrem Stande? Ah, so beschimpfen sie die Familie, aus der sie abstammen? Was sind dieß für boshafte Verläumdungen, was für niedrige Ränke? So weit treiben sie ihre Ausschweifungen, daß ein erdichteter Vater eine unschuldige Tochter auf ewig um ihre Ehre bringen soll? Ist es möglich, daß sie solche abscheuliche Gesinnungen in ihrem Herzen hegen können?
Der Ritter. Ah, boshafter Rathgeber schändlicher Betrügereyen! (zu Fabrizio.)
Fabriz. (Das sind die hundert Dukaten, die uns der Ritter geben wollte.) (zu Pasqvalen.)
Pasqval. (Cammerad, ich schenke dir meine Hälfte auch.)

Siebzehenter Auftritt.

Der Lieutenant von der Garde, Beltrame und die Vorigen, hernach verschiedene Soldaten.

Beltr. Hier ist der Herr Lieutenant.
Der Lieut. Da bin ich, zu ihrem Befehl.
Pasqval. (Nun werden wir den Lohn für unsere Arbeit kriegen.)

Ferd. Bringen sie diesen nichtswürdigen Helfershelfer, diesen verkappten Capitain, zu dem Criminalrichter. Der Ritter aber soll, als Gefangener, in eine Festung geführt werden.

Der Ritter. Eine solche Beschimpfung für einen Mann von meinem Stande?

Der Lieut. Geben sie mir ihren Degen.

Der Ritter. Auf Befehl des Don Ferdinand? Wer hat ihm diese Gewalt gegeben?

Ferd. Ein Staatsminister braucht ihnen nicht Rechenschaft zu geben.

Der Lieut. He! Arretirt diese Beyde. Der Corporal soll sie, mit dieser Wache, ins Criminalgefängniß bringen. (Die Soldaten nehmen Fabrizen und Pasqvalen gefangen, und entwafnen den Letztern.)

Fabriz. Ah, dazu hat mich ein geringer Gewinnst verleitet.

Pasqval. O', du verfluchte Nase, in dieß Unglück bringst du mich. (Sie gehen mit den Soldaten ab.)

Der Lieut. Folgen sie mir, mein Herr. (zum Ritter.)

Der Ritter. Ach, welcher innere Kummer erweckt in mir die Schande über einen vorsetzlichen Betrug! Ich würde mich gar nicht vor der Bestrafung einer rächenden Liebe fürchten, wenn nur die Schaam nicht auch meinem Herzen niedere Vorwürfe machte. Nunmehr will ich mein Leben in einem tiefen Gefängnisse enden; und nie soll mich die Welt, mit diesem Schandflecke bezeichnet, wieder sehen. (Er geht mit dem Lieutenant und den Soldaten ab.)

Letzter Auftritt.

Der Prinz Don Ferdinand, der Herzog Luigi, Donna Mariana, Donna Placida, Donna Isabella, Paolina, Don Roberto und Beltrame.

Ferd. Dank sey es dem Himmel, daß wir nunmehr hinter die Wahrheit gekommen und wieder auf den rechten Weg geleitet worden sind. Nun kann die liebenswürdige Isabella ruhig und zufrieden bey einem Vater aus Liebe und ihrem natürlichen Vater leben. Donna Placida kann ihren Gatten in ihre Arme schließen, so wie Don Roberto seine Gemahlin. Nur zittert die Tochter noch und der Herzog steht noch bekümmert da. Donna Mariana ist ihres Schicksals wegen auch noch in Ungewißheit. Wenn der Capitain noch einen Augenblick länger weggeblieben wäre, welche Qval, welche Marter, würdet ihr nicht auszustehen gehabt haben? Ich habe mich anheischig gemacht, eines jeden Herz zu befriedigen; und sie sollen nunmehr auch, wie ich hoffe, meine väterliche Liebe zu ihnen sehen. Sie, die erfahren haben, was Liebe ist, sie, die die Tugend zu schätzen wissen, (zur Donna Mariana.) betrachten sie und bedauren sie diese verliebten Herzen. Der Herzog hat ihnen zwar Herz und Hand geweihet, und die Hand können sie noch von ihm fodern, aber auf sein Herz hoffen sie vergebens; da nun also die Liebe ihre

Seele

Seele nicht befriedigen kann, so dürfen sie auch weiter nichts wünschen, als daß ihre Ehre wiederhergestellet werde. Diese kann aber auf eine andere Art unbefleckt erhalten werden, ohne daß sie ihr gewesener Bräutigam ausstatten darf, und dieses blos durch eine solche Vermählung, die sie, des Ansehens und der Glücksumstände nach, mit des Herzogs seiner, in gleichen Grad setzet. Mit ihm hätten sie sich mit Gewalt und Verdruß vereinigen müssen, da hingegen ein anderer nunmehr ihnen sein Herz, aus Hochachtung und Neigung, anbietet. Hierdurch erhalten sie nicht nur ihren guten Ruf wieder, sondern treffen auch einen Gemahl an, der sie verehrt und liebt; der den Werth ihrer Tugend hat kennen gelernt, und sie noch einer weit größern Belohnung für würdig hält, der sich ihnen, bey allen Vorfällen, gefällig erweisen wird, der ein rechtschaffener —

Mar. Und dieser Rechschaffene sind sie. Ich muß ihnen zwar gestehen, mein Prinz, daß ich ein solches Glück nicht verdiene; aber ich bin so kühn gewesen, es zu vermuthen. Man hätte kein sichereres Mittel ausfinnen können, als daß sie mir riethen, mich auf sie und ihr Ehrenwort zu verlassen. Und wie hätten wohl drey Herzen ihrer Kümmerniß ein Ende machen können, wenn der Vierte nicht darzu kam, und sie befriedigte? Sie, Herzog, will ich vergessen, und nichts thut mir mehr leid, als daß sie mir, mit ihrer Losfagung, zuvorgekommen sind. Und ob ich sie gleich Anfangs zärtlich geliebt habe, wie hätte ich sie denn alsdann

noch

noch lieben können, da sie sich meiner Liebe nicht mehr erinnerten? Die Ehre trieb mich an, blos die Ehre war mein vornehmster Bewegungsgrund, und keinen größern Ruhm verlange ich auch auf der Welt. Sie, mein Prinz, die sie so viel auf Ehre halten, sie, des Königs großer Minister, in dessen vortreflicher Seele sich so viele Tugenden vereinigen; sie hat der Himmel ausersehen, mein Glück zu machen; so glücklich ich aber auch bin, so würde ich es doch dann nicht seyn, wenn sie in meinen Augen nicht zugleich liebenswürdig wären. Es sey nun aus Pflicht oder Gerechtigkeit, aus Neigung oder Liebe, so versichere ich sie, mein Prinz, daß ich ihnen mein ganzes Herz gewidmet habe.

Isab. Nun erhole ich mich wieder.

Luigi. Verzeihen sie, wenn ich unerkenntlich, undankbar — (zur Donna Mariana.)

Mar. Dieser wichtigen Ursache wegen habe ich ihnen schon verziehen. (zu Don Luigi.) An ihrem Herzen zweifele ich nun nicht mehr, mein Prinz, reichen sie mir nur auch, zu meiner völligen Beruhigung, ihre Hand.

Ferd. Bevor dieses neue Band meine Hand fesselt, muß ich meiner erblaßten Gemahlin noch einige Tage widmen. Ich glaube, daß mir ihre Asche Vorwürfe machen würde. Ich habe ihnen meine Treue versprochen. Ich bin ein ehrlicher Mann und halte mein Wort.

Mar. Mein Herz, das unglücklicher Zufälle schon gewohnt ist, zittert mir; es hat mir schon ein

rechtschaffener Cavalier sein Wort nicht gehalten. Sie können der verstorbenen Gemahlin die gehörige Achtung bezeigen, und unsere wirkliche Verbindung noch aufschieben; wenn sie mir aber jetzt hier, in diesem Zimmer, ihre Hand reichen, so habe ich, über die mir angebotene Gnade, desto mehr Versicherung. So lange mein Glück nur noch von weiten glänzt, beherrscht Furcht und Hoffnung mein ganzes Herz. Und der Herzog darf mit seiner neuen Braut nicht eher vermählt werden, bevor das geheiligte Band unter uns befestiget ist.

Isab. O ja, mein Vater —

Ferd. Ich verstehe dich; und um dich glücklich zu machen, so mag die Verblaßte ihre Genehmhaltung zu dieser Vermählung geben. Ich will mich es auch nicht um dich so viele Mühe umsonst haben kosten lassen. Kommen sie also, Donna Mariana, und geben sie mir ihre Hand.

Mar. Hier ist sie. Mein Herz unterliegt für Freuden.

Ferd. Nun, meine Kinder, meine geliebten Kinder, folget uns nach.

Luigi. Erlauben sie mir, meine Geliebteste — (zur Donna Isabella)

Plac. Gieb ihm die Hand. (zur Donna Isabella.)

Isab. Da ist sie. O, wie glücklich bin ich!

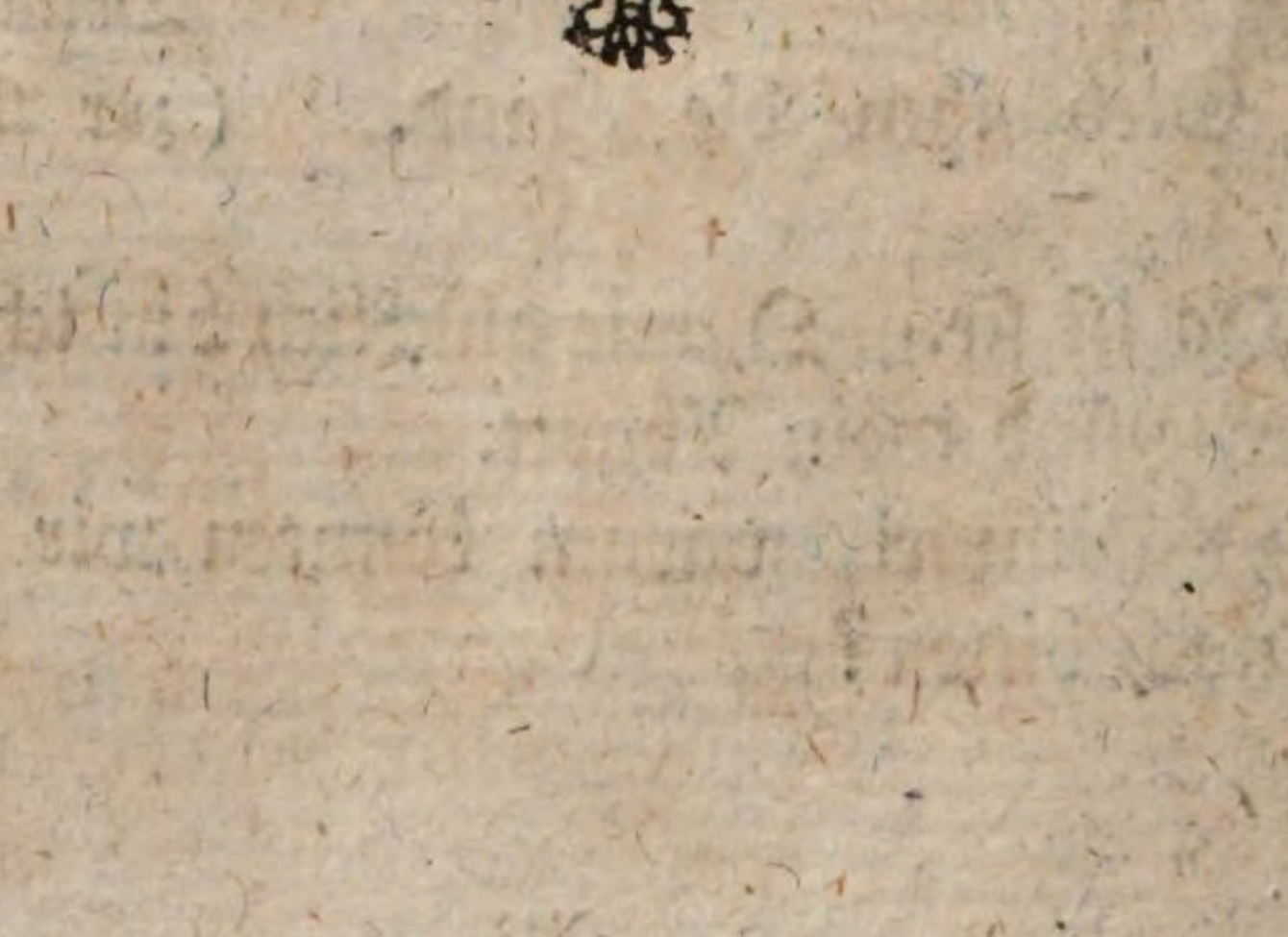
Luigi. Sie sind mein Abgott.

Plac. O Himmel, warum könnten wir dich wohl sonst noch bitten?

Roberto. Nur noch darum, daß er mir Verzeihung bey meiner geliebten Placida verschaft.

Ferd. Befürchten sie nichts, mein Freund, sie können die Verzeihung aus ihren Augen lesen. Hier ist ihre Gemahlin, hier ist ihre Tochter, und die Letztere muß ihr Herz unter uns theilen; sie sind ihr natürlicher Vater, und ich ihr Vater aus Liebe. Ja, diese zärtliche, diese rechtschaffene Liebe, soll auch mich dadurch zufrieden und vergnügt machen. Andere mögen ein Beyspiel an meiner redlichen Absicht nehmen, und die Zuschauer uns ein Zeichen ihres gütigen Beyfalls gönnen.

Ende des Lustspiels.



Der

Der militärische Liebhaber

Der
militärische
Liebhaber.

Ein Lustspiel.

Personen.

Der General.

Don Sancio, ein Hauptmann.

Don Garzia, ein Lieutenant.

Don Alonso, ein Fähndrich.

Brighella, ein Sergeante.

Zween Corporale, die reden.

Pantalon, ein Kaufmann.

Rosaura, Pantalons Tochter.

Beatrice, eine Witwe.

Corallina, Rosaurens Kammermädchen.

Harlekin, Pantalons Bedienter.

Officiere.

Soldaten, so viel, als nöthig.

Der Schauplatz ist in einer Stadt in der Lombardie.

Der militärische Liebhaber.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Ein Zimmer in Pantalons Hause.

Rosaura und Don Alonso, beyde sitzend.

Rosaura.

Ich bitte sie recht sehr, mein lieber Alonso, gehen sie ja fort.

Alonso. Aber, schönste Rosaura, warum wollen sie denn, daß ich mich von ihnen entfernen soll?

Ros. Weil ich befürchte, mein Vater möchte uns überraschen.

Alonso. Herr Pantalon ist ein vernünftiger und bescheidener Mann. Er weis, daß ich ein rechtschaffener Officier bin, und kann mir deswegen

keine Vorwürfe machen, weil ich in ihrer Gesellschaft bin.

Ros. Es ist wahr, er ist recht gut auf sie zu sprechen. Er hält ungemein viel auf sie, und spricht auch oft von ihren Vorzügen, von ihrer Bescheidenheit. Er hat es manchmal dem Glück nicht genug verdanken können, daß sie ihr Quartier in unserm Hause genommen, weil wir in den drey Monaten, da sie uns mit ihrer Gegenwart beehren, nichts als Höflichkeit, Gütigkeit und Vortheile von ihnen genossen.

Alonso. Herr Pantalon hat so viel Gütigkeit für mich, die ich nicht alle verdiene, und dieses schützt uns vor den Vorwürfen, die sie befürchten.

Ros. Ach, Don Alonso, die Süßigkeit des Vergnügens, die wir in unserm freundschaftlichen Umgange bisher genossen haben, ist uns verbittert worden. Es ist meinem Vater, der sich auf ihre und meine Aufführung so sicher verließ, von Jemanden, der mein Glück beneidet, ein Verdacht beygebracht worden.

Alonso. Gut, so müssen wir unsere Feinde zu Schanden machen.

Ros. Auf was für Art?

Alonso. Durch öffentliche Bekanntmachung unserer Liebe. Ihr Vater soll erfahren, daß ich sie liebe, und sie zur Frau verlange. Dann wird es mir doch erlaubt seyn, mit ihnen zu sprechen, sie ohne Zwang zu lieben, und die Neider, die vielleicht nach dem Besitze ihrer Schönheit trachten, mögen sich immer härmen.

Ros.

Ros. Sie erfreuen mich wieder. Ich glaube gewiß, daß mein Vater das Glück, einen Schwiegersohn von so vielen Verdiensten, und der ihm so lieb ist, zu haben, mit Freuden ergreifen wird. Aber — O Himmel! bey allen dem muß ich ihnen doch sagen, daß dieß alles noch nicht hinlänglich ist, mich zufrieden zu stellen.

Alonso. Was verlangen sie denn noch mehr, meine Schöne? Was ist ihrer Zufriedenheit noch zuwider?

Ros. Ich überlege die Gefährlichkeiten des Krieges; ich denke an die Unstätigkeit ihres Aufenthalts; ich besorge, daß sie genöthiget werden können, mich, ehe unsere Verbindung noch zu Stande kömmt, zu verlassen.

Alonso. So muß man allen widrigen Zufällen zuvorkommen und die Sache heute noch richtig machen.

Ros. Ja, ja, wir wollen sie richtig machen — Aber — ach, wer giebt mir die Versicherung, daß das Vergnügen, sie bey mir zu haben, nicht von allzu kurzer Dauer seyn werde?

Alonso. Wenn der Krieg vorbey ist, so gehen sie mit mir nach Spanien.

Ros. Ah, so lange der Krieg währt, habe ich keinen Augenblick Ruhe.

Alonso. Man spricht sehr zuverläßig von einem nahen Frieden. Die öftern Courier, die der commandirende General vom Hofe bekömmt, ingleichen die Langsamkeit, mit der er in Ansehung des Feindes agirt, sind ein sicheres Zeichen eines baldigen Vertrags. Man spricht nichts mehr vom

Marschiren, und sieht auch keine neuen Anstalten mehr machen. Beruhigen sie sich also nur, geliebte Rosaura, und seyn sie vergnügt; lieben sie mich, und hoffen sie auf diejenige Glückseligkeit, deren Genuß uns noch bevorsteht.

Ros. Der Himmel befördere ihre gute Absicht, und verschaffe meinem Herzen diejenige Beruhigung, die allein vergnügt machen kann.

Zweyter Auftritt.

Don Garzia und die Vorigen.

Garzia. Wohl bekomme es ihnen, mein Freund.

Ros. Wie, Herr Lieutenant? Wer hat sie heißen herein kommen?

Garzia. Nun, das ist schön! Soll ich mich vielleicht erst lange anmelden lassen, wenn ich einen Camerad vom Regimente besuchen will?

Ros. Das ist aber sein Zimmer nicht.

Garzia. So ist es das Ihrige. Wir Officier sind gern in der Wirthin Zimmer. Der Regiments-Quartiermeister weist uns unser Quartier an, und für die Gesellschaft in demselben sorgen wir.

Ros. Don Alonso, wenn sie mit ihrem Freunde etwas zu reden haben, so führen sie ihn in ihr Zimmer.

Alonso. Seyn sie so gütig, Don Garzia, und kommen sie mit mir.

Garzia. Alles, was ich ihnen zu sagen habe, besteht in ein Paar Worten, und die kann ich ihnen auch hier sagen. Sie gehen sehr behutsam, Mademoiselle! Wissen sie aber nur, daß wir Officier, uns unter einander gar nicht geniren.

Alonso.

Alonso. Nun, was haben sie mir denn zu sagen?

Garzia. Daß der Commendant befohlen hat, uns marschfertig zu halten, daß wir noch vor Abends alle unter den Waffen seyn sollen; und hier haben sie die schriftliche Ordre, die unser Sergeante sowohl für sie, als für mich, überbracht hat.

Ros. (Ach, ich Unglückliche!)

Alonso. Warum denn vor Abends noch unter den Waffen?

Garzia. Wenn sie nicht so verliebt wären, und sich bisweilen in den Redouten sehen ließen, so würden sie besser wissen, was vorgienge. Man sagt, daß ein Spion mitgebracht habe, der Feind sey Willens, das Corps unserer Truppen, das die Anhöhe besetzt hält, künftige Nacht zu überfallen. Unser Marsch geschieht also in der Absicht, den Unsrigen zu Hülfe zu kommen, und des Feindes Vorhaben zu vereiteln.

Ros. Wenn also die Ihrigen auf den Feind stoßen, so wird es vermuthlich wohl zum Gefechte kommen.

Garzia. Weswegen wären wir denn sonst hier? Weis man denn nicht, daß wir blos des Fechtens wegen da sind?

Ros. (O Himmel!)

Alonso. Ey! wenn der Feind erfahren wird, daß seine List verrathen ist, so wird er nicht aus seinen Transcheen gehn. Er ist nicht im Stande, sich in ein Treffen mit uns einzulassen.

Garzia. Ja, ja, schmeicheln sie sich nur damit. Ich bin der Meynung, daß wir eine ordentliche Schlacht werden liefern müssen.

Ros. Don Alonso — (seufzend.)

Alonso. Beruhigen sie sich nur — es wird nicht so arg seyn —

Garzia. Ey, sie weinen ja gar! Der Teufel, sie müssen recht sterblich verliebt seyn. Aber! ja, da gehört Geduld darzu. Trösten sie sich immer damit, daß sie nicht die Einzige sind, die weint. Mit dieser Nachricht will ich, ehe es noch Abend wird, wenigstens zehne zu weinen machen.

Ros. (Ach, ich sehe mein Unglück wohl voraus!)

Garzia. Nun frisch, frisch, Herr Fähndrich, machen sie sich immer fertig, sehen sie nach ihrem Gewehr, und bereiten sie sich zum Aufbruche.

Alonso. Wir marschiren ja jetzt nicht gleich.

Garzia. Wollen sie denn bis auf den letzten Augenblick warten? Machen sie fort, und gehen sie mit mir auf den Paradeplatz. Ihre Freunde warten auf sie.

Alonso. Was soll ich denn da machen?

Garzia. Spielen, eins trinken, über die verliebten Begebenheiten lachen, die uns hier in unserm Quartierstande begegnet sind.

Alonso. Verschonen sie mich damit; sie wissen, daß ich mir aus dergleichen Ergötzlichkeiten gar nichts mache.

Garzio. Armer, junger Herr! Sie sind verliebt, nicht wahr? Ah, sie haben noch nicht gelernt, wie man auf recht soldatisch lieben muß. Ey, es giebt überall Mädchen. Verzeihen sie mir, Mademoiselle, ich suche sie nicht damit zu beleidigen, ob es gleich andere ihres Gleichen eben so zu machen pflegen. So bald wir nur abmarschirt

sind,

sind, gleich lassen sie sich mit andern jungen Herren in der Stadt ein.

Ros. Vielleicht sind sie gewohnt, nur mit jungen, leichtsinnigen Dingern umzugehen.

Garzia. Ja, so wie sind.

Ros. Don Alonso —

Alonso. Don Garzia, sie reden gar zu frech.

Garzia. Das hat mir noch nie ein Frauenzimmer gesagt, und sie sollten es selbst nicht leiden, daß man einem Officier, der ihr guter Freund ist, so grob begegnete.

Alonso. Sie haben sie beschimpft; und wenn das auch nicht gewesen wäre, so muß sich doch ein ehrlicher Mann, einer solchen Kleinigkeit wegen, nicht gleich beleidiget finden.

Garzia. Solche schlechte Mädchen dürfen aber auch den Respekt nicht gegen mich aus den Augen setzen.

Ros. Herr Lieutenant, sie gehen gar zu weit.

Alonso. Ja, sie treiben die Sache zu weit. Für ein ehrbares Frauenzimmer, das ich liebe und hochhalte, sollten sie mehr Achtung haben.

Garzia. Was! Und sie werden dieser kleinen Närrin wegen gleich so hitzig?

Alonso. Don Garzia, kommen sie ein wenig mit mir heraus.

Garzia. Ja, gleich. Vor ihnen fürchte ich mich nicht. (geht ab.)

Dritter Auftritt.

Don Alonso und Rosaura.

Ros. Ach, Don Alonso — (indem sie ihn zurückhält.)

Alonso. Lassen sie mich gehen.

Ros. Wenn sie mich lieb haben —
Alonso. Lassen sie mich gehen, sage ich.
Ros. Ihr Leben —
Alonso. Wird von meinem Degen beschützt.
Ros. O Himmel! Schlagen sie sich ja nicht.
Alonso. Meine Ehre — Ihre Ehre —
Ros. Kann die auf keine andere Art wieder hergestellt werden?
Alonso. Ich will diese Beschimpfung mit dem Blute dieses Verwegenen auslöschen.
Ros. Sie können das Ihrige dabey vergießen.
Alonso. Immerhin; aber dieser Schimpf muß gerächet werden.
Ros. Nicht doch, mein liebster —
Alonso. Ah! — Rosaura — ich kann meinen Zorn nicht mehr mäßigen. (geht ab.)
Ros. Gerechter Himmel, dir empfehle ich das Leben meines Geliebten.

Vierter Auftritt.

Pantalon und Rosaura.

Pant. Was giebts? Was fehlt dir? Warum weinest du?
Ros. Ach, mein Vater —
Pant. Nun, sage doch, was es gegeben hat?
Ros. (Ach! Wenn ich ihm sage, daß ich der Gefahr wegen weine, in der Alonso ist, so entdecke ich dadurch meine ganze Liebe zu ihm.)
Pant. Das muß was Wichtiges seyn. Du weinst? Du redst nicht? Was hat das zu bedeuten?
Ros. Ich weine, weil ich beschimpft worden bin.

Pant.

Pant. Beschimpft? Von wem?
Ros. Don Garzia hat mich beleidiget.
Pant. Wer? Der Herr Lieutenant?
Ros. Ja, eben dieser Uebermüthige.
Pant. Was hat er dir gesagt? Was hat er dir gethan?
Ros. Ach, mein Vater — gehen sie doch geschwind hin —
Pant. Wohin?
Ros. Don Garzia und Don Alonso schlagen sich mit einander.
Pant. Wo denn?
Ros. Sie werden nicht weit seyn.
Pant. Weswegen schlagen sie sich denn?
Ros. Wegen der Grobheiten, die mir Don Garzia gesagt hat. Ach, mein Vater, laufen sie doch ja geschwind hin — verhindern sie sie —
Pant. Es muß dir sehr am Herzen liegen, Mamsell, weil du so drauf dringest.
Ros. Ich wollte nicht gern Ursache an eines oder des andern Tode seyn.
Pant. Nun, wie ist es denn eigentlich gewesen?
Ros. Don Garzia hat mich beschimpft.
Pant. Das wäre viel!
Ros. Ja — mit beleidigenden Worten.
Pant. Was hat er aber zu dir gesagt?
Ros. Sie sollen es hernach schon erfahren; gehen sie nur geschwind hin, mein Vater —
Pant. Wie kömmt denn Don Alonso dazu?
Ros. Er hat meine Parthie genommen.
Pant. Aus was für Ursachen aber?
Ros. Weil mich Don Garzia beleidigte. Ach, mein Vater, sie schlagen sich.

Pant. Wenn sie sich schlagen, so mögen sie sich schlagen. Was hat denn aber Don Garzia zu dir gesagt?

Ros. Ach, die Sache ist gar zu weitläufig.

Pant. Ich habe jetzt nichts zu thun; erzähle mir sie immer.

Ros. Aber die Officier werden sich indeß einander verwunden —

Pant. Sie sind selbst Schuld daran. Ich will nur wissen, wie die Sache gewesen ist.

Ros. O Himmel!

Pant. Was fehlt dir?

Ros. Ach, ich kann nicht mehr!

Pant. Rosaura.

Ros. Ich sterbe. (Sie fällt in Ohnmacht.)

Pant. Ach, ich armer Mann! Rosaura, meine Tochter — Corallina, wo bist du? Corallina — (Er ruft.)

Fünfter Auftritt.

Corallina und die Vorigen.

Coral. Da bin ich, mein Herr.

Pant. Geschwind, Wasser, Eßig!

Coral. Was ist denn vorgefallen?

Pant. Siehst du nicht? Rosaura liegt in Ohnmacht.

Coral. Das arme Kind!

Pant. Nun mache doch, komm ihr zu Hülfe; es ist da keine Zeit zu verlieren.

Coral. Warten sie, da habe ich Ungarisches Wasser. (Sie bestreicht sie.)

Pant. O jeh, damit richten wir nichts aus. Geschwind, frisch Wasser. Harlekin! (Er ruft.)

Sechster Auftritt.

Harlekin und die Vorigen.

Harl. Mein Herr. (von innen)
Pant. Geschwind, bring' frisch Wasser her.
Harl. Gleich, den Augenblick. (von innen.)
Pant. Lauf geschwind.
Harl. Ich komme gleich. (von innen.)
Pant. Aber, so mache doch.
Harl. Da bin ich schon. (Er kömmt mit einem Glase Wasser gelaufen, fällt und zerbricht es.)
Pant. O du Tölpel!
Harl. Wenn ich aber auch —
Pant. Halts Maul.
Coral. Wenn sie lärmen wollen, so kömmt sie nicht wieder zu sich; warten sie nur — (Sie geht ab, und kömmt gleich wieder.)
Pant. Geschwind, Wasser. (zu Harl.)
Harl. Ja doch, ja, gleich, mein Herr. (Er geht ab, und kömmt gleich wieder.)
Pant. Nun da sehe man nur, sie lassen mich ganz allein. Corallina! (Er ruft.)
Coral. Da bringe ich Eßig.
Pant. Bestreich sie damit, unter der Nase herum.
Coral. Ich will sie wohl damit bestreichen, es wird aber nichts helfen.
Pant. Ich sage dir ja, Wasser ist besser. Harlekin, komm doch geschwind. (Er ruft.)
Harl. Da bin ich. (mit einem ganzen Eymer voll Wasser.)
Pant. Warum aber einen Eymer voll?
Harl. Um desto eher fertig zu werden.

Pant.

Pant. Gieb her. (Er thut, als wenn er Rosauren Wasser ins Gesicht spritzete.)
Coral. Es wird nichts helfen.
Pant. Es hilft auch nichts.
Harl. Lassen sie mich nur machen.
Pant. Was willst du denn machen?
Harl. Mamsell Rosaura. (Er schreyet ihr stark ins Ohr.)
Pant. Geh weg da.
Coral. Es scheint, als wenn sie todt wäre.
Pant. Ach, ich armer Mann!

Siebenter Auftritt.

Don Alonso und die Vorigen.

Alonso. Was giebt es, Herr Pantalon?
Coral. Ach, mein Herr Alonso, meine arme Tochter ist in Ohnmacht gefallen, und will gar nicht wieder zu sich kommen.
Alonso. Die arme Mademoiselle Rosaura! Was hat es denn gegeben? (Er nähert sich Rosauren.)
Ros. Ach! (Sie erholt sich ein wenig.)
Pant. O je! Sie kömmt wieder zu sich.
Alonso. Fein munter, Mademoiselle Rosaura.
Ros. Ah! (Sie erholt sich noch etwas mehr.)
Pant. Meine Tochter.
Coral. Mein Herr Pantalon.
Pant. Was willst du?
Coral. Ich will den Eßig nun weggießen.
Pant. Warum?
Coral. Weil des Don Alonso seiner stärker ist, als unserer. (geht ab.)
Harl. Mein Herr.

Pant.

Pant. Was willst du?
Harl. Ich will das Wasser wieder wegtragen.
Pant. Ja, trag' es immer weg.
Harl. Wider die Krankheit ihrer Tochter gehört etwas mehr, als frisch Wasser. (geht ab.)

Achter Auftritt.

Rosaura, Don Alonso und Pantalon.

Alonso. Frisch, Mademoiselle Rosaura, fassen sie einen Muth.
Ros. Wo bin ich?
Pant. Wie befindest du dich denn, meine Tochter?
Ros. Etwas besser — Haben sie sich geschlagen? (zu Don Alonso.)
Alonso. Ja.
Pant. Sage mir nur, warum du in Ohnmacht gefallen bist?
Ros. Ich weis es selbst nicht. Sind sie verwundet worden? (zu Don Alonso.)
Alonso. Nein.
Pant. Nun befindest du dich aber doch besser?
Ros. Nein; der andere ist aber verwundet worden? (zu Don Alonso.)
Alonso. Ja.
Ros. O weh!
Pant. Was fehlt dir denn wieder? (zu Rosauren.)
Ros. Nichts. Wo ist er denn verwundet worden? (zu Don Alonso.)
Pant. Rede doch mit mir. (zu Rosauren.)
Ros. Wohin denn? — (zu Pantalon in der Zerstreuung.)
Pant. Was willst du denn mit deinem wohin?

Ros.

Ros. Don Garzia ist verwundet worden. (zu Pant.)
Pant. Desto schlimmer für ihn; was geht das aber dich an?
Ros. Wie wird es nun mit ihnen werden, Don Alonso?
Alonso. Fürchten sie sich nicht, es wird nicht viel zu sagen haben.
Ros. (Ich Unglückliche!) (Sie weint.)
Pant. Du weinst? Soll es wieder von vorne angehen?
Ros. (Mein Herz prophezeyet mir ein Unglück.) (für sich.)
Pant. (Ich weis nicht, was das für ein Handel ist? Das Weinen, das Sachtereden, das beständige Hinschielen nach den Herrn Fähndrich da, das gefällt mir gar nicht. Ich denke immer, es wird wohl wahr seyn, was man mir gesagt hat.)
Alonso. (Betrüben sie sich nicht, meine Geliebte. Ich habe ihn nur in den Arm blessirt, und es wird nicht viel zu bedeuten haben.) (sachte zu Ros.)
Ros. (Ja, sie haben doch den Degen gegen ihn gezogen.) (sachte zu Alonso.)
Pant. (Ey, dahinter steckt was.) Herr Fähndrich, auf ein Wort, wenn sie so gütig seyn wollen.
Alonso. Da bin ich zu ihrem Befehl.
Ros. (Ah, mein Vater hat einen Verdacht.)
Pant. Geh du immer fort, Mamsellchen; du kannst in ein anderes Zimmer gehen.
Ros. Es ist mir ja nicht wohl.
Pant. So leg dich aufs Bette.
Ros. Alleine?
Pant. Wie so, alleine?

Ros.

Ros. Ich meyne nur, ob ich alleine ins Zimmer gehen soll? Ich kann ja auf keinen Fuß treten.
Pant. Ruf Corallinen, und laß dir helfen.
Ros. O Himmel!
Alonso. Nun, Mademoiselle Rosaura, fassen sie einen Muth. Gehen sie, ruhen sie ein wenig. (Lassen sie mich mit ihrem Vater allein.)
Ros. (Haben sie ja Mitleiden mit mir.) (zu D. Alonso.)
Pant. Nun, gehst du bald?
Ros. Nun gehe ich ja. (geht ab.)

Neunter Auftritt.

Don Alonso und Pantalon.

Pant. Kommen sie her, mein lieber Don Alonso, und lassen sie uns aufrichtig mit einander reden; ich habe auch in der Welt gelebt, und weis, wie es geht. Ich möchte aber doch nicht, da sie bey mir im Qvartier liegen —
Alonso. Ich weis, was sie mir sagen wollen. Sie glauben, daß ich ihre Tochter liebe, und ich versichere sie auch, daß sie sich in ihrer Meynung nicht irren. Ja, ich liebe sie; und halte jetzt bey ihnen an, sie heirathen zu dürfen.
Pant. Ich weis nicht, was ich ihnen antworten soll. So, gleich stehendes Fußes — kann ich mich nicht entschließen — kann ich weder ja noch nein sagen.
Alonso. Seyn sie nur so gütig, und sagen sie mir, was sie etwan dawider einzuwenden haben.
Pant. Sehen sie nur, ich habe sonst Niemanden, als diese einzige Tochter — und die möchte ich nun nicht gern an einen Officier verheirathen.

Alonso. Ich gebe ihnen meine Cavalierparol, daß ich, so bald der gegenwärtige Krieg zu Ende seyn wird, gleich meinen Abschied fodern will. Wenn ich es jetzt, da der Feldzug noch am heftigsten fortgesetzt wird, thun wollte, würde man mir es sehr verdenken. Man könnte sagen, daß ich aus Furcht vor der Gefahr, oder zu Vermeidung der vielen Ungemächlichkeiten abdanketе.

Pant. Wir wollen erst warten, bis der Krieg aus seyn wird; und wenn sie hernach dem Soldatenstande gänzlich werden entsagt haben, so wollen wir von meiner Tochter mit einander sprechen.

Alonso. O nein, Herr Pantalon; ich bitte sie, ich beschwöre sie, daß sie mir ihre Tochter jetzt versprechen, und mir erlauben, ihr meine Hand zu reichen.

Pant. Und wenn ihnen nun eine Kanonenkugel, auf eine rühmliche Art, ihren Kopf mit wegnähme, was soll denn mein armes Mädchen hernach anfangen?

Alonso. Wenn sie Witwe wird, so kann sie hernach wieder machen, was sie will.

Pant. Und wenn sie nun ein Kind von ihnen hätte?

Alonso. So erbt sie mein ganzes Vermögen.

Pant. Was denn für ein Vermögen? Sie sind ein Spanier, und wir sind hier im Lande; nehmen sie mir es also nicht übel, es betrift meine eigene Tochter. Ich will zugeben, daß sie von Adel, daß sie reich sind; ich glaube auch, daß sie noch unverheirathet sind; aber das alles kann man doch nicht so ganz gewiß behaupten, und ich möchte doch nicht, daß man einmal über lang oder kurz — —

Alonso. Was! Und sie zweifeln noch an meinem Stande, an meiner Redlichkeit, an meiner Treue? Ein rechtschaffener Officier kann sich nicht verstellen und Betrügereyen begehen. Ihr Zweifel beleidiget mich, und ihr Mistrauen sehe ich als eine Beschimpfung an. Ich versichere sie, daß blos die Liebe zu ihrer Tochter sie vor meinem Zorne schützt. Dergleichen Schimpf würde ich gewiß von sonst Niemand leiden.

Pant. Nun, werden sie nur nicht böse, Herr Fähndrich —

Alonso. So greifen sie mich nicht an meiner Ehre an.

Pant. Man muß ja aber auch dabey überlegen —

Alonso. Entziehen sie mir ja das Herz ihrer Tochter nicht.

Pant. Also wollen sie sie —

Alonso. Ich will sie, und halte deswegen bey ihnen um sie an.

Pant. Wenn ich sie ihnen aber abschlüge —

Alonso. Aus was für Grunde wollten sie mir sie wohl abschlagen? Unter was für Vorwande? Warum? Sagen sie das, warum?

Pant. Es ist gut, es ist gut, mein Herr Officier. Lassen sie mich wenigstens erst mit meiner Tochter davon sprechen.

Alonso. Sprechen sie mit ihr; es ist recht und billig. Und wenn sie es zufrieden ist, wollen sie mir sie hernach geben?

Pant. Wir wollen sehen.

Zehenter Auftritt.

Don Sancio, die Vorigen und ein Corporal.

Sancio. Neffe, ich habe etwas mit ihnen zu sprechen. (zu Don Alonso.)

Alonso. Hier bin ich zu ihrem Befehl.

Pant. Unterthäniger Diener, Herr Hauptmann.

Sancio. Ihr Diener, Herr Pantalon. Erlauben sie mir, daß ich mit meinem Neffen ein Paar Worte, ungestört, sprechen darf.

Pant. Nach ihrer Beqvemlichkeit. Ich empfehle mich ihnen.

Alonso. (Herr Pantalon, wir haben also einander verstanden.)

Pant. Ey, ich habe sie wohl verstanden. (Er will meine Tochter haben; und wenn ich sie ihm nicht gebe — Ich weis nicht, wie ich es anfange; ich muß es überlegen.) (geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Don Sancio, Don Alonso und der Corporal.

Sancio. Alonso, wissen sie die Ursache, warum ich hieher gekommen bin?

Alonso. Ich kann mir es leicht einbilden. Sie sind hergekommen, mir, des Don Garzia wegen, Vorwürfe zu machen.

Sancio. Nein, ich bin deswegen da, ihnen den Arrest anzukündigen.

Alonso. Den Arrest? Aus was für Ursache?

Sancio. Weil sie den Lieutenant herausgefodert und auch blessirt haben.

Alonso. Er hat mich herausgefodert.

Sancio. Mein guter Alonso, ich weis alles. Eines Frauenzimmers wegen muß man seine Ehre nicht in Gefahr setzen.

Alonso. Ein Frauenzimmer vertheidigen ist eine löbliche That für einen Cavalier.

Sancio. Und sich mit gar keinem Frauenzimmer zu weit einlassen, ist die Pflicht eines braven Officiers. Diesen Degen, den sie an der Seite tragen, sollen sie, ihrem Eide nach, zum Dienste des Königs und zur Vertheidigung der königlichen Fahne gebrauchen; überreichen sie ihn mir nur.

Alonso. Hier ist er. (Er giebt ihm den Degen, und der Corporal empfängt ihn.)

Sancio. Gehen sie in Arrest.

Alonso. Auf ihren Befehl. (Er will abgehen.)

Sancio. Wo gehen sie hin?

Alonso. In mein Zimmer.

Sancio. Hier, in diesem Hause, würden sie ihren Arrest wohl nicht ungern aushalten.

Alonso. Wie? Ich soll, außer meinem Quartier, in Arrest gehen?

Sancio. Sie sollen in meines gehen.

Alonso. Warum das?

Sancio. Der General will es so haben.

Alonso. Ah Don Sancio! Das ist zu viel.

Sancio. Gehorchen sie dem Commando.

Alonso. Gut; gegen Abend will ich kommen.

Sancio. Sie müssen jetzt gleich hingehen.

Alonso. Was? So geht man mit Officieren um?

Sancio. Schweigen sie, Unvorsichtiger, und lernen sie die Orders ihrer Vorgesetzten respektiren;

gleich gehen sie aus diesem Hause, und hin in meines.

Alonso. Gehen sie nur, ich werde ihnen gleich nachfolgen.

Sancio. Nein, sie sollen voraus gehen.

Alonso. Ich muß doch erst von meinen Wirthsleuten Abschied nehmen.

Sancio. Ich will es schon, statt ihrer, bey dem Herrn Pantalon ausrichten.

Alonso. Aber — mein Gepäcke?

Sancio. Dafür will ich schon Sorge tragen. Gehen sie nur.

Alonso. Das ist allzu grausam.

Sancio. Und sie sind allzu frech. Don Alonso, verlassen sie sich ja nicht drauf, daß ich ihr Onkel bin. Wer dem König einmal dient, der muß alle Partheylichkeit bey Seite setzen. Gehorchen sie der Order, oder sie haben einen Feind an mir.

Alonso. Ah, Don Sancio, haben sie doch Mitleiden mit mir.

Sancio. Ja, ich bedaure sie; aber ich thue meine Pflicht, und rathe ihnen auch, die Ihrige zu thun. Sie wissen selbst, wie groß, wie nöthig bey einer Armee die Strenge der Befehle ist. Wehe uns, wenn man wider die Subordination handeln dürfte, die uns alle im Zaum hält. Wie lange würde wohl eine Armee bestehen, wenn es den Officieren erlaubt wäre, sich ungestraft unter einander herumzuraufen? Was für Unordnung würde nicht daraus entstehen, wenn man den zügellosen Leidenschaften ihren freyen Lauf lassen wollte? Gehorchen sie also der gegebenen Order,

schämen sie sich, daß sie die Strafe verdient haben, und verabsäumen sie ja keinen Augenblick, so lieb ihnen ihre Ehre ist.

Alonso. (Ah, Geduld! Rosaura, o Himmel! Wer weis, ob wir uns jemals wiedersehen.) (geht ab.)

Sancio. Der arme junge Mensch! er dauert mich. Aber die militärische Disciplin verlanget Strenge, Ernsthaftigkeit und Gerechtigkeit. (geht ab.)

Zwölfter Auftritt.

Ein Markt mit einer Hauptwache, vor der ein Tisch mit Weine und Gelde stehet. Brighella in der Montur. Zween Corporale und verschiedene Soldaten. Es wird getrommelt.

Brigh. Es fehlen uns noch vier Mann, unsere Compagnie complet zu machen; wenn wir sie noch vor dem Marsche anwerben könnten, so wäre das eine recht gute Sache.

Der Corp. Die wollen wir schon kriegen. Wir haben ja Erlaubniß, uns in diesem Lande recrutiren zu dürfen. Wir wollen sie also schon kriegen.

Brigh. Die Bauern hier herum sind listig, wie alle der Teufel.

Dreyzehenter Auftritt.

Harlekin und die Vorigen.

Harl. Ich kann es kaum erwarten, bis die Soldaten einmal abmarschiren. Fast alle Tage treffe ich einen andern bey Corallinen an. Sie sagt

zwar, daß sie mir gut wäre, daß ich mir keine Grillen deswegen in Kopf setzen sollte; aber ich traue den Schnurrbärten nicht. (Die Trommel wird gerührt, und die Soldaten sind lustig.)

Harl. Recht so! Das ist hübsch! Was das für eine trefliche Sache! Was das für gute Gesellschaft ist!

Brigh. Gute Gesundheit, mein Freund.

Harl. Wohl bekomme es ihm.

Brigh. Nun, immer ein Bischen näher.

Harl. Ich bedanke mich.

Brigh. Wenn ihr Lust habt, so stehts euch frey.

Harl. Nun, so will ich sein höfliches Anerbieten nicht ausschlagen.

Brigh. Geschwind, zu trinken her.

Die Corporale. Da, Freund, esset, trinket.

Brigh. Nun, lasset uns immer fein lustig seyn. (Sie singen.)

(Harlekin ißt, trinkt und singet mit den Soldaten.)

Brigh. Nun, was meynt ihr dazu? Gefällt euch das lustige Leben? (zu Harlekin.)

Harl. Ob mirs gefällt? Ih warum nicht! Aber wer seyd ihr denn, ihr Herren?

Brigh. Wir sind Soldaten.

Harl. Soldaten? Und die Soldaten führen ein solches lustiges Leben?

Brigh. Ja, das geht immer so, beständig lustig. Was treibt ihr denn für eine Handthierung?

Harl. Ich bin ein Bedienter.

Brigh. Ihr armer Teufel! Ihr müßt euch den ganzen Tag plagen.

Harl. Ja, wie ein Esel, mein Herr.

Brigh. Ihr werdet wenig zu essen kriegen.

Harl. Mich hungert beständig.
Brigh. Man wird euch niemals ein wenig Freyheit lassen.
Harl. Niemals.
Brigh. Ey, so kommt doch lieber zu uns.
Harl. Ja, das gienge an!
Brigh. Hier habt ihr zu essen und zu trinken; ihr bekommt Schuhe, Strümpfe und Kleider; ihr braucht keinen Hauszins zu bezahlen; ihr kriegt Geld, man respektirt euch, ihr reiset, kriegt die Welt zu sehen; ihr machet euch lustig, und außer ein Paar Wachen und ein Bischen exerciren, habt ihr auf der Welt Gottes nichts zu thun.
Harl. Ey, das ist allerliebst! Aber — man sagt ja, daß die Soldaten auch in Krieg giengen, und im Kriege kommen Leute ums Leben. Aus der Ehre würde ich mir nun nicht viel machen.
Brigh. Ey nicht doch! Wir sind ja auch Soldaten, und sind jetzt da; wir sind auch im Kriege gewesen, und leben immer noch und sind lustig und guter Dinge. Frisch nur, auf eure Gesundheit.
(Er trinkt.)
Der Corp. Nun, wollt ihr bey uns bleiben? Wenn ihr wollt, da habt ihr eine Montur.
Brigh. Wie heißt ihr denn?
Harl. Harlekin Battocchio.
Brigh. Frisch, Herr Harlekin, soll ich euren Namen hier ins Buch schreiben?
Harl. Ja, ja, schreib' er ihn immer hinein.
Brigh. Gut so. (Er schreibt.) Harlekin Battocchio, Soldate geworden u. s. w. Wollt ihr Geld?

Harl. Wenn er mir welches geben will, so nehme ichs an.

Brigh. Nehmt ihr mit einem harten Thaler vorlieb?

Harl. O ja, damit bin ich zufrieden.

Brigh. Da habt ihr ihn. Munter, ihr Bursche, ziehet ihn an. (Sie ziehen Harlekinen als Soldaten an.) Seyd ihr nun zufrieden?

Harl. Vollkommen zufrieden.

Brigh. Das ist mir lieb. Bleibt hier und geht mir nicht vom Flecke; ich will unserm Capitain Rapport davon bringen.

Harl. Grüße er ihn doch von meinetwegen.

Brigh. Recht gern. (Corporal, ich übergebe ihn ihm, lasse er ihn ja nicht entwischen.) (geht ab.)

Harl. Nun frisch, laßt uns eins trinken, laßt uns lustig seyn. (Er singet.)

Vierzehenter Auftritt.

Corallina und die Vorigen.

Coral. (Was, Harlekin ein Soldate?)

Harl. Frisch, Corallina. Ha! was meynst du? Sehe ich so nicht gut aus?

Coral. Schön. Heißt das sein Versprechen halten, mich heirathen zu wollen?

Harl. Und warum könnte ich dich denn nicht noch heirathen?

Coral. Ehester Tage wirst du mit der Armee fortmarschiren und mich hier im Stiche lassen.

Harl. O, warum nicht gar! Du sollst auch mit der Armee marschiren.

Coral. Nein, nein, wenn du ein Narre bist, so bin ich doch keiner. Geh du nur, ich mag dich nicht mehr.

Harl.

Harl. Ah Nickel! So verstößest du mich?
Coral. Warum bist denn du Soldate geworden?
Harl. Um zu essen, zu trinken, Kleider und Schuhe zu bekommen, und sonst nichts von der Welt zu thun.
Coral. Du guter Narre, du wirst es schon noch erfahren.
Harl. Ich würde es noch erfahren? Wie so?
Coral. Im Winter, mitten im Schnee, im Sommer, bey der größten Hitze, wirst du müssen, mit der Flinte auf dem Buckel, auf dem Walle stehen und schreyen: Wer da: Auf dem Stroh wirst du schlafen müssen, mit Exerciren dich strappaziren, und wenn du es nicht recht machst, brav abgeprügelt werden.
Harl. Abgeprügelt?
Coral. Da nicht anders. Hernach mußt du in Krieg ziehen, und Gefahr laufen, einen Arm, ein Auge, oder den Kopf gar zu verlieren.
Harl. Den Kopf? Nein, nun bleibe ich nicht Soldate.
Coral. Ach, mein lieber Harlekin, wenn du mich lieb gehabt hättest, so würdest du dich gewiß nicht dazu begeben haben.
Harl. Nun stille nur, ich will dem Dinge gleich ein Ende machen; ich will meine Sachen wieder zurückgeben, und mich von allem losfagen.
Coral. Ja, mein lieber Harlekin, mache, daß du wieder loskömmst.
Harl. Geh dort hin, warte auf mich, ich komme gleich nach.
Coral. Mache mir nur nichts weiß.

Harl. Du sollst sehen.

Coral. (Der arme Harlekin! Ich bin ihm gut. So einen guten Narren von Manne finde ich nirgends, und wenn ich die ganze Welt aussuchte.) (geht ab.)

Harl. In Krieg? Den Kopf verlieren? Corallinen verlieren? Nein, da wird nichts draus. Herr Corporal, auf ein Wort.

Der Corp. Was wollt ihr?

Harl. Da hat er seinen Rock wieder; da hat er seinen harten Thaler wieder; und von euch Leuten verlange ich nichts.

Der Corp. Was! Seyd ihr ein Narre?

Harl. Ich sage ihm, daß ich nicht Soldate werden will.

Der Corp. Ihr seyd einmal angeworben, enrollirt, ihr habt Handgeld genommen, eine Montur bekommen; nun ist nicht mehr Zeit zu sagen, ich will nicht.

Harl. Zeit oder nicht Zeit, da hat er seinen Rock wieder. (Er will sich ausziehen.)

Der Corp. Ich schwöre es euch, wo ihr euch auszieht —

Harl. Wenn ich mich nun ausziehen will?

Der Corp. Da kriegt ihr Prügel.

Harl. Wer soll Prügel kriegen?

Der Corp. Ihr.

Harl. Beym Teufel, den Schnurrbart riß ich ihm aus.

Der Corp. Ach, verfluchter Kerl! Mußt du den Respekt gegen deinen Corporal aus den Augen setzen? Bursche, geschwind her, steckt ihn unter die Pritsche.

Harl. Hülfe, Hülfe! (Die Soldaten stecken ihn unter die Pritsche, und der Corporal prügelt ihn.)

Der Corp. Camerad, nun komm du her. (Es kömmt ein anderer Corporal, der ihn prügelt.)

Harl. (Er ergiebt sich drein.)

Der Corp. Steh auf. (zu Harlekin.)

Harl. Ah, ich bin ganz durchwalkt.

Der Corp. Gleich thue, was dir zukömmt.

Harl. Ah, was aus meinem Præterito für ein Imperfectum geworden ist.

Der Corp. Nun, frisch!

Harl. Was soll ich denn nun machen, ich armer Teufel?

Der zweyte Corp. Du sollst dich bey dem bedanken, der dich geprügelt hat.

Harl. Mich noch bedanken? Ey, so hol euch doch der Teufel!

Der Corp. Schmeißt ihn unter die Pritsche.

Der zweyte Corp. Noch funfzig Prügel.

Harl. Ach, ums Himmels willen, erbarmet euch doch!

Der Corp. Nun, so danke für gnädige Strafe.

Harl. Herr Corporal — ich bedanke mich — daß er so gütig gewesen ist — mich derb abzuprügeln. (Wenn ihn doch der Henker am Galgen hätte, das wollt' ich.) Bey ihm auch, Herr Soldate —

Der zweyte Corp. Soldate? Ich bin Corporal. (Er giebt ihm einen Schlag mit dem Stocke.)

Harl. Nun versteh' ichs. Ich bedanke mich; ich wünsche ihm lauter Glück und Seegen dafür, (und daß er Hals und Beine brechen möge.)

Der Corp. Führt ihn ins Quartier. (zu den Soldaten.)
Der zweyte Corp. Du wirst schon lernen, wie du gegen deine Vorgesetzten Respekt brauchen sollst.
(Sie gehen alle ab.)

Funfzehenter Auftritt.

Ein Zimmer bey Beatricen.

Don Garzia.

Wenn ich einmal wieder in diese Stadt ins Quartier komme, so will ich schon mit Rosauren Abrechnung halten. Ich will kein braver Officier seyn, wenn ich nicht machen will, daß sie es herzlich bereuen soll. Don Alonso hat mich dießmal leicht blessirt, vielleicht stoße ich ihm aber ein andermal den Degen durch die Brust. Der Narre, der Erznarre! verliebt sich so unsinnig, und hernach thut es ihm weh, wenn er sich von dem Mädchen trennen soll. Ich mache es ganz anders. So lieb es mir ist, wenn ich mir eine Schöne anschaffen kann, so gleichgültig ist es mir auch, sie wieder zu verlassen. Da kömmt meine Frau Wirthin, die in der Meynung steht, als wenn sie mein ganzes Herz besäße. Nun ist es aber Zeit, ihr ihren Irrthum zu benehmen.

Sechszehenter Auftritt.

Beatrice und der Vorige.

Beat. Ist es wahr, Don Garzia, daß sie sich geschlagen haben?
Garzia. Ja, Madam; ich bin auch blessirt worden.
Beat. O Himmel! Wo denn hin?

Garzia. In den Arm.
Beat. Worüber sind sie denn uneins geworden?
Garzia. Ueber ein Frauenzimmer.
Beat. Ueber ein Frauenzimmer?
Garzia. Ah! Hübsche Frauenzimmer sind allemal unser Unglück.
Beat. Ich habe sie niemals in keine Gefahr gebracht.
Garzia. O, was sie anbetrift, so ist das eine ganz andere Sache.
Beat. Konnte ich denn nicht auch, wenn ich unbesonnen hätte handeln wollen, denenjenigen Gehör geben, die mir nachgiengen?
Garzia. O ja; warum haben sie es denn aber nicht gethan?
Beat. Um ihnen getreu zu bleiben.
Garzia. Es thut mir leid, daß sie meinetwegen um ihre beste Zeit gekommen sind.
Beat. Ich habe sie vielmehr recht gut angewandt, indem ich sie mit Beständigkeit geliebt habe.
Garzia. Und ich habe sie noch weit besser angewandt, als sie.
Beat. Wie so?
Garzia. Weil ich ihrer sechse auf einmal geliebt habe.
Beat. Sie spaßen.
Garzia. Nein, im Ernst. Und wenn sie wissen wollen, wer sie sind, so will ich es ihnen sagen.
Beat. Sie sagen es nur, mich damit zu qvälen.
Garzia. Nein, ich will ihnen alles aufrichtig gestehen. Hören sie nur, und sagen sie mir hernach, ob ich nicht von gutem Geschmack bin.
Beat. (Ich zittere für Eifersucht.)

Garzia. Die eine ist Mamsell Aspasia, die Tochter des unwissenden Advokatens, dem ich, um mehr Freyheit zu haben, weiß gemacht, daß er Auditeur bey unserm Regimente werden soll. Die andere ist Rosimunda, die mir viele Höflichkeit erwiesen hat, und ich habe ihr sonst nichts zu Gefallen gethan, als daß ein Soldat ihrentwegen seinen Abschied bekam. Die dritte ist die lächerliche Aurelia, bey der ich fast alle Abende gegessen habe. Die vierte ist eine Kaufmannsfrau, die sie nicht kennen; die im Stande wäre, ihrem Manne sein ganzes Gewölbe auszuleeren, um die Ehre zu haben, von einem Officier bedient zu werden. Die Uebrigen sind junge Dinger von niederm Stande, die eine kocht bey einem Corporale, der ihrentwegen Sergeante geworden ist; die andere ist die Tochter eines Unterofficiers, der stark blessirt ist, und dem ich einen Platz im Hospital verschafft habe.

Beat. Recht so, Herr Lieutenant, und ich —

Garzia. Und sie sind die Siebente, die ich die Ehre gehabt habe, in dieser Stadt zu bedienen.

Beat. Ah, sie haben mich also betrogen.

Garzia. Betrogen? Wie so? Was habe ich ihnen gethan?

Beat. Sie haben mir zugeschworen, mich zu lieben.

Garzia. Das ist wahr; ich habe ihnen auch mein Wort gehalten und habe sie geliebt.

Beat. Wie können sie sagen, daß sie mich geliebt hätten, wenn sie sich mit sechs andern divertirt haben?

Garzia. Ey, das wäre schön, wenn man auf der Welt nur eine Sache allein lieben sollte! Ich

liebe

liebe das Frauenzimmer, ich liebe meine guten Freunde, ich liebe die Pferde, ich liebe die Bouteillen, ich liebe einen guten Tisch, ich liebe den Krieg, ich liebe hundert Dinge, und sie zweifeln noch, daß ich sie nicht auch geliebt hätte?

Beat. Was sind das aber für Reden? Sie vermengen das Frauenzimmer mit den Pferden, mit dem Kriege, mit der Weinflasche.

Garzia. Der Gebrauch, den man davon macht, ist verschieden; aber die Liebe, die ich zu allen diesen Dingen habe, ist einerley.

Beat. Sie haben also eben eine solche Liebe zu mir, wie zu einem Pferde?

Garzia. Ja, Madam.

Beat. Gehen sie, sie sind ein Narr.

Garzia. Das haben mir schon andere Frauenzimmer auch gesagt; vielleicht ist es wahr.

Beat. Sie sind ein Treuloser, ein Unbeständiger.

Garzia. O, das hat mir noch Niemand gesagt, als sie.

Beat. Sind sie wohl jemals einer getreu geblieben?

Garzia. Ich habe es mit allen so gemacht.

Beat. Sind sie also nicht ein Ungetreuer?

Garzia. Nein, weil ich niemals mein Wort gebrochen habe.

Beat. Aber mir haben sie es ganz und gar nicht gehalten.

Garzia. Wie so?

Beat. Haben sie mir nicht ihr Herz versprochen?

Garzia. Ja, aber nicht ganz.

Beat. Treuloser! Eines Theils wüßte ich auch nicht, was ich damit machen sollte.

Garzia. Vergeben sie mir, sie sind ein wenig gar zu unbescheiden.

Beat. Warum müssen sie mir nun jetzt, so unvermuthet, ein so schönes Geständniß ablegen?

Garzia. Weil ich vielleicht heut Abend oder Morgen früh marschiren muß.

Beat. Und sie nehmen mit so einem artigen Complimente von mir Abschied?

Garzia. Ich muß ihnen nur sagen, daß, wenn ich sie, bey unserm Abmarsch, bey der Meynung gelassen hätte, in der sie waren, sie mir vielleicht, um eine heldenmüthige That zu begehen, getreu geblieben wären. So aber glaube ich eine recht löbliche Handlung zu verrichten, wenn ich ihr Herz wieder völlig in seine vorige Freyheit versetze.

Beat. Ach, mein Herz wird Niemand lieben, als sie.

Garzia. Es würde eine große Thorheit begehen.

Beat. Ich habe einen Fehler begangen, daß ich sie geliebt habe.

Garzia. Wer hat sie denn gezwungen, es zu thun?

Beat. Sie.

Garzia. Habe ich etwan Gewalt gebraucht?

Beat. Nein, aber ihre gefällige Art hat mich bezaubert.

Garzia. Also bin ich verbunden, ihnen ihren Irrthum jetzt zu benehmen.

Beat. Ach Ungetreuer!

Garzia. Gehorsamer Diener. (im Begriff abzugehen.)

Beat. Ach Undankbarer!

Garzia. Ich empfehle mich ihnen Madam. (wie oben.)

Beat. Bleiben sie da.

Garzia. Und bin mit aller Hochachtung und Ergebenheit. (geht ab.)

Beat. Ich erstaune ganz; ich weis nicht, was ich glauben, oder was ich denken soll. Ist es möglich, daß Don Garzia so wenig aus mir machen sollte? Er weis, wie sehr ich ihn liebe, er kennet meine Treue, es ist ihm alles bewußt, und verläßt mich doch so? Und begegnet mir so übel? Und vergilt meine Liebe, meine Zärtlichkeit so schlecht? Ach, und bey allen dem kann ich doch nicht aufhören, ihn zu lieben. Vielleicht hat er meine Beständigkeit nur auf die Probe setzen wollen. Er wollte mir vielleicht nur Thränen ablocken. Ich will ihn aufsuchen, und ob ich gleich nicht weinen kann, so will ich doch sehen, wie ich mir verstellte Thränen auspresse, weil dieses der sicherste Weg ist, über Mannspersonen zu triumphiren.

Ende des ersten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

Ein Zimmer mit drey Thüren in Pantalons Hause.

Pantalon und Rosaura.

Pantalon.

Was hilft nun das Weinen? Wozu nützt das beständige Seufzen? Es ist deine eigene Schuld; du hättest dich in keinen Fremden verlieben sollen. Du weist ja, daß die Officier heute da, und morgen dort sind; daß sie den Befehlen ihres Generals gehorchen müssen. Würde dir es denn an einer Parthie, mit deines Gleichen, in der Stadt gefehlt haben? Oder besorgest du vielleicht, daß du dich nicht mit Jemanden von deinem Stande, mit einem reichen und hübschen Menschen würdest haben verheirathen können?

Ros. Ah, mein Vater, jetzt sind ihre Reden zur Unzeit angebracht. Es ist wahr, und ich gestehe es selbst, daß ich mich nicht in den Don Alonso hätte verlieben sollen; aber der Fehler ist einmal begangen, und es ist unmöglich, daß ich ihn aus meinem Herzen verbannen sollte.

Pant. Habe nur Geduld. Er wird wegmarschiren, und das Sprichwort sagt: Aus den Augen, aus dem Sinn. Du wirst ihn wohl auch vergessen.

Ros. Das ist gar nicht möglich. Sie werden sehen, daß ich von Tag zu Tage immer mehr verfallen und endlich sterben werde.

Pant. Ey, was willst du da mit deinem Sterben? Was sollen die Possen heißen? Frisch, andere Karte gegeben! Ich will dich schon verheirathen, ich will dir einen hübschen, jungen Kerl aussuchen, der nach deinem Sinne ist. Glaube du nur, ein Keil treibt den andern.

Ros. Ach, Don Alonso ist gar zu tief in mein Herz eingeschlossen.

Pant. Nun, kurz und gut. Don Alonso ist nicht für dich.

Ros. O Himmel! Warum aber nicht?

Pant. Aus hundert Ursachen. Und siehst du es denn nicht selber? Immer den Degen in der Hand, beständig Lärm, nichts, als Raufereyen.

Ros. Don Alonso ist mehr als zu vernünftig. Er wird niemals böse, wenn man es nicht an ihn bringet.

Pant. Höre doch einmal. Was hat denn der Herr Lieutenant eigentlich gesagt, das dich so beleidiget und den andern genöthiget hat, ihn heraus zu fodern?

Ros. Er hat mich ein einfältiges, freches und unverschämtes Mädchen geheißen.

Pant. So muß man mit einem Frauenzimmer reden? Warum hat er dir aber alle diese Grobheiten gesagt?

Ros. Weil ich ihm seine Unhöflichkeit vorwarf, daß er so unangemeldet in mein Zimmer kam.

Pant. Das ist ein artiges Männchen. Es ist ein Glück für mich, daß er nicht in mein Haus ist einquartirt worden. Unter einer Armee giebt es allerley Leute, gute und schlimme; und man kann

dem Himmel nicht genug dafür danken, wenn man einen Vernünftigen ins Qvartier kriegt.

Ros. Ueber Don Alonso dürfen sie sich nicht beschweren.

Pant. Ich kann ihn eben auch nicht allzu sehr loben.

Ros. Warum nicht? Was hat er ihnen denn gethan?

Pant. Er hat dich verliebt gemacht, er hat dich bezaubert, er hat dich ganz und gar umgekehrt, und aus einem guten, stillen und unschuldigen Mädchen, die du sonst warst, hat er dich ganz despérat gemacht.

Ros. Der arme Don Alonso! Rechnen sie ihm doch das nicht zum Verbrechen an, was er ohne sein Verschulden gethan hat.

Pant. Nun, es mag nur gut seyn; wir wollen nicht weiter davon sprechen. In mein Haus soll mein Tage kein Officier mehr kommen; ich will ihn lieber in ein anderes legen lassen und das Qvartiergeld dafür geben; ich will es selbst ausmeubliren lassen und hinein legen, wer hinein will; aber in mein Haus soll gewiß keiner mehr kommen. Wenn ich so viel bey einem Guten ausstehen muß, was würde es nicht geworden seyn, wenn der allerliebste Herr Lieutenant Garzia zu mir ins Qvartier gezogen wäre.

Ros. Sehen sie einmal, Vater, wer da kömmt.

Pant. Wer ist denn das?

Ros. Ih, es ist der Lieutenant Garzia.

Pant. Was muß er denn wollen? Geh du weg.

Ros. Gehen sie ja behutsam mit ihm um, und nehmen sie sich mit Reden in Acht, daß sie ihm nicht

hitzig

hitzig antworten. (Ach! Das fehlte mir noch, daß ich diesen frechen Menschen auch noch zu sehen bekommen mußte!) (geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Don Garzia und Pantalon.

Garzia. He, he, Mamsellchen, fliehen sie doch nicht so vor mir, ich bin ja der Teufel nicht. (zu Rosauren.)

Pant. Was befehlen sie, mein Herr? Seyn sie nur so gütig, und reden sie mit mir.

Garzia. Sind sie der Wirth vom Hause?

Pant. Ihnen zu dienen.

Garzia. Gut; ich werde die Ehre haben, zu ihnen einqvartirt zu werden.

Pant. Zu mir, in mein Haus?

Garzia. Ja; eben ihr Haus ist mir zum Qvartier angewiesen worden.

Pant. (Das fehlte noch.) Der Herr Alonso liegt schon bey mir im Qvartier.

Garzia. Don Alonso ist bey dem Capitain im Arrest.

Pant. Aber seine Sachen sind doch noch hier.

Garzia. Die werden sie schon wegschaffen lassen.

Pant. Verzeihen sie mir, das darf ich mich nicht unterstehen —

Garzia. Nun kurz, die Umqvartirung geschieht auf des Commendantens Befehl. Don Alonso wird nicht wieder zu ihnen gelegt werden. Der Regiments-Qvartiermeister hat mir es angewiesen, und hier ist mein Billet.

Pant. (O ich armer Mann! Nun werde ich schön ankommen.) Erlauben sie mir nur, daß ich erst mit dem Regiments-Quartiermeister sprechen darf —

Garzia. Zeigen sie mir nur erst mein Zimmer, hernach können sie sprechen, mit wem sie wollen.

Pant. Das Zimmer ist verschlossen.

Garzia. So machen sie es auf.

Pant. (Ich weis nicht, wie ich mir heraushelfen werde.) Der Herr Fähndrich hat die Schlüssel.

Garzia. (Der alte Kerl mag mich nicht gern bey sich haben.) Also hat der Fähndrich die Schlüssel?

Pant. Ja, er hat seine Sachen noch darinne und die Schlüssel mit sich genommen.

Garzia. Welches ist sein Zimmer?

Pant. Dieses da. (Er zeigt auf eine verschlossene Thür.)

Garzia. Und das andere da, wem ist das?

Pant. Da wohne ich. (Er zeigt auf eine andere Thür.)

Garzia. Nun gut, ich werde so lange in ihr Zimmer gehen, bis Don Alonso die Schlüssel zu dem Seinen schickt. (Er geht auf das Zimmer zu, in welchem Rosaura ist.)

Pant. Ich bitte recht sehr, warten sie doch. Hierinne ist meine Familie.

Garzia. Was frag' ich darnach, und wenn sie auch drinne ist. Es wird für mich doch auch noch ein Platz da seyn. He, Leute, kommt herein. (Er ruft nach der Scene zu.)

Dritter Auftritt.

Harlekin und andere Soldaten mit Coffern, Sätteln, Stiefeln, Flinten, Pistolen, und dergleichen Sachen, die dem Lieutenant gehören.

Pant. Was sind denn das für Sachen?

Garzia. Es ist ein Theil von meiner Bagage; das Uebrige kömmt nach. Sagen sie nur, wo ich es indeß hinlegen soll.

Pant. Aber — nehmen sie mir es nicht übel —

Garzia. Nah, nur zu, hier ist keine Zeit zu verlieren. Meine Soldaten sind keine Lastthiere.

Pant. Was! Harlekin ein Soldate?

Harl. Ja, mein Herr, fragen sie nur mein Praeteritum darum.

Garzia. Nun frisch, immer hinein in diese Stube. (Er zeigt auf Rosauren ihre.)

Pant. Warten sie doch; ehe will ich — diese da aufmachen.

Garzia. Wenn sie aber den Schlüssel nicht haben.

Pant. Ich will sehen, ob der schließt. Ich glaube, ja. (Ah, verflucht ist der Teufel! Ich werde Rosauren müssen aus dem Hause schicken.) (Er schließt auf.)

Garzia. (Der alte gottlose Kerl, er wollte mich nicht ins Haus haben.)

Pant. Da ist es offen; aber des Herrn Fähndrichs Sachen sind noch darinne.

Garzia. Der Regiments-Quartiermeister wird sie schon holen lassen. Immer hinein, ihr Bursche. (zu den Soldaten.)

Harl. (O, was das für eine schöne Sache ist, recht soldatisch zu thun! Eine vortrefliche Freude!)
(Er geht mit den Soldaten hinein.)

Garzia. Haben sie einen guten Stall?

Pant. Ich habe weiter nichts, als ein ganz kleines Ställchen, wo kaum ein Pferd stehen kann.

Garzia. Wo soll ich denn meine vier Pferde hinstellen?

Pant. Bey mir ist kein Platz. Und überhaupt, glauben sie mir nur, daß mein Haus gar nicht für einen Lieutenant eingerichtet ist.

Garzia. Das thut ihm nichts. Wir wollen sie in den großen Eingang stellen; die Bänke etwas erhöhen und Krippen draus machen.

Pant. Ach, ich armer Mann! Mein ganzes Haus wird ruinirt. Aber sagen sie mir doch, es hieß ja, als wenn sie heut Abend oder Morgen früh marschiren sollten?

Garzia. Wir haben Ordre, uns marschfertig zu halten; aber der Aufbruch ist noch nicht festgesetzt. Wenn wir ja marschiren sollten, so werde ich meine Bagage hier lassen; und bey meiner Zurückkunft wollen wir recht lustig seyn, eins mit einander trinken, Bälle anstellen, eine Farobank machen; ich will abziehen, und sie sollen mit in der Bank seyn. (geht ab)

Pant. Ah, verwünscht! Wie Teufel hat er es nur gemacht, daß er sich in mein Haus herein gedränget hat? Er that, als wenn er gar nichts von den Grobheiten mehr wüßte, die er meiner Tochter gesagt hat, um mich nicht vollends böse zu machen. Aber ich werde mich beschweren; ich will mein Möglichstes thun, daß er wieder heraus muß.

Ich

Ich will meine Tochter einsperren; und wenn er sich untersteht, einen Tritt zu ihr zu thun, so will ich vor die rechte Schmiede gehen, und mir Recht verschaffen. (Er geht in Rosaurens Zimmer.)

Vierter Auftritt.

Corallina, hernach Harlekin nebst andern Soldaten.

Coral. Was das, in aller Welt, für ein Lärm ist! Neue Einqvartirung in unser Haus! Der arme Don Alonso! Man wird erfahren haben, daß er mit unserer Mamsell scharmirt, und deswegen wollen sie ihm alle Gelegenheit darzu benehmen. Ich frage nicht viel darnach. Und die Wahrheit zu gestehen, so ist es mir vielmehr lieb, immer neue Leute um mich zu haben.

Harl. Corallina. (Er kömmt, mit den übrigen Soldaten, aus dem Zimmer, in das er gegangen war.)

Coral. Harlekin?

Harl. Cammeraden, geht ihr immer, ich werde gleich nachkommen. (die Soldaten gehen ab.)

Coral. Was machst du denn noch hier in dem Hause, in deiner Soldatenmontur?

Harl. Ich habe die erste Ehrenstelle erhalten.

Coral. So, das freuet mich. Was bist du denn geworden?

Harl. Calfaktor bey der Compagnie.

Coral. Da wirst du wenigstens etwas dabey verdienen.

Harl. Ey ja freylich.

Coral. Wirst du gut bezahlt? Traktiren sie dich auch?

Harl. Wie denn anders!

Coral.

Coral. Womit haben sie dich denn traktirt?
Harl. Mit fünf und zwanzig Prügeln.
Coral. Du armer Schelm! Und du willst doch noch immer Soldate bleiben?
Harl. Ja, wenn ich wüßte, wie ich loskommen könnte.
Coral. Ja, du mußt es versuchen.
Harl. Ich habe dir es schon versucht.
Coral. Nun?
Harl. Sie prügelten mich brav ab.
Coral. Und damit war es alle? Und du kannst also deinen Abschied nicht kriegen? Ich armes Mädchen, daß ich meinen lieben Harlekin verloren habe! Ich hatte dich so lieb; und da ich nun sehen muß, daß du Soldate bist, so möchte ich für Kummer vergehen.
Harl. Auh, auh, was habe ich nur gemacht? Auh! (Er weint.)
Coral. Wenn der Herr Fähndrich nicht im Arrest wäre, so wollte ich doch zusehen, wie ich dir den Abschied verschaffen könnte.
Harl. Ich bitte dich, sprich ja mit ihm, wenn er wieder loskömmt.
Coral. Aber wenn es diesen Abend noch fortgeht, so wirds heißen: Adieu, Harlekin! und wir werden uns in unserm Leben nicht wieder zu sehen bekommen.
Harl. In unserm Leben nicht? Auh, auh! (Er weint.)
Coral. Ich sehe nur noch ein einziges Mittel.
Harl. Ey, sage mir es doch, meine liebe Corallina.
Coral. Aber es gehört Muth darzu.
Harl. Ich will schon so, zwischen Muth und Furcht, die Mittelstraße halten.

Coral. Komm her, damit uns Niemand hört. Du müßtest desertiren.

Harl. Was heißt denn das, deserteren?

Coral. Das ist so viel, als davon lauffen.

Harl. Schappiren? Ja, das gienge an! Aber wie mache ichs denn?

Coral. Du mußt dich verkleiden, damit dich Niemand kennet. Du bist noch nicht lange Soldate, und es werden dich also nicht alle kennen.

Harl. Du hast Recht; das Ding gefällt mir vortreflich. Wie soll ich mich denn aber verkleiden?

Coral. Das wollen wir noch überlegen. Komm nur zu mir, und dann wollen wir davon sprechen.

Harl. Ich bleibe ja hier, bey dem Herrn Lieutenant, im Hause.

Coral. So? Nun, das ist desto besser; da haben wir Zeit, es zu überlegen.

Harl. Ach, meine gute Corallina, ich danke dir recht sehr für die Liebe, die du zu mir hast.

Coral. Ach, ich möchte dich gar zu gern wieder frey sehen.

Fünfter Auftritt.

Don Garzia und die Vorigen.

Garzia. Was machst du hier? (zu Harlekin.)

Harl. Nichts. (furchtsam.)

Garzia. Warum holst du meine Bagage nicht vollends her?

Harl. Meine übrigen Cammeraden sind hingegangen —

Garzia. Und warum denn du nicht?

Harl. Verzeihen sie mir.
Garzia. Kerl! So gehorchst du der Ordre, die ich dir gegeben habe? (Er hebt den Stock auf.)
Harl. Ach, Ihro Gnaden, Herr Lieutenant — (Er springt zurück.)
Garzia. Steh stille!
Coral. Vergeben sie doch dem armen Teufel. (zu Don Garzia.)
Garzia. Steh stille, sage ich dir. (Er prügelt ihn.)
Coral. Ach, Herr Officier, ums Himmels Willen, es ist ja genung.
Garzia. So geh nur, diesem hübschen Mädchen zu gefallen, will ich dir die übrigen schenken. (zu Harlekin.)
Coral. (Verflucht! Er pardonirt ihm, nachdem er ihn vorher abgeprügelt hat.)
Harl. Ich danke ihnen für ihre Gnade —
Garzia. Was willst du machen?
Harl. Meine Schuldigkeit thun. (Er küßt ihm den Stock.) (Ah, wenn ich doch wegkommen könnte!) Corallina.
Garzia. Gehst du bald? (Er hebt den Stock auf.)
Harl. Gleich, gleich. (geht ab.)

Sechster Auftritt.

Don Garzia und Corallina.

Coral. (Ich kann es nicht sehen, wenn man eine Fliege an der Wand beleidiget.)
Garzia. Höre sie einmal, mein Jüngferchen, ist sie das Kammermädchen?
Coral. Ihnen zu dienen.

Garzia. Sage sie ihrer Mamsell, daß sie nicht so strenge gegen mich seyn soll.

Coral. Ja, mein Herr, ich will es ausrichten.

Garzia. Sage sie ihr auch, daß es ihr nicht gereuen soll, wenn sie ein Auge auf mich haben und dem Don Alonso gleich halten will.

Coral. Ich verstehe sie schon.

Garzia. Sie soll es auch nicht umsonst gethan haben.

Coral. Schon gut.

Garzia. Höre sie nur, ich sage mir es nicht zum Ruhme nach, aber bey Frauenzimmern bin ich freygebig.

Coral. O, das kann ich mir leicht einbilden. (Wenn ich ihm doch was ablocken könnte.)

Garzia. Nimmt sie Schnupftabak? (Er zieht eine silberne Dose heraus.)

Coral. Ja, mein Herr Lieutenant, wenn ich welchen habe.

Garzia. Versuche sie einmal den. (Er bietet ihr Tabak an.)

Coral. O der ist gut! Just so, wie ich ihn gern schnupfe.

Garzia. Hat sie auch eine Dose?

Coral. Sehen sie da, den Bettel habe ich. (Sie zeigt ihm eine schlechte Dose.)

Garzia. Lasse sie doch einmal sehen.

Coral. Da haben sie sie. (Nun wird er mir seine silberne dafür geben.) (Don Garzia thut ein wenig Tabak in Corallinens Dose, und giebt sie ihr wieder.)

Garzia. Da hat sie ein Paar Priesen von meinem Tabak.

Coral. Ey, ich danke ihnen. (Ein schönes Geschenk! Es fängt sich gut an.)

Garzia. Das ist noch nichts. Sie soll aber schon noch sehen, was ich für sie thun will. Wie heißt sie denn?

Coral. Corallina.

Garzia. Sie gefällt mir, meine liebe Corallina, und wenn sie mir gut seyn will, so kann sie ihr Glück machen.

Coral. O, ich bin viel zu schlecht, als daß sich Ihro Gnaden —

Garzia. Wahrhaftig, ich habe noch keine Frauensperson gesehen, die mir so wohl gefallen hätte, wie sie.

Coral. Sie beschämen mich recht.

Garzia. Sie hat ein Paar recht bezaubernde Augen im Kopfe.

Siebenter Auftritt.

Brighella und die Vorigen.

Brigh. Verzeihen sie, Herr Lieutenant. Ihro Excellenz, der Herr General fragt nach ihnen.

Garzia. (Er geht ab, ohne ein Wort zu sagen und ohne Corallinen anzusehen.)

Coral. Das war schön! So läßt er mich stehen?

Brigh. Was ist es denn, Mamsell? Worüber beklagt sie sich denn?

Coral. Mir kömmts so vor, als wenn sein Lieutenant eben nicht allzu viel Lebensart besitzt, mit Frauenzimmern umzugehen. Er geht da fort, und nimmt nicht einmal Abschied von mir.

Brigh. Ich bin ja da, ich will schon wieder gut machen, was der Herr Lieutenant versehen hat. Sie muß ihm vergeben; wenn ein Officier was von einer Ordre vom Commandanten hört, so läßt er alles stehen und liegen. Ich sage es ihr also noch einmal, wenn sie was braucht, so bin ich da.

Coral. Der Herr Lieutenant scheint mir ein großer Knicker zu seyn.

Brigh. Wie so, Mamsell, wie so?

Coral. Er bietet mir Tabak an, verlangt meine Dose, sieht, daß ich keine andere, als diese habe, weist mir eine silberne, und hernach ist die ganze Sache mit einem Prischen abgemacht und giebt mir meine Dose wieder zurück.

Brigh. Pfui, was hat er da gemacht! Er mag mir es nicht übel nehmen, dasmal hat er sich nicht gut aufgeführt. Er sieht, daß ein Frauenzimmer, wie sie, eine messingene Dose hat, und giebt ihr seine nicht dafür! Mit Erlaubniß, was ist es denn für Tabak? Pfui, der taugt nichts. Schlechter Tabak, und auch eine schlechte Dose. Lasse sie sich dienen; sie soll eine Dose haben, die sich für sie schickt. (Er nimmt verschiedene Priesen Tabak.)

Coral. Ich schnupfe gern Rappe.

Brigh. Ich weis schon, was ich zu thun habe.
(Er schüttet den Rest von dem Tabake in die Hand.)

Coral. (Nun das ist gut! Der nimmt mir die Paar Priesen Tabak vollends gar.) Wenn sehen wir uns denn wieder?

Brigh. Wenn wir wieder zurückkommen.

Coral. Wird es vielleicht zum Treffen kommen?

Brigh. Man hofft so.

Coral. Und wenn denn?
Brigh. Diesen Abend, oder morgen früh.
Coral. Und er geht mit solcher Unerschrockenheit, mit solcher Freüdigkeit hin?
Brigh. Ja, Mamsell, wenn es zum Schlagen geht, so ist es, als wenn es auf die Hochzeit gienge. Müßig seyn, taugt nichts. Wir müssen immer was zu thun haben. Wer bleibt, da heißt es, glückliche Reise; wer lebt, der kann avanciren. Ich bin selbst vom Gemeinen Corporal geworden, und hernach vom Corporal Sergeante. Vielleicht werde ich mit der Zeit noch etwas mehreres. Der Mensch kann nur auf zwo Arten sein Glück machen, entweder mit der Feder, oder mit dem Degen; doch mit der Feder da gehts nur einen kurzen Trab, aber mit dem Degen, da gehts im vollen Galop. (geht ab.)
Coral. Ja, ja; im Galop gehts freylich geschwinder in die andere Welt. (geht ab.)

Achter Auftritt.

Ein entlegener Platz.

Don Sancio, Don Alonso und verschiedene Soldaten.

Sancio. Der Vorfall mit dem Marsche hat ihre Befreyung beschleuniget. Der General hat mit dem Lieutenant Garzia gesprochen, und die Sache ist völlig abgemacht. So bald es die Zeit erlauben wird, so will ich machen, daß ihr euch wieder mit einander vertragt und gute Freunde werdet.

Alonso.

Alonso. Ich will indeß hingehen und mich marschfertig machen.

Sancio. Wohin denn?

Alonso. In mein Quartier.

Sancio. Wissen sie denn, wo ihr Quartier ist?

Alonso. Ist es denn nicht in Pantalons Hause?

Sancio. Nein; sie haben ein anderes bekommen. Ihre Equipage und ihr Quartier ist im Gasthofe zur Sonne.

Alonso. Wozu diese Anderung?

Sancio. Um ihnen die Gelegenheit zu Liebeshändeln zu benehmen.

Alonso. Die Liebe hindert mich nicht, meine Pflicht zu thun.

Sancio. Sie macht aber doch, daß sie sich auf dem Degen herumschlagen.

Alonso. Dazu haben mich die Grobheiten des Garzia genöthiget.

Sancio. Die alle ihrer Liebe wegen entstanden sind.

Alonso. Sagen sie vielmehr, daß seine Unverschämtheit daran Schuld ist.

Sancio. Nun lassen sie es nur gut seyn, jetzt haben wir keine Zeit mehr zu plaudern. In zwo Stunden haben wir Abend, also fehlen uns nur noch zwo Stunden zu unserm Marsch. Haben sie den Generalmarsch nicht schlagen gehört? Nun muß bald auch Appel geschlagen werden.

Alonso. Mit ihrer Erlaubniß, ich werde gleich wieder bey der Compagnie sey.

Sancio. Wo wollen sie hin gehen?

Alonso. Erlauben sie mir nur ein Viertelstündchen, und sie sollen mich gleich wieder bey meiner Fahne sehen.

Sancio. Ich muß nur wissen, wo sie hin gehen wollen.
Alonso. Ihnen will ich es sagen.
Sancio. Machen sie mir nichts weiß, ich komme gewiß hinter die Wahrheit.
Alonso. Sie kann ich unmöglich hintergehen. Ich will bey meiner geliebten Rosaura Abschied nehmen.
Sancio. Und sie wollen die wenigen Augenblicke, in denen sie sich Muth zum Angriff zusprechen sollten, mit verliebten Tändeleyen zubringen?
Alonso. Ich habe nicht nöthig, mich zum Angriff vorzubereiten. Mein Muth braucht keine Ermahnungen noch Zureden, um tapfer in Streit zu gehen. Ich will lieber die wenige Zeit, die ich noch übrig habe, der Liebe widmen, und zwar ohne Nachtheil meiner Ehre.
Sancio. Sie sprechen allzu frey.
Alonso. Verzeihen sie meiner Aufrichtigkeit.
Sancio. Neffe, misbrauchen sie ja die Liebe ihres Oheims nicht.
Alonso. Ein Hauptmann, der nicht zugleich mein Onkel wäre, würde nicht suchen, mir denjenigen frohen Augenblick noch zu rauben, der der letzte meines Lebens seyn kann.
Sancio. Ich bin mehr für ihre Ehre besorgt, als jeder andere.
Alonso. Vergeben sie mir, ich bin eben so sehr dafür besorgt, als sie.
Sancio. Da sie sie so in Gefahr setzen, so scheint es eben nicht, als wenn sie sich sehr darum bekümmerten.
Alonso. Ich kann mich auf meine Tapferkeit verlassen.
Sancio. Das ist eine Uebermüthigkeit.

Alonso. Die Zeit vergeht, und ich bringe sie hier vergebens zu; leben sie wohl, mein Onkel.

Sancio. Gehen sie nur, unvorsichtiger junger Mensch; stürzen sie sich immer ins Unglück, weil sie es so haben wollen.

Alonso. Nein, befürchten sie das nicht. Ich kenne mich, und sie sollen völlig überzeugt werden, daß die Liebe den Pflichten eines braven Soldaten nachstehen wird. (geht ab.)

Neunter Auftritt.

Don Sancio und die Soldaten.

Sancio. Er dauert mich doch. In seiner Gegenwart bin ich strenge, aber im Herzen thut er mir leid. Wenn mir seine vernünftige Aufführung nicht bekannt wäre, so hätte ich ihn mit Gewalt abgehalten.

Zehenter Auftritt.

Harlekin, als ein Frauenzimmer verkleidet, und die Vorigen.

Harl. Es ist überall voll von Soldaten. Ich weis nicht, wie ich mich verstecken, oder wohin ich gehen soll.

Sancio. (Was ist das für ein Frauenzimmer?)

Harl. (O, der Teufel! Da ist mein Capitain. Ich muß ihm aus dem Wege gehen.)

Sancio. Sie hat mich angesehen, es schien, als wenn sie sich fürchtete und will wieder zurück gehen? Ich muß wissen, wer sie ist. He, Frauenzimmer, wer ist sie?

Harl. (Ach, ich armer Schelm!) (Er will davon laufen.)
Sancio. Da geblieben, sag' ich; wer ist sie?
Harl. Ich bin ein Mädchen. (indem er die Stimme verändert.)
Sancio. Wo will sie hin?
Harl. Ich will meinen Vater suchen. (wie oben.)
Sancio. Wer ist ihr Vater?
Harl. Das weis ich nicht. (wie oben.)
Sancio. (Dahinter steckt ein Betrug.) Decke sie die Kappe auf.
Harl. Nein, mein Herr.
Sancio. Warum will sie sie nicht auf decken?
Harl. Wegen meiner Schamhaftigkeit.
Sancio. (Das ist eine Mannsperson, die ihre Stimme verstellt. Sollte es wohl gar ein Spion seyn?)
Harl. (Ach, wenn ich doch entwischen könnte!)
Sancio. Herunter mit der Kappe, oder ich lasse dich so lange prügeln, bis du dich aufdeckest.
Harl. (Ah, nun ist es aus.)
Sancio. Aufgedeckt, oder ich schwöre dirs — (Er hebt die Florkappe auf.)
Harl. Ja, ja, mein Herr.
Sancio. Ha, Bösewicht! Wer bist du?
Harl. Ich bin ein ehrlicher Kerl.
Sancio. Rede, gestehe, bist du ein Spion?
Harl. Nein, mein Herr, ich bin ein braver Soldate.
Sancio. Ein Soldat?
Harl. Ja, sie haben mich heute früh dazu gemacht.
Sancio. Von was für Compagnie?
Harl. Von Ihro Gnaden ihrer.
Sancio. Wie heißt du?
Harl. Harlekin Battochio.

Sancio. So, du bist eben der, der heute früh angeworben worden ist. Und was warst du denn jetzt Willens, zu thun?

Harl. Davon zu laufen, wenn es angegangen wäre.

Sancio. Was hast du für Ursachen dazu?

Harl. Weil mir die vielen Prügel nicht anstehen.

Sancio. Corporal. (Er ruft.)

Der Corp. Was befehlen sie?

Sancio. Bringt ihn in Arrest. Er soll geschlossen und genau bewacht werden.

Harl. (Es ist nur gut, daß er mich nicht prügelt.)

Sancio. Wer weis, ob der Kerl nicht mit Wissen des Feindes unter unsere Truppen gegangen ist? Wer weis, ob er nicht eben jetzt versuchte, wegzukommen, um dem Feinde von unsern Bewegungen Nachricht zu überbringen? Zu Kriegszeiten muß einem alles verdächtig vorkommen. (geht ab.)

Der Corp. Komm, Camerad. Du hast es geschwind bereuet.

Harl. Daran ist sein verfluchter Stock Schuld.

Der zweyte Corp. Morgen wird deine Noth ein Ende haben.

Harl. Dafür will ich dem Himmel danken!

Der zweyte Corp. Ein Paar Musketenkugeln werden alles ausmachen.

Harl. Ein Paar Musketenkugeln sind allemal besser, als ein Dutzend Prügel. (Sie gehen alle ab.)

Eilfter Auftritt.

Ein Zimmer bey Rosauren, mit Nebenthüren.

Rosaura und Beatrice.

Beat. Nehmen sie es nicht ungütig, meine liebe Freundin, wenn ich ihnen beschwerlich falle. Ist es denn wahr, daß Don Garzia bey ihnen im Qvartiere liegt?

Ros. O ja, es ist mehr, als zu wahr.

Beat. Und Don Alonso?

Ros. Und der arme Don Alonso ist seinetwegen im Arrest.

Beat. Wie hat es denn Don Garzia gemacht, daß er zu ihnen ins Qvartier gekommen ist?

Ros. Ich möchte sie fragen, wie er es gemacht hätte, daß er das Ihre verlassen hat.

Beat. Er wird glauben, daß er es hier besser hat.

Ros. Das kann wohl nicht seyn; sie haben sehr viele Zimmer, und wir wohnen hier ganz enge zusammen.

Beat. Ja; aber eine hübsche Hausjungfer macht alles wieder gut.

Ros. O, Madam, ich gebe mich nicht mit Officieren ab.

Beat. Und meinetwegen schlagen sich ein Paar Verliebte auch nicht.

Ros. Ich liebe den Fähndrich Alonso, weil ich ihn heirathen will.

Beat. Und ich den Lieutenant Garzia aus eben der Absicht.

Ros. Wenn sie Don Garzia so sehr liebt, warum verläßt er sie denn?

Beat. Auf diese Frage können sie sich selbst antworten.
Ros. Ich?
Beat. Ja, sie werden am besten wissen, wer mir ihn abspenstig gemacht hat.
Ros. So viel weis ich, daß er sich des Don Alonso Zimmer mit Gewalt hat eröffnen lassen.

Zwölfter Auftritt.

Corallina und die Vorigen.

Coral. Haben sie gehört, Mamsell?
Ros. Was denn?
Coral. Den Generalmarsch schlagen?
Ros. Was ist denn das, der Generalmarsch?
Beat. Marschirt die Armee vielleicht?
Coral. Ja, Madam, alles greift zu den Waffen; sie versammlen sich auf dem Markte und werden gleich ausmarschiren.
Ros. O Himmel! Sollte Don Alonso fortmarschiren, ohne daß ich ihn noch einmal sähe?
Beat. Sollte Don Garzia fortgehen, ohne mir sein Wort zu halten?
Coral. Und mein armer Harlekin! Wer weis, ob es ihm glückt, zu eschappiren.
Ros. Meine liebe Corallina, geh hin und erkundige dich nach dem Don Alonso; frage nach, ob er mit marschirt oder da bleibt. O glücklicher Arrest, wenn er ihn von dem Marsche zurück hielt!
Beat. Sehe sie doch, ob sie den Lieutenant Garzia zu sprechen bekömmen kann; sage sie ihm, daß Jemand da wäre, der was recht Nothwendiges mit ihm zu reden hätte. (zu Corallinen.)

Coral. Ja, Madam, das will ich thun, und mich zu gleicher Zeit nach meinem Harlekin erkundigen; wir sind drey arme Frauenspersonen, die Venus verwundet hat, und Mars gar vollends ums Leben bringen will. Der Himmel behüte uns nur vor dem Merkurius. (geht ab.)

Beat. Welches ist denn des Don Garzia Zimmer?

Ros. Das ist draussen, im andern Apartement, rechter Hand, gleich da, wenn sie zur Thür hinaus gehen.

Beat. Ich möchte ihn gern überraschen, wenn er etwan kommen sollte. Wollten sie mir wohl erlauben, daß ich hineingehen und auf ihn warten dürfte?

Ros. Wenn sie wollen, so thun sie es immer.

Beat. Einer Witwe steht immer etwas mehr frey, als einem unverheiratheten Frauenzimmer.

Ros. Ich weis, was sich für mich schickt, und sie werden wohl auch wissen, was sich für sie schickt.

Beat. Seyn sie nur unbesorgt um mich. Auf glückliches Wiedersehen, Mamsell. (Warte grausamer Garzia, du sollst und mußt mir deine versprochene Treue halten.) (Sie geht hinein.)

Dreyzehenter Auftritt.

Rosaura allein.

Ich Unglückliche! Was für Kummer wird mein Herz nicht auszustehen haben, wenn Alonso marschirt! Wenn ich ihn nur noch einmal sehen sollte, wenn ich nur Abschied von ihm nehmen könnte! Ohne

ihn

ihn werde ich nicht lange mehr leben. Seine Gefahr durchbohrt meine Brust mit Tausend Schwertern, und die Vorstellung von seinem Tode, wird den Meinigen jeden Augenblick beschleunigen. O Himmel! Ich fühle, daß mich meine Kräfte verlassen.

(Sie wirft sich in einen Stuhl.)

Vierzehenter Auftritt.

Don Alonso und die Vorige.

Alonso. Rosaura, mein Engel!

Ros. O! Sie sind es? Sie, mein Geliebter? Und in Freyheit? In diesem Hause? Wie? Woher kömmt das? Marschiren sie? Bleiben sie da? Trösten sie mich ja.

Alonso. Wenn die Beständigkeit meiner Treue hinlänglich ist, sie zu trösten —

Ros. Setzen sie sich, Geliebter, ich kann nicht auf den Füßen stehen. (Alonso setzt sich.)

Alonso. Wenn meine Treue hinlänglich ist, so will ich sie ihrer nochmals auf ewig versichern. Sie besitzen mein ganzes Herz; für sie ist diese Hand bestimmt, wenn mich der Himmel beym Leben erhält; sollte aber mein Schicksal über mich entscheiden, daß ich bliebe, so sterbe ich als ihr Bräutigam, mit dem süßen Namen Rosaura auf meinen Lippen.

Ros. O, welche neue Art von Marter erwecken ihre Reden in mir! Ach, da ich zuvor wünschte, sie nur noch einmal zu sehen, so wünsche ich jetzt, daß ich sie nicht gesehen hätte. Welche grausame Trennung ist das nicht für mich! Welches Schreckenbild

bild drückt ihre Abreise nicht in meine Seele! Ach, Don Alonso, ihre Gefahr ist noch zweifelhaft, aber mein Tod ist gewiß.

Alonso. Nein, meine Geliebteste, befürchten sie nicht, daß sie der Kummer tödten werde. Dann könnte es wohl geschehen, wenn ihnen die Hoffnung nicht rieth, die Entscheidung meines Schicksals abzuwarten. Ich gehe der Ehre wegen in Streit, und sie sollen mich mit Ruhm bekrönt wiederkommen und meinen Degen zu ihren Füßen legen sehen. Ja, ihnen habe ich versprochen, diesen Degen aufzuopfern, und das will ich auch thun; ja, ich will es thun, und sie sollen mit mir vergnügt leben, und ich will mit dem Siege über ihr Herz, mit dem erlangten Besitz ihrer Schönheit vollkommen zufrieden seyn.

Ros. Lauter schmeichelhafte Vorstellungen für ein verliebtes Herz! Sie werden so lange dauern, als ich sie sehe. Aber ach, so bald sie nur weg seyn werden, wird sich der Kummer desto mehr meiner Seele aufs neue bemächtigen, daß ich ihnen also nicht versprechen kann, alsdann noch lange zu leben.

Alonso. Ah, machen sie mich nicht mit dergleichen traurigen Vorstellungen verzagt! Mit was für Muth soll ich ins Treffen gehen, da sie mich so feige machen?

Ros. O, könnte ich sie nur so sehr verzagt machen, daß sie mehr in mich, als in die Ehre, verliebt wären!

Alonso. O nein, Rosaura, lassen sie sich nicht so weit von der Liebe hinreissen, daß sie wünschen dürften, einen Menschen an mir zu besitzen, der des Namens

mens eines Edelmanns unwürdig wäre. Seyn sie so sehr für meine Ehre, als für mein Leben besorgt, und erinnern sie sich des Grundsatzes, daß es besser sey, rühmlich zu sterben, als schimpflich zu leben.

Ros. Was wollen sie mir jetzt Lehren geben, da ich mich für Heftigkeit meiner verliebten Leidenschaft selbst nicht kenne? Mein Herz ist betrübt; haben sie Mitleid mit mir, und trösten sie mich, wenn sie können.

Alonso. Weiter kann ich ihnen nichts sagen, meine Schönste, als daß ich sie liebe; und weiter kann ich ihnen auch, zum Beweis meiner Liebe, nichts anbieten, als meine Hand.

Ros. Ja, geliebter Alonso, ihre Hand kann bey diesem fatalen Zeitpunkte der Größe meines Kummers Einhalt thun.

Alonso. Hier ist sie, mein Leben, hier ist sie ganz ihre.

Ros. Geliebte Hand, der Himmel gebe dir Sieg und Ruhm.

Alonso. Leben sie wohl, Rosaura.

Ros. O, verlassen sie mich doch nicht so geschwind.

Alonso. Die Zeit verfliegt schnell, und meine Pflicht treibt mich an, wegzugehen.

Ros. Nur noch ein wenig, aus Liebe zu mir.

Alonso. Ja, mein Engel, weil mich der Himmel jetzt so glücklich macht —

Ros. Denken sie an diejenige, die sie anbetet. (Es wird getrommelt.)

Alonso. (Er steht auf, und setzt seinen Hut auf.)

Ros. O weh! Sie marschiren?

Alonso. Ja; leben sie wohl.

Ros. Warten sie doch noch.
Alonso. Nein, das läßt meine Ehre nicht zu.
Ros. Nur noch einen Augenblick.
Alonso. Leben sie wohl. (Er will abgehen.)

Funfzehenter Auftritt.

Don Garzia und die Vorigen.

Garzia. Recht so, Herr Fähndrich! Wer wird denn die Fahne für sie tragen?
Alonso. Ich werde meine Pflicht schon beobachten. (Er will gehen.)
Garzia. Ey, so ergötzen sie sich doch mit ihrer Schönen. (Er verhindert ihn, wegzugehen.)
Alonso. Halten sie mich nicht auf. (Er versucht, fortzugehen.)
Garzia. Erlustigen sie sich immer noch ein wenig. (wie oben.)
Alonso. Ich schwöre es ihnen zu! (Er giebt dem Don Garzia einen Stoß, daß er zurücktorkelt; drauf geht er eilig ab. Rosaura geht in ein anderes Zimmer.)

Sechszehenter Auftritt.

Don Garzia, hernach Beatrice.

Garzia. Warte, Verwegener! Ich will dich schon einholen. (Er zieht den Degen, und will zur Thür hinaus gehen.)
Beat. Wo wollen sie, mit dem Degen in der Hand, hin?
Garzia. Ihnen brauche ich nicht zu sagen, wo ich hingehe.

Beat. Durch diese Thür lasse ich sie gewiß nicht hinaus. (Sie schließt die Thür zu.)

Garzia. Eine leichte Hinderniß, mich abzuhalten.

Beat. Nein, sie kommen nicht hinaus, ohne diejenige zu tödten, die sie verhindert. (man hört trommeln.)

Garzia. Geschwind, weg hier von der Thür.

Beat. Nein, es geschieht nicht eher, bis sie mich heirathen.

Garzia. Was wollen sie da mit dem Heirathen? Soll ich sie vielleicht unter Trommelschlag heirathen?

Beat. Sie sollen mir nur ihre Hand drauf geben; sie müssen mir ihr Wort halten; sonst lasse ich sie nicht von der Stelle.

Garzia. (O weh! die Zeit vergeht, die Compagnie ist unterm Gewehr; und meine Ehre läuft Gefahr.) Ich schwöre es ihnen zu, gehen sie weg da!

Beat. Bringen sie mich um.

Garzia. (Was soll ich thun! Einem Frauenzimmer Furcht einjagen?)

Beat. Erstechen sie mich, wenn sie Herz haben.

Garzia. (Ey, ich muß sie zum Besten haben.) Nun, sie verlangen meine Hand? Hier ist sie, kommen sie her.

Beat. Nein, ich gehe hier nicht von der Stelle. Hier haben sie die Meinige.

Garzia. (Ah, es sieht es ja Niemand.) Da haben sie sie. (Er giebt ihr die Hand.)

Siebzehenter Auftritt.

Pantalon, Brighella und die Vorigen.

Pant. Da ist er. (zu Brighellen, indem er auf den Don Garzia zeigt.)

Brigh. Geschwind, Herr Lieutenant. (zu Don Garzia.)

Garzia. Ich komme; lassen sie mich nun gehen. (Er will sich von Beatricen losmachen.)

Beat. Mein Herr, das ist mein Bräutigam. (indem sie ihn bey der Hand hält.)

Pant. Das freuet mich.

Brigh. Geschwind, die Compagnie marschirt schon. (zu Don Garzia.)

Garzia. Kann man hier durch gehen? (zu Pantalonen, indem er sich von Beatricen losreißt.)

Pant. Ja, mein Herr.

Brigh. Kommen sie doch mit mir. (zu Don Garzia.)

Garzia. Ah, du verteufeltes Weib! (Er geht mit Brighellen ab.)

Beat. Sie haben es gehört, Herr Pantalon, der Lieutenant ist mein Mann.

Pant. Vielleicht werden sie zum zweytenmale Witwe.

Beat. Ich habe das erstemal nicht geweint, das anderemal wird es noch weniger geschehen. (geht ab.)

Pant. Ja, ja, wenn eine Witwe weint, so weis man es so nicht, ob es für Betrübniß oder aus Freuden geschieht.

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Ein Zimmer in Pantalons Hause.

Rosaura und Beatrice, die einander begegnen.

Rosaura.

Madam Beatrice, die Armee kömmt wieder zurück.

Beat. Ich weis es, ich weis es schon. Ich bin eben deswegen hergekommen, um hier auf den Don Garzia zu warten.

Ros. Ich bin am Fenster gewesen, um etwas Neues zu erfahren.

Beat. Und ich habe meine Leute überall herumgeschickt, um alles genau zu wissen.

Ros. Man sagt, der Feind habe sich zurück gezogen.

Beat. O, bey Leibe nicht! Man sagt, daß sie sich geschlagen haben.

Zweyter Auftritt.

Corallina und die Vorigen.

Coral. Sie kommen wieder zurück.

Ros. } Ich weis es, ich weis es. (Beyde auf einmal.)
Beat. }

Coral. Sie haben sich recht tapfer gehalten. Da sich der Feind ihnen etwas mehr genähert, als sie geglaubt; so haben sie ihre Stellung nicht für vortheilhaft gehalten und sind geflohen.

Ros. Das ist nicht wahr; der Feind hat sich zurück gezogen.

Beat. Ey! Sie haben sich geschlagen; es ist mehr als die Hälfte geblieben.

Coral. Ich sage ihnen ja, daß sie, aus Furcht, wieder zurück kommen: Und das habe ich von einem Fourier gehört.

Dritter Auftritt.

Pantalon und die Vorigen.

Pant. Haben sie es gehört?

Alle drey. Wir wissen es schon, wir wissen es schon.

Pant. Sie kommen wieder zurück.

Beat. Haben sie nicht erfahren, wie viel ihrer geblieben sind?

Pant. Geblieben? Nicht ein Mann.

Beat. Wie! Und sie wissen nichts von der großen Bataille?

Pant. Von was denn für einer Bataille? Sie kommen frisch und gesund wieder zurück, ohne eine Katze vom Feind gesehen zu haben.

Ros. Wenn ich aber sage, daß sich der Feind retirirt hat.

Coral. Ah, es wird wohl so seyn, wie ich gesagt habe; sie haben Reißaus gegeben.

Pant. Man sagt, der General habe befohlen, daß sie sich zurück ziehen sollten, ohne daß man weis, warum.

Ros. Weil sich die andern auch zurück zogen.

Coral. Oder vielmehr deswegen, weil sie gar zu weit hervor rückten.

Pant. Es ist keines nicht wahr. Stille! Es ist, als wenn ich trommeln hörte. (Es wird getrommelt.)
Coral. Die Trommel?
Pant. Sie sind da. Ich muß doch zusehen. (geht ab.)
Ros. Ich werde ans Fenster gehen. (geht ab.)
Coral. Und ich will in die Thür treten. (geht ab.)

Vierter Auftritt.

Beatrice, hernach Rosaura.

Beat. Ich gehe hier nicht vom Flecke. Ich muß auf den Don Garzia warten. Wenn er noch lebt, so wird er mein Mann. Ist er aber todt, so ist es eben so gut. Ich will schon einen andern kriegen. Witwe bleibe ich durchaus nicht.
Ros. Ah, Madam Beatrice, das Herz möchte mir für Freuden zerspringen.
Beat. Haben sie den Don Alonso gesehen?
Ros. Ja, ich habe ihn gesehen. Der gute Fähndrich! Er grüßte mich. Ich stand am Fenster, er gieng darunter weg, und tippte mich mit der Fahne auf die Finger. Ah, du allerliebster Herr Fähndrich! Es ist ihm gar nichts wiederfahren; er sieht hübscher aus, als jemals.
Beat. Haben sie den Don Garzia auch gesehen?
Ros. Freylich habe ich den Starrkopf auch gesehen. Er sah mich an, und machte mir ein krummes Maul.
Beat. Es ist nur gut, daß er nicht blessirt worden ist.
Ros. Wer hätte ihn denn blessiren sollen?
Beat. Die Feinde, im Treffen.

Ros. Ey, es ist ihnen ja nicht in Sinn gekommen, sich zu schlagen.
Beat. Und das wollen sie mir sagen?

Fünfter Auftritt.

Corallina und die Vorigen.

Coral. Sehen sie wohl? Es ist doch, wie ich gesagt habe. Es ist nicht wahr, daß sich die Feinde zurückgezogen haben.
Ros. Und diese werden auch nicht geflohen seyn.
Coral. O ja, Mamsell.
Ros. O nein, Mamsell.
Beat. Sie wissen beyde nicht, was sie reden.

Sechster Auftritt.

Don Alonso und die Vorigen.

Alonso. Darf man hinein kommen?
Ros. Da ist er, da ist er; das freuet mich.
Beat. Nun, wie ist es abgelaufen? Wie viel Todte haben sie? Wie viel Blessirte?
Alonso. Wir sind, Gottlob! alle noch gesund.
Beat. Ist es nicht zum Schlagen gekommen?
Alonso. Nein, Madam.
Beat. Das kömmt mir unmöglich vor.
Ros. Sehen sie, ich habe wahr geredt. Die Feinde haben sich retirirt, nicht wahr?
Alonso. Bey Leibe nicht; sie irren sich.
Coral. Also wird es wohl so seyn, wie ich gesagt habe. Diese Herren da werden Fersegeld gegeben haben.

Alonso. Sie denkt sehr falsch.

Ros. Warum sind sie aber wieder zurückgekommen?

Alonso. Wir bekamen, zwo Meilen von hier, einen Courier. Drauf ließ der General gleich Halt machen. Er las die Depeschen, ließ die Armee rechtsum machen, und wieder nach der Stadt zu marschiren.

Beat. Und also ist keiner geblieben noch verwundet geworden?

Alonso. Nein, Madam.

Beat. Das scheint mir unmöglich zu seyn.

Coral. Der Courier wird wohl Nachricht gebracht haben, daß sich der Feind zurückzöge.

Alonso. Denkt sie denn, daß dergleichen Nachrichten durch Couriere überbracht werden? Er war vom Cabinet abgeschickt.

Ros. Weis man nicht, was seine Depeschen in sich enthielten?

Alonso. Das weis man nicht.

Beat. Der Angriff wird wohl zwischen den Feinden, und demjenigen Corps von den Ihrigen, das die Anhöhe besetzt hält, vor sich gegangen seyn.

Alonso. Das ist nicht möglich. Der General schickte gleich ein Detaschement Cavallerie an dasselbe ab, mit der Ordre, diesen Posten zu verlassen.

Coral. (Ich wollte meinen Kopf verwetten, daß sie ausgerissen wären; er sagt nur Ehren halber so.)

Ros. Also bleiben sie hier in der Stadt, mein lieber Don Alonso?

Alonso. Ich glaube es schwerlich.

Ros. Warum nicht?

Alonso. Unser Regiment soll die Vorposten machen. Ich weis also nicht, was für ein Ort für mich bestimmt seyn wird.

Ros. Aber, mein bester Alonso, soll ich denn alle Tage eine neue Marter auszustehen haben? Kaum sehe ich sie, gleich verliere ich sie wieder. Was ich doch für ein elendes Leben führen muß!

Alonso. Gedulden sie sich nur, mein Engel; das Schicksal wird sich schon ändern.

Ros. Wie lange wird denn der Krieg noch dauren?

Coral. O, wenn sie erst anfangen davon zu laufen, so wird er bald aus.

Ros. Und du bleibst noch immer dabey, daß sie gewichen sind?

Coral. Ich setze meinen Hals zum Pfande.

Alonso. Sie ist ein unverschämtes Mädchen.

Ros. Sagen sie mir doch, Don Alonso, wollen sie sich nicht, die Zeit über, die sie noch da bleiben, wieder in unser Haus einqvartiren?

Alonso. Don Garzia hat mich darum gebracht. Aber ich schwöre es ihm zu, er soll mir noch Rechenschaft davon geben.

Beat. Don Garzia fürchtet sich vor ihnen nicht.

Ros. O, wenn sie mich lieb haben, so vermeiden sie alle Gelegenheit zum Schlagen.

Coral. Da kömmt der Herr Lieutenant.

Ros. Ums Himmels willen mäßigen sie ihren Zorn.

Siebenter Auftritt.

Don Garzia und die Vorigen.

Beat. Willkommen, das freuet mich, recht so; seyn sie willkommen.

Garzia. Ich suchte sie nur auf, Herr Fähndrich.

Alonso. Da bin ich, was wollen sie von mir?

Ros. Ach Don Alonso!

Garzia. Ich verlange Genugthuung, wegen der Beleidigung, die sie mir in diesem Hause angethan haben.

Alonso. Ich bin gleich bereit, sie ihnen zu geben.

Beat. Ey nicht doch, Don Garzia.

Garzia. Gehen sie zum Teufel. (zu Beatricen.)

Ros. Don Alonso —

Alonso. Liebste Rosaura, wenn ich mich weigere zu schlagen, so leidet meine Ehre darunter.

Garzia. Dießmal werde ich ihr Leben nicht schonen.

Coral. (Nun werden sie sich hier umbringen.) (geht ab.)

Alonso. Kommen sie mit mir hinaus.

Ros. O Himmel!

Beat. Bleiben sie da! (zu Don Garzia.)

Garzia. Machen sie mir den Kopf nicht warm. (zu Beatricen.)

Beat. Ich bin ja ihre Braut.

Garzia. Den Teufel auch, der sie holen soll. (zu Beat.)

Achter Auftritt.

Corallina, Brighella, und die Vorigen.

Coral. Da sind sie, da sind sie.
Brigh. Geschwind, meine Herren, geschwind, das Regiment soll auf die Parade ziehen.
Garzia. Wohin denn?
Brigh. Wissen sie es nicht? Es soll ein Deserteur erschossen werden.
Garzia. Wer ist er denn?
Brigh. Ein gewisser Harlekin Battocchio.
Coral. Harlekin ein Deserteur? Und den wollen sie todt schießen?
Brigh. Ja, Mamsell.
Coral. Ach, der arme Harlekin!
Garzia. Wir wollen erst unsern Dienst thun; hernach soll es ausgemacht werden. (zu Alonso, und geht ab.)
Ros. Don Alonso, verklagen sie doch den Garzia.
Alonso. Der Degen ist mein Richter. (geht ab.)
Coral. Herr Sergeant, also soll der arme Teufel erschossen werden?
Brigh. Freylich! Wer desertirt, der wird erschossen.
Coral. Und sollte sich denn Niemand seiner annehmen?
Brigh. Ich habe gesehen, daß sich Herr Pantalon deswegen viele Mühe giebt; ich glaube aber, daß er nichts ausrichten wird. Es ist zwar wahr, daß er kein eigentlicher Deserteur ist, weil man ihn nicht ausser der Stadt angetroffen hat; aber er hatte sich doch verkleidet, um desertiren zu wollen; und bey währenden Kriege muß man alle Strenge gebrauchen.

Coral. Also soll er sein Leben verlieren?
Brigh. Ich glaube es gewiß.
Coral. So muß ich es wenigstens mit ansehen.
Ros. Und du wolltest das Herz haben?
Coral. Durch den langen Umgang mit Soldaten, habe ich ein rechtes Löwenherz gekriegt. (geht ab.)
Brigh. Die Soldaten müssen ihr vielen Muth beygebracht haben. (geht ab.)

Neunter Auftritt.

Rosaura und Beatrice.

Ros. Don Garzia ist ein sehr unbesonnener Mensch.
Beat. Don Alonso hat wenig Ueberlegung.
Ros. Don Garzia hat ihn herausgefodert.
Beat. Don Alonso hat ihm seinen Respeckt nicht gegeben.
Ros. Vertheidigen sie ihn nur, sie thun recht daran.
Beat. Er ist nun einmal mein Bräutigam.
Ros. Ja, ein Bräutigam, der ihnen mit ausnehmender Liebe begegnet.
Beat. Officier sind nicht gewohnt, viel zu tändeln.
Ros. Ich glaube aber doch, daß sie es thun können, wenn sie wirklich verliebt sind.
Beat. Das müssen sie besser wissen, als ich.
Ros. O nein, Madam. Ich bin nicht mit so vielen umgegangen, wie sie.
Beat. Sie werden gesehen haben, daß sie eben die Witzigste nicht sind.
Ros. Ja, weil sie wissen, daß sie sinnreich sind, so drängen sie sich so um sie.
Beat. Stille; sprechen sie mit Bescheidenheit.

Ros. Ich bin in meinem Zimmer. Und wenn es ihnen nicht ansteht, so ist hier die Thür, wodurch man hinaus geht.

Beat. Das soll Don Garzia gewiß erfahren.

Ros. Und wenn es Don Satan erfahren sollte.

Beat. (Wenn ich mich nicht räche, so will ich auf der Stelle des Todes seyn.) (geht ab.)

Ros. O, würdige Braut eines Don Garzia! (geht ab.)

Zehenter Auftritt.

Ein großer Platz nach der Stadtmauer zu.

Harlekin, mit verbundenen Augen, zwischen Grenadieren mit aufgestoßenem Bajonet, die ihn zum Tode führen. Soldaten unter dem Gewehr. Ein Tambour, der trommelt. Don Sancio, Don Garzia, Don Alonso und Brighella, alle auf ihrem Posten. Die Grenadier marschiren mit Harlekinen immer weiter vor; da sie mit ihm an Ort und Stelle sind, lassen sie ihn niederknien, und entfernen sich hernach. Vier andere Soldaten machen sich fertig, ihn zu erschießen.

Eilfter Auftritt.

Pantalon und die Vorigen.

Don Sancio hebt den Stock auf und giebt den Soldaten ein Zeichen, sich zu stellen. Die Soldaten schlagen an. Pantalon sagt Brighellen etwas Heimliches ins Ohr und giebt ihm ein Papier. Brighella winkt dem Capitain, daß er warten soll, geht von seinem Posten und spricht mit dem Hauptmann. Der Capitain ließt, winkt drauf

den

den Soldaten, daß sie absetzen sollen. Brighella führt sie wieder in ihr Glied. Der Hauptmann spricht heimlich mit Brighellen, und giebt ihm zu verstehen, daß er ihm Harlekinen völlig überläßt; drauf giebt er den Officieren und Soldaten ein Zeichen mit dem Stocke, daß sie abmarschiren sollen. Pantalon macht ihm sein Compliment und will sich bey ihm bedanken: Er winkt ihm aber, stille zu seyn, und den Delinqventen nicht zu erschrecken. Die Officier und Soldaten marschiren, unter Rührung des Spiels, ab. Harlekin weint. Einige Soldaten und ein Trommelschläger bleiben da.

Brigh. (Man muß ganz behutsam umgehen, damit er für Freuden nicht stirbt.) (zum Lieutenant.) Harlekin. (etwas von ihm entfernt.)

Harl. Mein Herr. (indem er weint.)

Brigh. Stirbst du gern?

Harl. Nein, mein Herr.

Brigh. Du weist aber doch, daß ein jeder Deserteur sein Leben verlieren muß?

Harl. Das habe ich nicht gewußt; ich bedaure aber, daß ich es lernen soll.

Brigh. Ja, es gehört freylich Geduld darzu.

Harl. Herr Sergeante, werden sie auch darzu trommeln, wenn sie mich todt schießen?

Brigh. Freylich werden sie darzu trommeln.

Harl. Ey so wollte ich, daß dem Tambour die Hände verlähmten!

Brigh. Nun, sey nur ruhig, Harlekin, es ist noch Hoffnung da.

Harl. Ach, das gebe doch der Himmel, meiner armen Kinder wegen.

Brigh. Hast du denn Kinder?

Harl. Ich meyne nur derjenigen wegen, die ich noch haben kann.

Brigh. (Da sieht mans, daß er ein einfältiger Schöps ist.) (zu Pantalon.) Gieb dich zufrieden, Harlekin, du hast Gnade erhalten.

Harl. Gnade erhalten?

Brigh. Ja, sey munter, steh auf.

Harl. Geb' er mir die Hand.

Brigh. Nun frisch, frisch. (Die Trommel wird gerührt.)

Harl. Ach, helft mir, ich bin todt. (Er fällt zur Erde, und die Uebrigen gehen ab.)

Zwölfter Auftritt.

Ein Zimmer in Pantalons Hause, mit Stühlen, Tischen und ein Paar Pistolen.

Don Garzia.

Ich gebe mich nicht eher zufrieden, bis ich den frechen Don Alonso vor mir liegen sehe; er oder ich muß heute sterben. Ich kann ihn nicht mehr vor meinen Augen sehen. Wenn ich bey der Compagnie bin, und ihn erblicke, so kehrt sich mein Herz im Leibe um. Mir einen Schub zu geben! Mich so zu beschimpfen! Nein, hol mich der Teufel, das wäre schlecht von mir, wenn ich mich nicht rächen wollte. Ha, ha, da kömmt er gleich.

Dreyzehenter Auftritt.

Don Alonso und der Vorige.

Alonso. Don Garzia, sagen sie frey heraus: Sind sie unzufrieden mit mir? Ich bin gleich bereit, ihnen Satisfaktion zu geben.

Garzia. Ja, die verlange ich, und bestehe darauf.

Alonso. Nun so kommen sie mit mir, wohin sie wollen.

Garzia. Nichts da, von hier gehe ich nicht.

Alonso. Und sie wollen sich hier im Hause mit mir schlagen?

Garzia. Ich bin der Beleidigte. Mir steht die Wahl des Orts und der Waffen frey.

Alonso. Der Waffen? Wollen sie sich nicht auf den Degen schlagen?

Garzia. Nein, auf Pistolen.

Vierzehenter Auftritt.

Corallina und die Vorigen.

Coral. (Sie hört alles, unter einem Vorhange an der Thür, ungesehen mit an, und geht hernach, mit Verwunderung, ab.)

Alonso. Wo sind die Pistolen?

Garzia. Da liegen sie, untersuchen sie sie, und laden sie die Ihrige.

Alonso. Es sind ein Paar gute Läufte, die Schlösser vortreflich, und überhaupt auch gut geschäft. Da, diese will ich behalten, und sie auch selbst laden.

Garzia. Sie sollen schon lernen, wie sie mit Leuten, wie ich bin, umgehen müssen. (indem er die Pistole ladet.)

Alonso.

Alonso. Nicht so hitzig, nicht so hitzig, Herr Lieutenant. (indem er die seine ladet.)

Garzia. Ich werde sie übern Haufen schießen.

Alonso. Wir sind unserer zwey, Herr Lieutenant.

Garzia. Sie sind nicht würdig, länger zu leben.

Alonso. Ich habe geladen.

Garzia. Ich will die Thür erst zuschließen. (Er schließt sie zu.)

Alonso. Nun, ein jeder nehme seinen Stand.

Garzia. Wir wollen uns hier hinter einen Stuhl stellen. (Ein jeder stellt sich, in einer gewissen Entfernung, hinter einen Stuhl.)

Alonso. Himmel, steh mir bey.

Garzia. (Drückt los, das Zündkraut brennt aber ab.)

Alonso. Jetzt ist ihr Leben in meinen Händen. (Er nähert sich ihm, mit aufgezogener Pistole.)

Garzia. Schießen sie.

Alonso. Nein, ich schenke ihnen ihr Leben; und damit sie nicht sagen sollen, daß es mir auch hätte versagen können, so geben sie Acht. (Er schießt in die Luft.)

Funfzehenter Auftritt.

Beatrice und Rosaura von innen, nebst den Vorigen.

Beat. Machen sie die Thür auf!

Ros. Aufgemacht!

Alonso. Es ist unhöflich, ein Paar Frauenzimmer nicht herein zu lassen. (Er macht auf.)

Beat. So! Don Alonso mit der Pistole in der Hand?

Ros. Ach! Was hat es doch, in aller Welt, gegeben?

Alonso. Wenn sie die Wahrheit wissen wollen, so fragen sie nur den Don Garzia.

Beat. Armer Don Garzia, sind sie attaqvirt worden? Sagen sie mir doch, was es gegeben har?

Garzia. Lassen sie mich zufrieden. (verdrieslich.)

Beat. Ist es möglich, daß sie niemals gefällig gegen mich seyn wollen? (zu Don Garzia.)

Garzia. Ist es möglich, daß sie mich niemals verstehen wollen? Ich hasse sie, ich verabscheue sie; sie sind ein leibhafter Teufel, der mich plagt.

Ros. Lauter Liebes-Ausdrücke. (zu Beatricen.)

Beat. (Und ich sollte fortfahren, ihn zu lieben? Ich müßte doch närrisch seyn, wenn ich es thäte.)

Ros. Aber, kann man denn nicht erfahren, woher der Pistolenschuß kam?

Alonso. Es war ein Spaß; wir versuchten unsere Pistolen. Sie sehen ja, daß keiner von uns verwundet ist.

Ros. Nun, es mag seyn; was bringen sie mir aber für Neuigkeiten mit, Don Alonso? Ist ihr Abmarsch noch gewiß?

Alonso. Ich halte ihn für unwidertreiblich.

Ros. Sie hinterbringen mir lauter traurige Nachrichten.

Alonso. Ich wollte, daß ich ihnen erfreulichere sagen könnte.

Ros. Wenn wollen sie denn völlig der Meine werden?

Alonso. Ich habe es ihnen ja schon gesagt, wenn der Krieg aus ist.

Sechzehenter Auftritt.

Don Sancio, Pantalon und die Vorigen.

Pant. Belieben sie nur herein zu kommen, mein Herr Hauptmann, sie sind beyde da.

Sancio. Es ist also gewiß, daß zween Officier die Stöhrer der Einigkeit beym Regiment sind? Daß sie der ganzen Armee ein Aergerniß sind? Don Garzia, gestern schickte ich meinen Neffen in Arrest, weil er sie zuerst heraus gefodert hatte. Nun weis ich aber, daß sie ihn heute auf Pistolen heraus gefodert haben. Was hat er ihnen gethan? Ist er ihnen zuwider? Wollen sie sein Blut vergießen? Oder welche heldenmüthige That wollen sie sonst begehen? Schöne Unternehmungen eines tapfern Kriegers! Der General soll ihre Aufführung schon erfahren, und ihnen den Lohn geben, den sie verdienen.

Pant. (Mein lieber Herr Hauptmann, machen sie ja, daß ich ihn los werde.) (sachte zu Don Sancio.)

Beat. Mein lieber Don Garzia —

Garzia. Wenn sie doch beym Teufel wären.

Beat. (Wie brutal!)

Sancio. Und sie, Don Alonso, können sie gar nicht aus diesem Hause bleiben? Es ist ja ihr Quartier nicht. Ihre Verrichtungen treiben sie auch nicht hieher.

Pant. Ich habe es auch gesagt, daß er so gut seyn möchte, hinaus zu gehen; aber ich habe das Maul müssen halten.

Alonso. Ich habe mich nicht mit Gewalt in ihr Haus gedrungen. Ich liebe Mademoiselle

Rosauren,

Rosauren, und habe auch bey ihnen um sie angehalten. (zu Pantalon.)

Pant. Und was habe ich ihnen aber darauf geantwortet?

Alonso. Sie haben mir nicht alle Hoffnung aufgesagt.

Pant. Ich habe gesagt, daß ich sie keinem Officier geben wollte.

Sancio. Nun, nur frisch, Neffe, die Zeit vergeht; sie müssen mit der Compagnie ausmarschiren.

Alonso. Wohin aber?

Sancio. Wissen sie das nicht? Sehen sie, wie sie ihre Zeit zubringen. Der General hat, nur vor ein Paar Minuten, den Frieden bekannt gemacht.

Alonso. Den Frieden?

Garzia. Den Frieden?

Ros. Ist es Friede? (zu Pantalon.)

Pant. So sagt man.

Beat. Don Garzia, ist es Friede?

Garzia. So werde ich abmarschiren, damit ich sie nicht mehr vor Augen sehe.

Beat. (Ih so geh, daß du den Hals brechen möchtest.)

Alonso. Ach Don Sancio, geliebter Onkel, bester Capitain, hören sie mich nach ihrer väterlichen Liebe an, und verschließen sie ihr mitleidiges Herz nicht gegen mich. Ich liebe dieses rechtschaffene Frauenzimmer, so sehr man immer lieben kann; ich liebe sie mehr als mich, mehr als mein Leben. Ich habe jederzeit die Ehre der Liebe vorgezogen und meine Leidenschaft den Pflichten eines guten Soldaten und den Verbindlichkeiten eines redlichen Kriegers aufgeopfert. Ich versprach, meinem Souverain, so lange der Krieg

dauerte, treu zu dienen, und schwur, Rosauren zu heirathen, so bald der Friede wieder hergestellt seyn würde. Wenn ich nun jetzt meine Charge, die ich bisher bekleidet habe, in die Hände des Generals niederlege, so erfülle ich beyde Verbindlichkeiten auf einmal. Mitten in den Gefahren des Krieges würde ich dieses nicht gethan haben. Nun aber kann ich es thun, da ich meiner Pflicht ein Genüge geleistet, wenn ich die mir anvertrauete königliche Fahne zurückgebe, und ein gutes Andenken bey dem Regimente von mir hinterlasse. Ich will also, ohne mir heimliche Vorwürfe zu machen, von der Standarte des Kriegsgottes zu des Liebesgottes seiner übergehen.

Ros. (Der charmante Fähndrich, wie vortreflich er geredt hat!)

Pant. (Ich muß sie ihm geben, es hilft nichts darwider.)

Sancio. Neffe, sie setzen mich in Verwunderung. Ich kann zwar nicht behaupten, daß ihre Entsagung ihrer Ehre jetzt nachtheilig seyn könnte; aber ich will ihnen nur ihr schlechtes Avancement, in Ansehung ihrer Familie und ihrer eigenen Tapferkeit, vor Augen stellen.

Alonso. Was sagen sie mir da von Avancement, Chargen und Glück? Betrachten sie Rosauren; auf ihr beruhet meine ganze Wohlfahrt. Ich bin mit dem Besitz ihres Herzens zufrieden. Lassen sie mir dieses Glück in Ruhe genießen.

Sancio. Ich habe nichts darwider einzuwenden, sie sind ihr eigener Herr, und Vermögen haben sie auch. Die Ruhe des Gemüths ist freylich die

größte Glückseligkeit auf der Welt; die will ich ihnen nicht rauben, und unterstehe mich auch nicht, ihnen hierinne zuwider zu seyn. Ich will ihrentwegen selbst mit dem General sprechen, und wenn er ihnen den Abschied verspricht, so glauben sie nicht, daß ihr Onkel ihrem Glücke hinderlich seyn wird.

Alonso. Geliebte Rosaura, sie sind die Meinige.

Pant. Wissen sie auch, mein Herr, wer ich bin?

Ros. Liebster Vater, verzeihen sie ihm.

Alonso. Ich halte um sie inständigst bey ihnen an.

Pant. Ja, ja, damit ich wenigstens nicht für eine Null angesehen werde. Nun, so gehen sie nur, wenn es der General zufrieden ist, so heirathen sie sie immer; ich bin es ganz wohl auch zufrieden.

Alonso. Nun, mein liebster Onkel, vergessen sie ja nicht, bey Zeiten mit ihm davon zu sprechen; der Marsch steht uns bevor; sie werden also bey dem General darum anhalten, daß ich davon befreyet bleibe.

Sancio. Ja, Don Alonso, ich will ihnen diese Freude machen; und ob ich gleich den Verlust eines mir so lieben Neffens lebhaft empfinde, so ziehe ich doch ihre Zufriedenheit meiner eigenen Beruhigung vor. Don Garzia, folgen sie mir.

Garzia. Ich bin schon bereit. Don Alonso, ihrentwegen gehe ich in Arrest; doch da ich ihnen mein Leben zu danken habe, so umarme ich sie noch als meinen Freund.

Alonso. Ah, mein Onkel, schenken sie ihm doch die Strafe, weil er Reue bezeigt.

Sancio. Ja, seine Gelassenheit verdienet es; folgen sie mir also nur, und befürchten sie nichts. (geht ab.)

Beat. Es freuet mich auch, Don Garzia.

Garzia. Ich frage viel nach ihnen und nach ihrer Freude. (geht ab.)

Siebzehenter Auftritt.

Rosaura, Beatrice, Don Alonso und Pantalon.

Beat. Der undankbare Mensch!

Alonso. Geliebte Rosaura, sie werden also meine Braut.

Ros. Das gebe doch der Himmel!

Pant. Man muß nur erst sehen, ob es der General auch zufrieden ist.

Beat. Ja wohl; vielleicht will er nicht haben, daß ein Fähndrich heirathet.

Alonso. Er kann meiner Freyheit keine Gewalt anthun.

Beat. Vielleicht verlanget er auch, daß sie erst wieder mit nach Spanien marschiren sollen.

Ros. Die Misgunst spricht aus ihr.

Achtzehenter Auftritt.

Corallina, Harlekin und die Vorigen.

Coral. Ey, er soll leben, er soll leben! Sehen sie, da ist er wieder frisch und gesund.

Harl. Ich bedanke mich, meine Herren, daß sie mich wieder gebohren haben werden lassen, nachdem ich erschossen worden bin.

Alonso.! Diene deinem Herrn nur treu. Du bist nicht zu militärischen Strappazen gemacht.

Harl. Das ist wohl wahr, mein Herr, ich tauge zu weiter nichts, als zum Fressen. (Es wird getrommelt.) Hülfe, Hülfe! Erbarmen sie sich! (Er läuft davon.)

Alonso. O weh, die Truppen marschiren.

Ros. Bleiben sie da; gehen sie ja nicht weg.

Alonso. Ich muß mich nur nach der Wahrheit erkundigen. Erlauben sie mir also — (geht ab.)

Ros. O Himmel! (im Begriff abzugehen.)

Pant. Wo gehest du hin?

Ros. Auf den Altan, um zu sehen, was vorgeht. (geht ab.)

Pant. Ich gehe auch mit, ich lasse sie nicht allein. (geht ab.)

Beat. Corallina, der Fähndrich marschirt dir gewiß nach Spanien, und deine Mamsell wird mit so einer langen Nase hier bleiben.

Coral. Und Don Garzia?

Beat. Don Garzia — Wer weis noch? Wenn man was verachtet, so will man es gemeiniglich kaufen. (geht ab.)

Coral. Du einfältige Frau! Wenn du willst, daß dich Don Garzia kaufen soll, so mußt du deine Waare in bessern Stande erhalten. (geht ab.)

Neunzehenter Auftritt.

Ein öffentlicher Platz, auf den ein Altan geht.

Rosaura, Beatrice und Pantalon auf dem Altane.

Der General auf der einem Seite der Scene. Die Truppen marschiren in Ordnung vorbey. Don Sancio geht voran. Ein Fähndrich, mit der Fahne. Don Garzia schließt hinten. Nach einem kurzen Marsch, läßt der Major die Truppen Halt machen und das Gewehr präsentiren.

Zwanzigster Auftritt.

Don Alonso, und die Vorigen.

Alonso. Ihro Excellenz. (zum General.)

Der General. Der Hauptmann Sancio hat mit mir von ihnen gesprochen. Wollen sie also nicht länger dienen?

Alonso. Nein, ich bitte um meinen Abschied.

Der General. Sie sollten um ein Avancement anhalten, und nicht um den Abschied.

Alonso. Es giebt andere, die es mehr verdienen, als ich.

Der General. Ueberlegen sie es noch.

Alonso. Ich habe es schon überlegt, Ihro Excellenz.

Der General. Nun, und?

Alonso. Ich bitte sie um meine Erlassung.

Der General. Amor verführet sie.

Alonso. Ein solcher Verführer ist allzu liebenswürdig.

Der General. Sie werden es bereuen.
Alonso. Das muß ich erwarten.
Der General. Ihr Onkel bedauert ihren Verlust.
Alonso. Ich würde es mehr bedauern, als er, wenn ich mein Herz hier lassen müßte.
Der General. Sie sind noch jung.
Alonso. Sie haben Recht.
Der General. Sie überlegen eine Sache noch nicht recht.
Alonso. Ich werde es mit der Zeit schon noch lernen.
Der General. Es wird alsdann zu spät seyn.
Alonso. Das muß ich abwarten.
Der General. Haben sie alles wohl bedacht?
Alonso. Ja, Ihro Excellenz.
Der General. Gut; sie haben ihren Abschied.
Alonso. Erlauben sie mir nur noch —
Der General. He! (Er giebt Ordre zu marschiren. Die Truppen und der General gehen ab.)

Ein und zwanzigster Auftritt.

Rosaura und Pantalon, die vom Altane wieder herunter gestiegen, und Don Alonso.

Ros. Da bin ich, da bin ich.
Pant. Wo Teufel gehst du hin? Mitten auf den Platz?
Ros. Verzeihen sie meiner allzu großen Freude. (zu Pantalon.) Geliebter Alonso, werden sie nun der Meinige seyn?
Alonso. Ja, ich bin der Ihrige. Hier haben sie meine Hand.
Pant. He! Seyd ihr närrisch? Kommt doch nach Hause.

Letzter Auftritt.

Beatrice und die Vorigen.

Beat. Ist Don Garzia mit fortmarschirt?

Alonso. Ja, fort ist er.

Ros. Und Don Alonso marschirt nicht mit, er geht auch nicht nach Spanien.

Beat. Ha, treuloser Garzia! Ich elende Verlassene! Das Frauenzimmer mag ja von mir lernen, vorsichtig und nicht so leichtgläubig zu seyn. Sie haben es getroffen; sie haben das große Loos bekommen. (zu Rosauren.)

Alonso. Ja, liebenswürdige Rosaura, endlich sind sie die Meinige, und ich bin der Ihrige. Ich liebte sie zärtlich; aber die Liebe hat mich nie an der Ausübung meiner Pflichten verhindert. Und so muß auch ein militärischer Liebhaber beschaffen seyn, der die Ehre, seinen guten Namen, den Ruhm der Waffen, sein eigenes und seiner Nation Ansehen, über alles auf der Welt schätzen soll. Er muß, bey der zärtlichsten Leidenschaft, Stärke der Seele, Tapferkeit, großmüthige Gelassenheit und Ehre, beständig von sich blicken lassen.

Ende des Lustspiels, und des fünften Theils.

Inhalt

Inhalt
des fünften Theils.

I.

Der Cavalier von gutem Geschmack S. 1

II.

Die gute Mutter S. 97

III.

Der Vater aus Liebe S. 219

IV.

Der militärische Liebhaber S. 321

I.

II.

III.

IV.

LA

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Goldoni, Carlo,

Des Herrn Carl Goldoni Sämmtliche Lustspiele

Bd.: 5

Leipzig 1769

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LA 5773 -5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11258866-2
VD18 80451667-001